







ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



73. JAHRGANG, 139. BAND
DER NEUEN SERIE 39. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1919

Inhalts-Verzeichnis des 139. Bandes

der neuen Serie 39. Bandes

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Neuere Sprachen

Germanisch

Niederländisch

Deutsch

Englisch

Homunculi und Androiden.

(Schluß.)

III. Die Epigonen.

Die Typen der künstlichen Menschen waren durch die Romantik geschaffen, die Folgezeit hat nichts wesentlich Neues hinzugetan, aber sie hat die einmal eröffnete Bahn auch nicht wieder verlassen: von Zeit zu Zeit ist immer wieder ein neuer Vertreter des Geschlechts hier oder dort aufgetaucht, und neuerdings sind sie sogar wieder ziemlich häufig geworden. Das hängt mit den Zeitströmungen zusammen. Goethes Homunculus, Tiecks Vogelscheuche waren schon zu spät gekommen, um unmittelbar als dichterische Erzeugnisse gewürdigt zu werden: die dreißiger Jahre sahen eine gründliche Abwendung von der Romantik, man war der Phantastereien müde, die Dichtung sollte der Zeit dienen. Von ihr aber führte jetzt kaum noch eine Brücke zu diesen Erfindungen: in der Philosophie herrschte ein stolzer Idealismus; wer sich gesättigt hatte an Hegelschen Gedanken, der brauchte sich nicht mehr zu wehren gegen das Gefühl, als bloße Puppe an einem verborgenen Draht gelenkt zu werden: die souveräne Freiheit des menschlichen Geistes schien ein für allemal festgestellt. Und doch hat selbst diese Zeit, die Wende des vierten und fünften Jahrzehnts, ihren Homunculus: die Gestalt eignete sich doch gut dazu, das Gemachte, Künstliche im gesellschaftlichen und literarischen Leben zu verspotten: ein derber Humor konnte die Nöte eines chemischen Leibes, dessen Bestandteile auch andere Auffrischung nötig haben, als Speise und Trank sie gewöhnlichen Menschenkindern gewähren, wirkungsvoll schildern, die geistige Bildungsgeschichte eines solchen Wesens war wie gefunden, um äußerliche Abrichtung bloßzustellen. Aber hätte ein Geschlecht, das vom Roman die Spiegelung seines bürgerlichen Lebens zu verlangen begann, inmitten der Gestalten der Wirklichkeit sich ein Erzeugnis des Laboratoriums gefallen lassen? Es scheint mir bezeichnend, daß der erste nachgoethische 'Munkel' der Held von Immermanns *Münchhausen* ist; seine absonderliche Herkunft ist also eine seines Namens würdige geniale Aufschneiderei.

Wenn die Verhältnisse in Deutschland der dichterischen Gestaltung des Automaten- und Homunculussymbols nicht sehr günstig waren, so konnte ein anderes Land als ein eher geeigneter Boden erscheinen. Die dreißiger und vierziger Jahre sahen bei uns ein erstes Erstarken der Industrie; ihre Heimat war England, und wer hellsichtig in den deutschen Fabrikherren und

Großkaufleuten die kommende maßgebende Macht sah, der konnte in englischen Zuständen wie im Spiegel die Zukunft des eigenen Volkes erschauen. Auch hier begegnen wir Immermann in unserem Stoffkreise; es ist charakteristisch, daß er im *Tulifäntchen* einen Engländer als Ersinner und Erbauer jener ehernen Mauer einführt, die das Schloß des Riesen Schlagadodro umgibt. Aus gewaltigen Platten ist sie ohne Nägel, ohne Schrauben zusammengefügt; ein einziger dünner Stift, im Schwerpunkt ins Scharnier eingesetzt, hält sie: 'das Jahrhundert will Ersparnis aller überflüss'gen Kräfte'. Den Stift kann aber ein Däumling entfernen, und dann stürzt der mechanische Riesenbau zusammen und erschlägt Besitzer und Erbauer. — Richard M. Meyer hat in *Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift* (Hamburg u. Leipzig 1896) dargelegt, wie hier in einem Symbol die furchtbare Abhängigkeit sich spiegelt, in die eine hochentwickelte Technik den Menschen von dem allerunbedeutendsten Zufall bringt. Der Erbauer des Wunderwerkes wird seines 'maschinengrübeltiefen Volkes tiefster Grübelmaschinist' genannt und rechtfertigt die Bezeichnung dadurch, daß er sich zu seiner persönlichen Bedienung einen 'Dampfbedienten' und eine ihm förmlich angetraute 'Dampffrau' gemacht hat; ganz wie Menschen sehen sie aus und gehaben sich auch so, nur der Dampf, der aus einer Röhre am Hinterkopf entweicht, verrät ihr Wesen. 'Sieh, so hoch stieg die Mechanik in Alt-England,' meint der Dichter — wir aber dürfen an Ruskins Groll über die utilitarische Wirtschaftslehre und ihre Auffassung des Arbeiters als Automaten denken (*Unto this last* § 8), um zu ermessen, wie treffend unseres Dichters Satire ist. Noch war sie Warnung, wies auf England als abschreckendes Beispiel — in Deutschland handelte es sich erst um Anfänge des Industrialismus, dessen Gefahren das Volk der idealistischen Philosophie noch von sich abwenden mochte.

Aber der Stern Hegels sank; das Zeitalter der Naturwissenschaften zog herauf, und ihre Erfolge richteten in den Köpfen bedenkliche Verheerungen an. Ein populärer Materialismus begann viel weitere Kreise zu ziehen als jemals der alte: die Leute waren ja bildungsbeflissen geworden, und die Kirche hatte nicht mehr die Macht über die Gemüter wie trotz allem noch zu den Zeiten Lamettries. Wenn Kraft und Stoff die Welt regierten, dann lag abermals für die Satire das Symbol nicht fern: Hamerling hat es in den Mittelpunkt seiner großen Dichtung *Homunkulus* (1888) gestellt.

Ein satirisches Epos, bei dem *Atta Troll* Pate gestanden hat, aber vom letzten 'freien Waldlied der Romantik' trennt es ein Zeitalter des Realismus: verschwunden ist der Märchencharakter des Liedes von den Taten und Meinungen des großen Pyrenäen-

bären; die Phantastik ist nicht geringer geworden, aber sie entstammt der etwas kalten Phantasie eines Zeitalters der Technik. Auch dies Zeitalter hat seine Romantik geboren, und von ihren Erzeugnissen wird weiter unten die Rede sein; Hamerlings *Homunkulus* gehört nicht dazu, weil sein Dichter den Geist seiner Zeit bekämpfen, aber sich nicht von ihm poetisch befruchten lassen wollte. Trotzdem weht durch die Erfindungen des Gedichts nicht bloß der Hauch der Satire: wenn es ernsthaft erzählt, was im Rahmen des Immermannschen *Münchhausen* nur als übermütige Lüge möglich war, so dankt es das der Stimmung, die seit den sechziger und vor allem den siebziger Jahren die Fortschritte der Technik bereitet hatten.

Will man den Abstand des *Homunkulus* von romantischen Erfindungen mit Händen greifen, so lese man die Episode des zehnten Gesanges,[1] in der der Held, selbst ein Homunkulus, andere künstliche Wesen schafft. Er steckt einen Stab in die Erde, dem er 'wie einem Metronom (nach Meltzl)' jeden Grad von Schwingungsschnelligkeit zu geben versteht. Zunächst tönt der Stab, dann erzeugt er Wärme, dann rotes, gelbes, grünes, violettes Licht, bei Millionen und Billionen Schwingungen in der Sekunde treten die Erscheinungen des Magnetismus, der Elektrizität auf:

'Und nachdem er in undenkbar-
Schnellstem Schwung zuletzt erreicht hat
Jene Zahl von Billionen
Schwingungen in der Sekunde,
Deren Resultat das Leben,
Reißt er von der Erde Grund sich
Plötzlich los und — läuft von dannen:
Denn er lebt — er lebt und denkt!
Er auch ein Homunkel, traun,
Wenn auch auf ganz anderm Wege,
Auf unendlich kürzerm Wege
Hergestellt — à la minute —
Als der andre, der ihn machte.
Froh der Vaterschaft war Munkel,
Und in seinem Stolz, in seiner
Freude setzt' er in die Welt noch
Viele ähnliche Homunkel,
Die in ihr umher nun laufen.'

Das ist ganz und gar die Lehre des Materialismus, nach der Leben und Denken Bewegungsfunktionen des Stoffes sind — wie weit stehen da Tiecks Vorstellungen von den siderischen und tellurischen Kräften ab, die Herrn von Ledebrinna zum Menschen machen!

Für den Helden selbst ist Hamerling einen andern Weg gegangen: ein Gelehrter hat ihn wie Wagner in der Retorte hergestellt. das Erzeugnis ist aber bei weitem nicht so liebenswürdig ausgefallen wie jenes in Fausts ehemaliger chemischer Küche, mit dem es nur das Übergewicht der intellektuellen über die körperlichen Eigenschaften teilt — solche des Gemüts sind gar nicht vorhanden. Der Erzeuger sieht ein, daß, wenn so ein Männlein in die Welt passen soll, man besser die Natur der Kunst helfen läßt;

[1] 5. Auflage (Hamburg 1896), S. 289.

er hypnotisiert also sein Geschöpf, reduziert es im Tiegel wieder auf das 'embryonale Urprinzip'; dieser erste 'Rein materiell erzielte, Destillierte Lebensstoff' wird als 'Rationell gemischtes, Zartes Protoplasma-Klümpchen' auf geheimnisvolle Weise in den Mutterschoß einer armen Dorfschulmeisterfrau verpflanzt, und so kommt denn 'Munkel' scheinbar wie ein anderes Menschenkind zur Welt.

Jetzt ist das Experiment gelungen: bald eilt der junge Munkel von einem äußeren Erfolge zum andern. Es ist ja die Zeit der Gründerjahre, des Tanzes um das goldene Kalb: das ist der rechte Boden für dieses Gewächs. Ein Produkt der Berechnung, des Messens und Wägens, kennt er auch nichts andres, als was sich der Berechnung fügt; bald sieht er, daß das Gold der große Wertmesser ist, und wie er sich erst einmal über die zum Erwerb tauglichen Mittel klar ist, strömt es ihm überreichlich zu. Von seiner Herkunft hat er zunächst keine Ahnung; es erinnert ein wenig an Immermanns Münchhausen, wie er spürt, daß seine Moleküle sich voneinander lösen wollen, wie sein Erzeuger ihn auf 'engbegrenztem Stoff- und Kraftweg' mit Salben, Salzen, Tinkturen usw. wiederherstellt und ihm dabei sein Geheimnis enthüllt. Über den ersten Schreck hilft die Überzeugung fort, daß der durch Wissensmacht Geschaffene dem bloß Erzeugten überlegen sein muß; jetzt wird Munkel erst Lebenszweck, was er vorher nur aus unbewußtem Trieb erstrebte. Er wird Gründer, bringt es zum Billionär; der große Bankkrach kostet ihm zwar sein Vermögen, öffnet ihm aber erst recht eigentlich freie Bahn, indem er ihn aus den beengenden Verhältnissen des alten Europas löst. Nicht mehr um den persönlichen Erwerb geht es ihm jetzt: er will den 'Homunkulismus im höchsten Stile verwirklichen'. So wandert er nach Eldorado aus und wird dort zum Staatengründer: aus einem Reiche der Unschuld macht er ein Reich der Seelenlosigkeit, das nach chemisch-physikalisch-physiologischen Grundsätzen regiert wird; nachdem es zugrunde gegangen ist, stiftet er das Affenreich der bloß intellektuellen, rein äußeren Bildung; als Judenkönig will er der Messias des Verstandes werden, schließlich die Welt zum Pessimismus überreden und den großen allgemeinen Selbstmord herbeiführen. Die Leute sollen eben sich nach seinem Bilde formen; er weiß, daß ihm etwas fehlt, und das soll nun überhaupt nicht mehr vorhanden sein. Freilich, die wirklich lebendigen Kräfte der Menschenseele erweisen sich doch immer stärker als er: Revolutionen stürzen ihn von seinem Herrschersitz, ein liebendes Paar überläßt sich in seliger Selbstvergessenheit dem Willen zum Leben und vereitelt damit alle Weltverneinungspläne. So zieht sich denn Munkel in tiefste Einsamkeit zurück: das Wissen soll ihm die Macht über die Menschheit geben; aber als er seinem Ziel

nahe zu sein scheint, erreicht ihn das Schicksal. Der Blitz trifft sein lenkbares Luftschiff, steuerlos treibt er außerhalb des Bereiches der Schwerkraft im Äther, und nun, unwiderruflich der Erde fern, sieht er, was irdisches Leben in seinem eigentlichen Sinn bedeutet, erkennt er, was ihm gefehlt hat. Die Liebe ist die große, schaffende Weltmacht, an ihr hat das Erzeugnis der Retorte keinen Anteil, drum ist ihm Menschenleid und -freude fremd geblieben, drum ist er gescheitert: Macht über Menschen hat auf die Dauer eben nur einer, der selbst ein voller Mensch ist.

Die große Dichtung ist schwer befrachtet mit politischer, gesellschaftlicher, philosophischer, literarischer Satire — gegenüber all dem, was sich Hamerling vom Herzen schreiben wollte, tritt das Motiv der Wesensart des Helden einigermaßen zurück. Munkel ist zu sehr Sinnbild der Gründerzeit, zu sehr Typus des materialistischen Geld- und Machtjägers, um sich von seinesgleichen, die aber keine Homunculi sind, wesentlich zu unterscheiden. Wenn er seiner Art nach ein Zwitterding ist, so sollte er es doch dichterisch nicht sein: so ist er aber auf der einen Seite zu sehr Mensch, auf der anderen wieder seelenloses Kunsterzeugnis, keines von beiden ganz, und das läßt die Teilnahme an ihm nicht recht erwarmen. Daß die Gestalt ganz andere Möglichkeiten barg, wußte der Dichter; er stellt noch ein zweites Mal[1] den Schöpfer Munkels (der große Gelehrte ist übrigens nur ein flüchtiger Schemen) seinem Geschöpf gegenüber, mit seinen mahnenden Worten holt er sich aber eine gründliche Abfuhr:

'Hast du Kunde nicht vernommen
Von Mohammed, dem Propheten,
Weshalb er, in Ton, in Farben
Nachzubilden Menschenwesen
Streng verboten seinem Volke?
Weil die Statuen, die Bilder,
Lehrt er, von dem Mann, der frevelnd
Nachgeäfft die schöpferische
Gottesurkraft, Menschen formend,
Vampirgleich, gespenstig, plötzlich
Vor ihn treten, eine Seele
Von ihm heischend — eine Seele,
Und da er, der Stümper, ihnen
Diese nicht vermag zu geben,
In geheimnisvoller Art sich
An ihm rächen, Unheil bringend
Und ihn ins Verderben stürzend!' ...

Aber bei dieser Andeutung bleibt es; der Meister gibt sich zufrieden und behält Munkels Geheimnis, das er enthüllen wollte, für sich; das Motiv verpufft — dem Dichter war die satirische Tendenz wohl wichtiger als ein tragischer Konflikt zwischen dem Homunculus und seinem Erzeuger.

Es ist anziehend, zu sehen, wie Hamerling in der Art, wie er sein chemisches Männlein entstehen läßt, an Goethe anknüpft, dabei aber zu gleicher Zeit in mancherlei Erfindungen sich von dem technischen Zeitalter, in dem er lebte, angeregt zeigt. Es war unausbleiblich, daß die gewaltigen Erfolge der Technik die Phan-

[1] Gesang VII.

tasie befruchteten: daß sie förmlich berauschend wirkten, zeigt das Beispiel Jules Vernes, dessen große Erfolge in den sechziger Jahren begonnen hatten. Hier war keine Rede von Satire: ein guter Erzähler beutete ohne besonderen literarischen Ehrgeiz die Fülle der Möglichkeiten aus, welche die Entwicklung der Eisenbahnen und Dampfschiffe, der Luftschiffahrt, die Wunder der Elektrizität und des Magnetismus eröffneten; behaglich folgten die Leser ihm um, über und unter die Erde — mehr als einer seiner Träume ist im Laufe der Zeit zur schier alltäglichen Wirklichkeit geworden. Der Acker, auf dem er zunächst ziemlich allein gepflügt hatte, wurde allmählich auch von anderen angebaut, und zu den Themen, die sich diesen technischen Phantasten anboten, gehörte auch dasjenige des Automaten. Der Zusammenhang ist anders als einst in der Zeit der Romantiker: war man damals von philosophischen Spekulationen ausgegangen, hatte man sich anregen lassen von mechanischen Spielwerken, so ging man diesmal von sehr nützlichen und prosaischen Beobachtungen aus. In der Technik spielte allerlei Automatisches eine beträchtliche Rolle; man hörte von selbsttätigem Aus- und Einschalten, von automatischen Sicherungen, im täglichen Leben sah man überall, in Postämtern und auf Bahnsteigen, am Kaufmannsladen und im Vergnügungsgarten jene Kästen, die für uns heute die Automaten schlechtweg sind, in den Straßen der Städte tauchten die automatischen Restaurants auf: da ließen sich leicht die Gedanken weiterspinnen — konnte man nicht allerlei nützliche, aber manchmal auch lästige Lebewesen durch Automaten ersetzen? Jetzt wurden Immermanns Dampfbediente zeitgemäß!

Schon Hamerlings Held umgibt sich[1] mit allerlei Automaten; ähnlich ist bei Anatole France[2] der Gasthof mit automatischer Bedienung eine Erscheinung hochgesteigerter Kultur; sehr hübsch ist eine Episode in einer Erzählung des Engländers G. K. Chesterton:[3] automatische Diener werden angepriesen 'a cook who is never cross, a butler who never drinks, housemaids who never flirt'. Das alles ist noch im Bereich der Möglichkeit; aber wer gesehen hat, wie in eine rätselhafte Maschine vorn die weißen Papierballen verschwinden, hinten die Tageszeitung fertig gedruckt und zusammengefaltet hervorkommt, der kann sich auch allerhand Wunder aussinnen: Heinrich Seidel plaudert einmal sehr ergötzlich von der eisernen Kuh, die Milch unmittelbar aus Gras und Heu produziert: auf der einen Seite wird der Futtertrichter mit Gras gefüllt, auf der anderen fließt aus einem Rohr die köstlichste Milch, an einer besonderen Stelle gibt es sogar Kuhdung (*Kinkerlitzchen* Nr. 3).

---

[1] Gesang III. [2] *L'île des Pingouins* S. 156 (1907).
[3] In *The invisible man* (Sammlung *The innocence of Father Brown*).

Der Wettbewerb des mechanischen Kunsterzeugnisses mit dem organischen Lebewesen ist nun nicht erst in dieser Zeit dichterisch behandelt worden. Schon ein Andersensches Märchen, *Die Nachtigall,* erzählt von einem Kaiser von China, der einen Wettgesang zwischen einer wirklichen Nachtigall und einem künstlichen Spielwerk veranstaltete. Er und sein Hof ziehen den Kunstvogel vor, weil man ihn öffnen und sehen kann, wie die Walzen sich bewegen; die wirkliche Nachtigall wird in Ungnade verbannt. Freilich: eines schönen Tages versagt das Räderwerk des Automaten, und niemand kann helfen; der Kaiser wird krank und liegt von aller Welt verlassen zu Bett: da tönt ins Ohr des Sterbenden sieghaft und trostreich das ewige Lied der Nachtigall. Man sieht, der Märchendichter der Zeit des Vormärz ist optimistisch; seine Satire trägt einen gutmütigen Zug, sein Humor ist milde und freundlich. Das Hoffmannsche Grauen vor dem Automaten liegt ihm fern; er spottet der guten Leute, die den Kunstersatz der Sache vorziehen — sie tun es, weil sie selbst verbildet und verkünstelt sind, während die schlichten Fischer gar wohl merken, daß dem Gesange der künstlichen Nachtigall der eigentliche Reiz fehlt, und der Sieg bleibt denn auch dem schlichten Waldvogel.

Man wird, um den Wandel der Zeiten zu veranschaulichen, dem Andersenschen Märchen eine moderne Geschichte von K. H. Strobl gegenüberstellen dürfen, die sehr bezeichnend *Der Triumph der Mechanik*[1] heißt. Da verlangt ein amerikanischer Erfinder von dem Bürgermeister einer Stadt die Konzession für eine Fabrik automatischer Spielsachen; als sein Gesuch abgeschlagen wird, droht er, eine Milliarde automatischer Kaninchen auf die Stadt loszulassen. Man lacht ihn aus, er aber macht seine Drohung wahr. Überall erscheinen Kaninchen: sie dringen in die Wohnungen, springen auf Tische und Stühle, liegen in den Betten und bedecken die Straßen, unzählig und unvertilgbar, da sie unzerbrechlich sind. Vor diesen Tieren mit den stumpfen, roten Glasaugen, dem höhnischen Zug um den Mund, dem 'starren Lächeln lebloser Dinge', macht die Stadt alle Gefühle durch vom spöttischen Achselzucken über ohnmächtigen Zorn bis zu Bestürzung, Verzweiflung, Grauen und Ekel. Als Hopkins gar verkündigt, seine Kaninchen würden auch noch fressen, als er vor den Augen einer großen Versammlung den Beweis führt, da tut man ihm den Willen. Gewiß: das fressende Kaninchen war, wie Hopkins nachher dem Bürgermeister sagt, ein natürliches — zur Sache tut das aber nichts: diese guten Leute hat das Grauen vor dem Mechanischen gepackt; ihren gepeinigten Gehirnen wird die Vorstellung

[1] In *Bedenksame Historien,* Berlin 1907.

glaubhaft, diese entsetzlichen Geschöpfe könnten auch noch fressen, und da bricht der letzte Widerstand zusammen: die Natur dient nur dazu, die Kunst vollkommen triumphieren zu lassen.

Hier hat sich ein grotesker Humor eines Problems bemächtigt, das für unsere Zeit wieder sehr bedeutsam geworden ist; der Siegeszug der Technik hat uns eine Mechanisierung des Lebens gebracht, und zwar eine Mechanisierung von unten auf, im Gegensatz zu jener aus philosophischen Theorien abgeleiteten, gegen die sich die Romantiker wehrten. Demgemäß ist auch das Symbol, unter dem wir diese Erscheinung begreifen, ein anderes geworden. Die Romantiker sprachen vom Marionettenspiel des Lebens, von den Fäden, an denen die Puppen gelenkt werden; wie fremd uns dies Symbol geworden ist, haben wir alle gefühlt, als es Gerhart Hauptmann in seinem *Festspiel* zur Jahrhundertfeier wieder hervorholte. Wir haben uns dagegen gewehrt, daß unsere große nationale Vergangenheit uns im Bilde des Puppenspiels vorgeführt wurde, und das geschah nicht nur aus vaterländischem Empfinden, sondern auch aus dem Gefühl, daß wir wahrhaftig keinen Grund haben, der Zeit Goethes, Schillers und der Romantik die innere Freiheit und Selbstbestimmung zu verkleinern. Als wir den hundertsten Todestag Schillers begingen, ist es uns ja sehr deutlich bewußt geworden, daß wir die Männer von Jena und Weimar brauchen, weil sie den Ausgleich gefunden hatten zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Ganz anders als die Geschlechter der Vergangenheit sind wir eingefügt in die gewaltige Organisation des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens; vorbei ist das Stillleben, das einst der einzelne im wesentlichen auf sich selbst gestellt führen konnte; das Maschinenzeitalter hat im öffentlichen wie im privaten Leben den Großbetrieb als den einzig lohnenden erscheinen lassen; sein Symbol aber ist die Maschine, die durch ihre mechanische Tätigkeit soundsoviel Arbeiter ersetzt, deren Leistung dabei billiger, gleichförmiger, unermüdlicher, kurz unpersönlicher ist als die der Menschenkraft. Der einzelne erscheint als Rädchen, das sich dreht, weil es so sein muß, weil andere Räder es treiben, die selbst wieder von einer Kraft in Bewegung gesetzt werden. Diese Kraft ist dem einzelnen fremd, unkontrollierbar; automatisch scheint ihm das ganze Wesen, von dem er selbst ein willenloser Teil ist.

'Was ist das Höchste, das wir im gesellschaftlichen, im geschäftlichen Umgang am Menschen schätzen? Doch nur das Korrekte, die gesetzmäßige Funktion. Wer ist der Brauchbarste? Der heute arbeitet wie gestern, der gestern gearbeitet hat, wie er morgen arbeiten wird ... Was schätzen Sie an Ihren Untergebenen? Die maschinenmäßig verläßliche Funktion ...', das ist eine Stelle aus einem 'phantastisch-satirischen' Roman *Seine Exzellenz der Automat*, in dem

Leo Gilbert[1] versucht hat, der Zeit einen Spiegel vorzuhalten. Er läßt einen genialen Techniker einen Automaten konstruieren, einen vollkommen menschenähnlichen Androiden; eine Unzahl von Räderwerken lassen ihn gehen, sprechen, essen; er ist so eingerichtet, daß er auf gewisse Schlagworte reagiert, seine Ansichten vorträgt, auf wahrscheinliche Einwürfe wahrscheinliche Antworten bereit hat. Warum denn auch nicht: 'unser Geistesleben besteht aus feststehenden Verbindungen zwischen Eindrücken, Empfindungen und Begriffen',[2] 'jeder Durchschnittsmensch besitzt eine Anzahl von Ideen, eine beschränkte Zahl; die variiert er nach Belieben ... es ist also nichts einfacher, als einem Automaten vier oder sechs oder sagen wir zwanzig leitende Grundideen zu geben, Grundlagen seiner Tüchtigkeit, und in seinem Räderwerk Spielraum zu lassen für die zahllosen möglichen, mannigfaltigsten Kombinationen dieser zwanzig Ideen'![3] Der Erfinder will seinen Automaten verkaufen, er hat ihn zum erstenmal einigen Interessenten vorgeführt — als er ihn nachher abstellen will, geschieht das Unerwartete. Der Android ist so eingerichtet, daß er etwaige Angriffe mit Maschinenkraft zurückweist; der Erfinder bekommt es zu spüren: ein Stoß schleudert ihn zu Boden, der Automat verläßt das Zimmer.

Er tritt jetzt als Großindustrieller auf; die Ideen, die ihm sein Schöpfer mitgegeben hat, befähigen ihn zu einer glänzenden Laufbahn. Er wird ein hochangesehener Mann, Direktor einer industriellen Gesellschaft, macht seinem Erbauer seine Braut abspenstig und bringt es schließlich zum Minister. Als seine Tätigkeit den Staat mit einer nationalen Katastrophe bedroht, gelingt es endlich seinem schon halb verzweifelten Erfinder, ihn nach hartem Kampf unschädlich zu machen.

Die angeführten Stellen zeigen zur Genüge, worauf Gilberts Satire hinauswill: die meisten Menschen sind Automaten, in die gewisse feste Ideen hineingepackt sind und die nun auf gewisse Schlagworte reagieren; der wirkliche Automat paßt also zu ihnen als ihr eigentlicher und rechter Typus. Er paßt auch in das Getriebe des Lebens und des Staates hinein: wo alles maschinenmäßig zugeht, wird die vollkommene Maschine alle Ansprüche aufs beste erfüllen. Eine gewisse Macht wird man also der Satire nicht absprechen; allerdings ist Gilbert kein Dichter: für das Dämonische, das in der Gestalt seines selbständig handelnden Androiden steckt, für das Entsetzliche der Vorstellung der menschlichen Maschine langt seine Kraft bei weitem nicht aus.

Doch hat die Idee ihren Dichter gefunden: das moderne Epos

[1] Berlin u. Leipzig 1907; L. Gilbert ist Deckname für Silberstein; das Zitat S. 113.
[2] S. 105. [3] S. 116 u. 117.

hat für seine Mythologie zu diesem Symbol gegriffen. In Spittelers *Olympischem Frühling* haust Ananke, der Weltherr, in so etwas wie der Zentrale eines ungeheuren Maschinenbetriebes, Tasten und Klappen sprechen von verborgenen Drähten, die aus aller Welt Ecken die Kunde der Geschehnisse zu ihm leiten; er selbst prüft am Rechentisch den Gang des Lebens, der Gestirne Gleichgewicht. Will er genaueren Bericht, steckt er einem 'klugen Eisenmann' einen Zettel ins Ohr, dreht eine Kurbel und

nach einer schwangern Zeit
Begann ein schauerlicher Eingeweidekampf
Im Eisenmann, mit Krämpfen und mit Fußgestampf.
Dann klappt' er mit den Kiefern, würgte und gebar
Aus seinen Zähnen einen langen Streifen dar.
Und auf dem Streifen stand, in Kleinschrift aufgeschrieben,
Die Antwort auf Anankes Frage und Belieben.[1]

Neben diese allgemeine Kennzeichnung automatischen Treibens stellt sich aber der Automat selbst als Sinnbild von Anankes Wesen. Das Lied des Sängers Zagreus[2] berichtet vom Weltenfreiheitskrieg. Die schöne Kora ist in die Gewalt Kirkes, der Tochter Anankes, gefallen; sie schmachtet in der Unterwelt, in Kirkes sonnenloser Burg Metempsychose. Einer ihrer Brüder nach dem andern hat sie zu erlösen gesucht; keinem ist es gelungen, unter Kirkes Tieren, die alle die verwandelte Kora sein wollen, die Schwester herauszufinden. Da versucht Alastor, der jüngste Bruder, das letzte Mittel. Olymp und Erde, alles Lebendige, führt er zum Sturm auf Anankes 'Mörderweltburg', schon ertönt der Siegesruf: 'Die Welt ist frei.'

Doch jetzt, von einem tückischen Denkblitz schlau beraten,
Versteckte sich Ananke in den Automaten,
Den unbeseelten Eisenriesen, dessen Herz
Aus Stein beschaffen, seine Panzerhaut von Erz.
Ein Wellbaumschwung durch ewig fleißige Räderwerke
Beköstigt seiner Armscharniere Hammerstärke.
Sein Blick ist rotes Feuer und sein Atem Dampf ...

Auf ihn treffen die Angreifer:

'Gleichgültig, frei von Leidenschaft und Nervgefühlen,
Schlug er des Keulenwirbels nimmermüde Mühlen.
Doch wessen Leib und Leben traf sein Kolbenschlag,
Und schöpft er aus gigantischer Stärke, der erlag.'

Nach siebentägigem Kampfe gegen das leblose Eisen liegt auch Alastor zerschmettert:

'Und rückwärts flutete das Erdenvolk mit Grauen.
Also verendete der Weltenfreiheitskrieg,
Da das Geschöpf des Schöpfers Mörderburg erstieg.

---

[1] *Anankes Halt* Bd. II der neuen Ausgabe (Jena 1910), S. 237.
[2] *Die Fahne Olbia fällt* II, 272 ff., besonders 279 f.

Von neuem knirscht das Weltall in Anankes Zangen,
Und Kora schmachtet noch, in Kirkes Haft gefangen.'

Wie verhält sich Ananke zum Automaten? Die Antwort ist nicht ganz einfach: in der erstzitierten Stelle erscheint Ananke als Weltherrscher, im Liede des Zagreus wird er ebenfalls so genannt, und es sieht beinahe so aus, als benutze er den Automaten fast willkürlich zu seiner Verteidigung. So ist es aber wohl nicht gemeint: der Automat ist das Sinnbild des erbarmungslosen Weltgeschehens, gegen das es keinen Widerstand gibt, Ananke ist nur das ausführende Organ, der personifizierte Ausdruck des unabänderlichen Zusammenhangs der Dinge. Als darum die schöne Hera, verbittert und verzweifelt, sich gegen die Weltordnung, die ihr den Tod auferlegt, zur Wehr setzen will, da fragt sie nicht nach Ananke, sie macht sich auf die mühselige Pilgerfahrt zum Automaten. Der Tod selbst — auch er nennt sich des Automaten Diener — schärft ihr das Ohr, daß sie aus dem Grund das dröhnende Tosen hervordringen hört wie von Myriaden Maschinen, er öffnet ihr die Augen, daß sie den 'Horst' des Automaten auf dem Unheilsberge 'Böse' erspäht; endlich steht sie vor einem Mauerring von Stein, vom Dach lockt höhnisch der Zuspruch: 'Kommet alle.' Der Automat selbst erscheint als eherner Koloß mit Kieselmaske auf ungeschlachtem Eisenriesenroß; pfeifend und feuerschnaubend bewegt er sich im Kreise, gleich Rädern rollen die Hufe seines Rosses. Seine Bahn aber bedecken winzig kleine Geschöpfe, vernunftbegabt scheinen sie, streiten sich um Recht und Unrecht, Weisheit und Wahn: der Automat zermalmt sie, gleichgültig seinen Weg fortsetzend.

'Das war das Stück, vor welchem geistlos, schreckentkräftet,
Die Fürstin stand, den Angstblick auf den Brei geheftet.
Da stieß der Tod sie mit dem Ellenbogen: "Juch!
Fang an, klag' jetzt dem Automaten dein Gesuch!"
Da senkte sie das Haupt, erhob den Wanderstab
Und kehrte rückwärts den Enthoffnungsberg hinab.'[1]

Die Großartigkeit, mit der hier eine Auffassung des Weltgeschehens ins Mythologische gesteigert worden ist, wird niemand bestreiten; die neue Mythologie, die einst die Romantiker forderten, ohne sie doch anders als andeutungsweise geben zu können, ist hier in einer mächtigen Dichtung gestaltet; freilich von dem bitteren Pessimismus des Automatensymbols hätte sich ein Novalis schaudernd abgewandt, und auch Spitteler schließt sein Werk mit dem trotzigen 'Dennoch' von *Herakles' Erdenfahrt.* Denkt man an frühere Behandlungen unseres Motivs, so mag E. T. A. Hoffmanns Gestalt auftauchen: der Alpdruck, von dem er sich

[1] *Hera und der Tod,* ebenda II, 337 f.

durch die Schilderung der seelenlosen Puppe befreite, ist hier zu einem kosmischen Symbol gestaltet; was dort Einzelfall war, ist zur Form des gesamten Lebens geworden, unter der nun auch das Individuum begriffen werden kann. Hera, geschändet von des Automaten Hohn, flucht allem Lebendigen, da kriecht ihr ein Schlänglein über den Weg — sie schleudert es halb mechanisch beiseite:

> 'Ein Sieggedanke: "Ha, auch ich bin Automat!
> Mit Energie geladen, kraftgespannt zur Tat!
> So habt's denn: Ihr bleibt stumm und kalt bei meinen Leiden,
> Hei nun, so will ich mich an euren Qualen weiden" ...'[1]

Hera ein Automat — wenn auch natürlich nur in übertragenem Sinne; ist das aber denkbar, so kann man auch vom Automaten als Menschen reden, und wir sind wieder bei dem Problem der künstlichen Schöpfung.

Die dichterische Anteilnahme daran ist in neuerer Zeit, wie oben schon angedeutet, gerade durch die Besonderheit unseres technischen Zeitalters gefördert worden. Nicht immer war wie bei Hamerling der Zorn des Dichters Muse. Wenn schon nicht zu verkennen ist, daß die Technik mit der romantischen Vergangenheit des Waldhorns und der Postkutsche gründlich aufgeräumt hat, wenn die Entwicklung des modernen Lebens in alle Verhältnisse eine Uniformierung gebracht hat, die man in der Vorzeit nicht kannte, so sind anderseits auch wieder der Phantasie und dem Erleben ganz ungeahnte Möglichkeiten erschlossen worden. Jedes neue technische Wunder eröffnete dem Blick neue Fernen; wenn jemals, so weiß die Naturwissenschaft in unseren Tagen, daß ihre Ergebnisse nur vorläufig sind, daß hinter jeder beantworteten Frage sich eine neue erhebt. Gewiß, die große Menge ahnt davon nichts, ist zufrieden, wie herrlich weit man es doch gebracht habe; um so begieriger spüren unbefriedigte Gemüter nach Anzeichen dafür, daß unter der gleichförmigen Decke der Zivilisation noch immer seltsame Abgründe sich auftun. Wir haben es mit angesehen, wie in unserer anscheinend so nüchternen Zeit eine lebhafte Anteilnahme erwachte für alles von der Norm Abweichende: dem Unerklärlichen, den Nachtseiten der menschlichen Natur hat man zur Zeit der Romantik kaum begieriger nachgespürt. In den sechziger Jahren war Verne eine Einzelerscheinung gewesen — jetzt haben wir ganze Gruppen von Phantasten; man lese einmal nach, wie die Literaturgeschichte der Vergangenheit über Hoffmann urteilte, sehe z. B., was der seinerzeit für breite Schichten der Gebildeten einfach klassische

[1] A. a. O. II, 339.

Vilmar[1] urteilt: 'wer seinem *Kater Murr,* seinen *Teufelselixieren* ... Geschmack abgewinnen kann, für den ist schwerlich Schiller und Goethe noch vorhanden, geschweige denn ein Nibelungenlied oder ein Homer' — heute ist Hoffmann zu hohen Ehren gekommen, mit Poe der Schutzpatron einer ganzen Reihe unserer Jüngsten.

Unter solchen Umständen ist auch unser Motiv recht üppig gediehen, und zwar in allen seinen Formen. Gewiß war nirgend die Überlieferung ganz erloschen: beginnen wir mit Gestaltungen des Automatenmotivs, so wollen wir nicht vergessen, daß Hoffmanns Beliebtheit in Frankreich auf der Opernbühne deutliche Spuren hinterlassen hat. Allbekannt ist, daß der *Sandmann* bei *Hoffmanns Erzählungen,* der Oper Offenbachs, Pate gestanden hat, und noch andere Titel wären zu nennen: Adams *Nürnberger Puppe,* Audrans *Puppe,* das Ballett *Coppelia* von Delibes — all das sind aber literarisch gar zahme Erzeugnisse, denen man einen Ehrgeiz, dichterisch aus dem Motiv etwas herauszuholen, nicht nachsagen wird. Noch in romantischer Zeit taucht in einer 1828 zuerst veröffentlichten Novelle Leitners, *Meister Kunbert,*[2] der dämonische Automatenerbauer auf, aber er ist kein Prometheus, sowenig wie die Opernpuppen etwas anderes sein sollen als eben Puppen. Die neuere Phantastik aber hat den letzten Schritt getan: sie hat die Androiden lebendig werden lassen.

In satirischer Wendung haben wir dies Motiv schon bei Gilbert kennengelernt: er dürfte beeinflußt gewesen sein von einem genialen Vorgänger, der als Dichter sich des Stoffes bemächtigte, von dem Franzosen Villiers de l'Isle Adam. Sein großer Roman *L'Ève future* ist 1886 erschienen, augenscheinlich in seinen technischen Umständlichkeiten durch Verne bestimmt, aber weit über den bescheidenen Vorgänger hinausragend. Der Dichter braucht für sein großes Werk einen Faust, und da er nicht in die romantische Vergangenheit zurückgehen, sondern seiner Zeit den Spiegel vorhalten will, hat er Umschau gehalten unter den Größen der Gegenwart, und da schien ihm der 'Zauberer von Menlo-Park', Edison, dessen Ruhm damals gerade die Welt durchlief, eben recht. Der geniale Erfinder sieht einen Krebsschaden der Zeit in der Gefährdung der Ehe — die Dirne ist die Todfeindin der Familie. Er hat erlebt, wie ein glückliches Leben durch ein käufliches Geschöpf zerbrach, und was den ungetreuen Gatten verführt hat, das war nicht der Geist einer Aspasia, der Leib einer Phryne, sondern die gemeine, dürre Alltäglichkeit irgendeines Weibes, die es durch raffinierte Toilettenkünste verstand, seine

[1] 23. Auflage S. 465. [2] Neudruck *Novellen und Gedichte* 1880.

Sinne aufzupeitschen. Sie ist tot — in einer Schublade bewahrt Edison ihre Reize auf: an diesen unsagbar verächtlichen Dingen ist ein Menschenglück zugrunde gegangen, und der Fall ist wahrlich nicht vereinzelt, er ist typisch für die moderne Zivilisation. Wenn aber erlogenes Dirnentum die Heiligkeit der Ehe gefährden kann, ist es dann nicht besser, mit der Täuschung Ernst zu machen, zum Schutz des Familienglücks ein Weib künstlich zu konstruieren? Das wäre dann doch eine ehrliche Wahrheit; schön wie die Venus könnte solche Androide sein, und wenn die Weisheit der Philosophen, die Kunst der Dichter geplündert werden, um ihre Sprechwalzen auszustatten, dann kann ein ideales Weib erstehen an Stelle des verächtlichen Schädlings.

Nur — wer wird den Anfang machen wollen mit der künstlichen Geliebten? Der Mann findet sich. Ein englischer Lord ist an eine Geliebte gekettet, die im Louvre im Bilde der Venus von Milo ihr Ebenbild erkennen darf; aber dieser Frau fehlt jedes Innenleben: sie ist gemein in Fühlen und Denken, verständnislos, die bare Prosa und noch dazu schlechte Prosa. Ihr Geistiges verleidet Lord Ewald ihren Leib — ja, wer diese Seele von diesem Körper trennte! Edison verheißt dem Freunde etwas ganz Ähnliches; seine unbegreiflichen Künste vermögen die Androide, die er konstruiert hat, zum genauen Abbild alles Physischen jener 'bourgeoisen Venus' zu machen. Lord Ewald will sich mit seiner Geliebten auseinandersetzen, zum letztenmal trifft er sie im Park, der Edisons Laboratorium umgibt; er ist in begreiflicher Aufregung, und da scheint es ihm, als ob nun, da es sich um die Trennung handelt, etwas natürliches Gefühl in seiner Partnerin erwacht. Hat er ihr doch unrecht getan? Soll er sich der Puppe hingeben, wenn das lebendige Weib ihm Verständnis und Liebe verheißt? Mag Edison doch seinen Automaten behalten: ins Ohr der Lebendigen stammelt er von neuem Liebesworte — das ist Edisons Triumph, denn Lord Ewald hat nicht zu Miß Alicia Clary, sondern zu seinem Geschöpf, der Androide, gesprochen.

Der Triumph ist aber nur scheinbar. Gewiß, Edisons Werk ist gelungen, seine Androide wäre, so wie sie von ihm konstruiert ist, von lebendigen Frauen zunächst nicht zu unterscheiden — aber nie hätte sie Lord Ewalds Herz gewinnen können. Das Wunder in Wielands *Idris* hat sich in moderner Form wiederholt: eine geheimnisvolle Mitarbeiterin Edisons, die infolge besonderer Schicksale zur psychischen Abnormität geworden ist, tritt in mystische Verbindung mit der Androide und macht sie zu mehr als einem kunstvollen Automaten. Das bedeutet, daß Edisons ehrgeizigster Traum doch eigentlich tragisch zerrinnt, der Meister versteht am Ende sein eigenes Geschöpf nicht, das sich in etwas von ihm nicht Gewolltes gewandelt hat; der Dichter

selbst gerät aber auch in einige Verlegenheit, was denn nun mit dieser beseelten Androide werden soll: er hat sich gar einfach durch einen Schiffsbrand geholfen. Alles in allem bleibt also, in unserem Zusammenhang gesehen, der Roman vor dem Ziele stecken: Villiers de l'Isle Adam hat sich gewiß die Aufgabe nicht leicht gemacht, sein Schiff fährt schwer befrachtet mit philosophischen Erörterungen über das Problem des körperlichen und geistigen Lebens, über die Frage der Persönlichkeit, über Schein und Wahrheit, als Ballast erscheinen geradezu die technischen Auseinandersetzungen, die von hundert Lesern vielleicht einem verständlich sein werden, und trotz alledem greift der Dichter schließlich zum rein zufälligen Wunder; das Dämonische fliegt von außen dem Werke der Mechanik an, statt seine eigene Ausgeburt zu sein.

Immerhin bleibt *L'Ève future* die geistig bedeutsamste Automatendichtung der neueren Zeit. Zwar verwendet auch Huysmans *A rebours* des dekadenten Helden Freude an der künstlichen Nachbildung des Lebendigen als charakteristischen Zug, doch immerhin nur nebenbei; zwar haben andre die letzte Möglichkeit des Motivs herausgeholt — doch ihnen fehlt jenes etwas, das die Erfindung aus dem Bereich der Anekdote in das der Dichtung hebt. Das gilt von zwei Novellen des in vielen Sätteln gerechten K. H. Strobl. Die jüngere, *Das Aderlaßmännchen*,[1] ist eine bloß wunderliche Vermischung des Motivs vom lebendigen Toten mit dem des automatischen Wesens; klarer durchgeführt ist die ältere Erzählung *Der Automat von Horneck*.[2] Da will in der Zeit Josefs II. ein österreichischer Adliger auf seinem mährischen Schloß den mittelalterlichen Feudalherrn spielen; dazu gehört aber auch der Gefangene im Burgverlies, dessen Kettengeklirr in sein üppiges Schlafgemach hinauftönen soll. Da er nun Menschen doch nicht mehr einsperren kann, soll ihm ein berühmter Automatenbauer einen Androiden schaffen, dessen Bewegungen ihm die erwünschte seltsame Musik schaffen sollen. Der Meister warnt: 'Wir geben diesen mechanischen Figuren einen Antrieb zum Leben, dessen täuschende Gestalt und vielleicht ein Stück dieses Lebens selbst. Aber wir können ihnen nichts von unserem Herzen und von dessen Weichheit geben ... Ihr Leben hat noch immer die Grausamkeit der toten Dinge. Und wenn diese Grausamkeit erweckt würde, so könnte Furchtbares geschehen ... Es ist nicht ratsam, diese merkwürdigen Wesen, die zwischen uns und der unbelebten Welt stehen, schlecht zu behandeln. Sie könnten erwachen und sich rächen.' Der Graf hört nicht; so wird

[1] In *Die knöcherne Hand*, München 1914.
[2] In *Die Eingebungen des Arphaxat*, Minden i. W. 1904.

ihm denn sein Automat geliefert; er wird, mit Ketten beladen, ins Burgverlies geworfen und sogar von Zeit zu Zeit ausgepeitscht. Da ruft eines Tages der Beschließer den Grafen zu seinem Gefangenen, mit dem eine seltsame Veränderung vor sich gegangen sei; in der Tat, sein Gesicht, bisher rührend hilflos in seinen Zügen, ist jetzt erfüllt von unerbittlich grausamem Ausdruck. Als er näher hinzutritt, wirft der Beschließer, den der Graf tödlich gekränkt hat, die schwere Eisentür hinter ihm zu. Man sucht schließlich den Schloßherrn; gegen Abend findet man ihn wahnsinnig in den Ketten des Automaten, im Bette des Grafen aber 'lag, die seidene Decke bis zum Halse heraufgezogen, mit harmlosem und zufriedenem Gesichtsausdruck — der Automat'.

Auch die Homunculi haben modernen Nachwuchs aufzuweisen; der Goethische dürfte der unmittelbare Vater von Karl Goldmanns 'Weisem Jungfräulein'[1] sein. Das haben in Rom zwei mystische Naturkundige zustande gebracht; 'die Substanz, das Ingrediens aller irdischen Erscheinung', haben sie 'erst aus der zartesten Materie extrahiert, dann in eine gröbere gebannt'; die Gestalt eines lieblichen Jungfräuleins hat es angenommen, und nun schwebt es von geheimnisvollen Dämpfen umgeben in einer Flasche gar wunderlich auf und ab. Als die geformte Substanz steckt es hinter allen Erscheinungen, kennt also wie der Homunculus des Paracelsus alle Geheimnisse; drum werden alle Theologen, Philosophen, Naturforscher Roms eingeladen, das Wunder zu beschauen und es nach der Wahrheit ihrer Lehre zu fragen. Sie kommen, ein Vertreter jeder Richtung fragt und wird zur Freude der anderen spöttisch heimgeschickt — da vereinen sich endlich alle in den Schrei 'Was ist Wahrheit?'. und ein tragisches Gelächter ist die Antwort: der Schöpfer aber zerschmettert sein Wunderwerk.

Das weise Jungfräulein ist gar keine unebene Base ihres klassischen Vetters, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sie weniger um ihrer selbst als um der Pilatusfrage und der besonderen Art der Antwort willen geschaffen ist. Dagegen hat nur die Freude an den modernen Wundern das Kino zu unserm Motiv geführt: ein Drama *Homunkulus* war 1916 Zugstück der Lichtbildtheater und füllte mit seinen sechs Teilen gleich mehrere Abende. Auch die Opernbühne hat den älteren Automatenspielen eine Homunculusoperette zugesellt: *Der künstliche Mensch* von Willner und Österreicher wurde mit der Musik von Leo Fall 1915 im Berliner Theater des Westens zum erstenmal aufgeführt.

Neben die chemischen Männlein und Fräulein treten auch in

[1] Berlin 1912.

neuerer Zeit von der Natur selbst auf geheimnisvolle Art geschaffene Homunculi. Etwas wie ein Mittelding zwischen mechanischer Figur und Alraun ist Pinocchio oder, wie er deutsch heißt, Zäpfel Kern, der Held von *Le avventure di Pinocchio. Storia di un barattino.* Das italienische Original von Collodi ist mir nicht zugänglich, es soll in Italien als Jugendschrift große Verbreitung erlangt haben, indessen dürfte für unsern Zweck die deutsche Bearbeitung von Otto Julius Bierbaum[1] genügen. Danach bringt ein geheimnisvoller Mann ein Tannenscheit zu einem Schreiner, aber es ist ein Scheit besonderer Art: es trägt von vornherein einen Namen, 'weil es aus einem Tannenzapfen oder genauer aus einem Kern in einem Tannenzapfen gekommen ist. Aus einem Kern voller Leben'. Als lebendig erweist sich denn auch das Scheit sehr bald; ein Schnitzer macht eine Marionette daraus, und diese benimmt sich alsbald wie ein kleiner Mensch. Das Buch erzählt, wie er durch mancherlei Schicksale aus einem unbesonnenen, zu allem Schabernack aufgelegten, nur seinen Trieben folgenden Kobold zum verständigen, aufopferungsfähigen Kerlchen wird — zum Schluß verzichtet der Verfasser darauf, ihn zum wirklichen Menschen zu machen, weil er ein Bild des Menschen sein und deshalb im Fabellande bleiben soll. Das wirkt etwas erkältend, wie denn schließlich die ganze Erfindung, losgelöst wie sie erscheint von ihren volksmäßigen Wurzeln, etwas Gewaltsames hat; aber eigentlich dichterische Ansprüche lagen wohl auch dem Verfasser sehr fern. Ob der behauptete Erfolg in Italien dauernd gewesen ist, weiß ich nicht; von deutschen Bearbeitungen kenne ich außer der Bierbaums noch zwei[2] andere — daß irgendeine rechten Anklang gefunden hat, glaube ich nicht.

Den richtigen Alraunen ist es nicht besonders ergangen; mehrfach behandelt ist das Motiv zwar im Laufe des 19. Jahrhunderts worden, so von Otfried Mylius (Karl Müller) im *Glasmännchen*,[3] von Baumbach in *Trug-Gold*,[4] aber das war in der guten alten Zeit: dort erscheint es als törichter Aberglaube ungebildeter Leute, hier wird ein Liebhaber okkulter Weisheit mit einer schnöden Zaunrübe betrogen. Aber auch hier ist die Gegenwart zur wirklichen Phantastik zurückgekehrt: Heinz Hanns Ewers hat der alten Fabel in seinem Roman *Alraune, die Geschichte eines lebenden Wesens*[5] eine besondere Wendung gegeben.

[1] *Zäpfel Kerns Abenteuer*, Köln o. J. [1912].

[2] *Hippeltitschs Abenteuer*, Kattowitz, Phönix-Verlag, und *Die Geschichte vom hölzernen Bengele* (bearbeitet von Gramann), Freiburg i. Br. 1913.

[3] 1853, jetzt bei Reclam. [4] 1883, Kap. III.

[5] München 1911.

Bei einer Einsegnungsfeier — man muß schon sagen, ausgerechnet bei einer solchen Feier — wird von einem der Anwesenden die Alraunensage erzählt, und es genügt, um den Wandel der Zeiten zu ermessen, wenn man diese Darstellung mit der Achims von Arnim vergleicht. Da ist von keiner Idealisierung mehr die Rede: 'der Verbrecher, splitternackt am Kreuzwege gehängt, verliert in dem Augenblick, in dem das Genick bricht, seinen letzten Samen. Dieser Samen fällt zur Erde und befruchtet sie ...' Die Erzählung erweckt in Frank Braun, dem Helden des Romans, den Gedanken, ein solches Wesen zu schaffen; er gewinnt seinen Oheim, den berühmten Physiologen Jakob ten Brinken, für den Plan: mit dem Samen eines Verbrechers soll eine Dirne, in der sich die Zeugungskraft der Erde symbolisiert, künstlich befruchtet werden; so geschieht es, und Alraune ten Brinken wird geboren.

Sie ist kein Wurzelwesen, wie es die Sage verlangt; aber wenn Ewers vom Alraun berichten läßt, daß er Glück in Prozessen und im Kriege brachte, viel Geld ins Haus zog und seinen Besitzer liebenswert machte, daß er bei alledem dennoch Leid und Qualen schuf, auf die anderen Hausgenossen Unheil herabrief und seinen Herrn zu Geiz, Unrecht und allen Verbrechen trieb, so trifft das alles zu auf den Einfluß, den Alraune ausübt. Ihr Wesen hat etwas Koboldhaftes, von Menschlichkeit Unberührtes; es ist, als ob dämonische Naturkräfte in ihr und durch sie wirken. Ihr 'Vater', der alte ten Brinken, wird ein gewaltiger Grundherr, alle seine Unternehmungen, selbst die anscheinend unmöglichen, gedeihen, der Boden speit ihm förmlich Schätze; aber er verliert im Banne Alraunens auch alles Gefühl für Ehre und Menschlichkeit, wird zu ihrem willenlosen Sklaven und endet durch Selbstmord. Ähnlich ergeht es ihren Spielkameraden und Verehrern — im einzelnen haben wir nicht nötig, Alraunens Schicksale und ihren Untergang zu erzählen; es genügt, aufzuweisen, daß Ewers versucht hat, aus der alten Fabel doch etwas mehr als den Namen seiner Heldin zu entnehmen. Daß bei dieser Mischung moderner Physiologie und mittelalterlicher Dämonie etwas sehr Erfreuliches herausgekommen ist, kann man nicht behaupten: diese Ewerssche Alraune ist ein Zufallsprodukt, ihre mystischen Eigenschaften sind ihr einfach zudiktiert, damit der Verfasser Gelegenheit erhält, allerhand wenig erfreuliche, für natürliches Empfinden recht widerliche Dinge zu erzählen.

Das ist es ja überhaupt, was einen bei diesen modernen Dichtungen häufig nicht recht froh werden läßt: sie wirken nicht als dichterische Bekenntnisse wie Hoffmanns und Poes Phantasien, sie sind nicht aus einer mit gläubiger Seele erfaßten Naturanschauung hervorgegangen wie romantische Erzeugnisse — sie

machen einen etwas kalten Eindruck, als habe der Verfasser nur aus Gründen, die mit innerem Erleben wenig zu tun haben, nach dem Stoff gegriffen; es gilt die Aufmerksamkeit zu erregen durch seltsame Erfindungen, eine Modeströmung auszunützen und sie um der Wirkung willen zu übertreiben.

Ein wenig ist das auch der Eindruck, den die beiden Schöpfungen hinterlassen, die (den Verfassern wohl unbewußt) das Tiecksche Vogelscheuchenmotiv erneuert haben. Hermann Eßwein erzählt in seinem *Herr Krautmann,*[1] wie in einem glühendheißen Sommer sich ein Lebensmüder in der Nähe einer Vogelscheuche erschießt. Da geschieht etwas Wunderbares: der 'zuckende Todestanz und Unglückstaumel ... dies wilde Kampfspiel eines Untergehenden war von besonderer Kraft. Des Todes geheimnisvolle Wandlungsmächte, erhöht durch den in diesem Sommer unerhörten Einfluß der Gestirne, brausten und zitterten in der hageren, schwarzen Gestalt, brachen als Ströme dunkler Kraft aus seinen Augen und Haaren ... und weckten wunderlich tolles, überhitztes Leben ringsum in der vegetativen und animalischen Welt ... aus dem Blute des Sterbenden rinnt es und quillt es wie ein fieberndes Sichweithinwegwünschen und einer wirren Sehnsucht dumpfes Drängen': das alles läßt dann irgendwie den Herrn Krautmann lebendig werden. Die Vogelscheuche zieht die Beine aus dem Boden und stapft, die Landstraße entlang, zur Stadt, 'irgend etwas Lichtem und Gutem hingegen'. Aber der Homunculus scheitert in seinem dumpfen Drang; während ein unheimliches Gewitter tobt, gerät er in ein vornehmes Restaurant. der Oberkellner naht dem seltsamen Gast, da löst ein Blitzschlag 'mit einem jähen Ruck die übernatürliche Spannung, die den Herrn Krautmann aufrecht gehalten', er bricht zusammen, und die alte Vogelscheuche, die für eine knappe halbe Stunde der schmerzlich um ein bewußtes Seelenleben ringende Herr Krautmann gewesen war, wird hinausgekehrt in die Müllgrube.

Ein merkwürdiges Gegenstück ist die ungefähr gleichzeitige Novelle von Oskar H. A. Schmitz, *Herr von Pepinster und sein Popanz*:[2] der am Leben zu Grunde gehenden stellt sie die das Leben besiegende Vogelscheuche gegenüber. Gespenster sind halbabgestorbene Seelen, Seelenreste, und wie alles in der Natur nach Steigerung seines Lebens strebt, so auch die Gespenster; sie wollen heraus aus dem Schattendasein, wollen sich einsaugen in Wirtskörper und so in die Wirklichkeit gelangen. Herr von Pepinster hat in seinem Feld eine Vogelscheuche aufstellen lassen und, einer Laune folgend, sie mit eigenen, eben ab-

[1] In *Megander, der Mann mit den zween Köpfen,* München 1912.
[2] *Die neue Rundschau* (1912) Bd. II, 1709 ff.

gelegten Kleidungsstücken ausgestattet. In diesen ist noch so etwas wie aufgespeicherter Lebensinstinkt, gerade genug, um ein Gespenst, das in den Popanz fährt, einigermaßen wesenhaft zu machen. So wird die Vogelscheuche lebendig und ein Doppelgänger des Herrn von Pepinster. Der ist ein Ästhet, ein Zuschauer des Lebens; er weiß dem Popanz, der sich an seine Schritte heftet, keine Widerstandskraft entgegenzusetzen und verliert sich selbst. Sein Doppelgänger tritt an seinen Platz, Herr von Pepinster wird zur Vogelscheuche.

Am meisten Aufmerksamkeit unter allen Homunculi und Androiden hat aber in neuerer Zeit der Golem erregt, der durch einen großen buchhändlerischen Erfolg sogar in aller Mund gekommen ist. Arnims Golemfigur hat damit nichts zu tun, der *Isabella von Ägypten* war kaum ein augenblicklicher, sicher nicht ein nachhaltiger Erfolg beschieden: wer las denn noch Arnim, nachdem die Zeit der Romantik vorbei war! Nur ein Nachhall seiner Schöpfung findet sich in Annette von Droste-Hülshoffs Gedicht *Die Golem* (Mehrzahl, entstanden 1844): die Figur wird hier als Symbol für Menschen gebraucht, die mit der Jugend auch deren Ideale, deren warme Empfindung verloren haben und nun nur noch ein totes Abbild ihres einstigen besseren Selbst sind. Abgesehen von diesen die Sage nur verwendenden, nicht darstellenden Versen sind die modernen Golemdichtungen ohne Zusamenhang mit dieser ersten von neuem aus der jüdischen Überlieferung erwachsen, und zwar aus einem anderen Zweige der Sage. Von polnischen Juden hatte Jakob Grimm seine Wissenschaft; die beiden jüdischen Schriftsteller, die etwa gleichzeitig unabhängig voneinander die Sage erneuerten, Gustav Philippson[1] und Abraham Tendlau,[2] schöpften aus dem Sagenkreis des Hohen Rabbi Löw, des berühmten Prager Rabbi, dessen Grab noch heute auf dem Prager Judenfriedhof gezeigt wird. Beide erzählen in herzlich schlechten Versen mit einzelnen, hier gleichgültigen Abweichungen dieselbe Geschichte: der Rabbi hat sich aus Lehm einen Golem gemacht, ihn durch den Schem belebt und verwendet ihn als Diener; nur am Sabbat wird der Schem herausgenommen, damit der Knecht den Tag des Herrn nicht entweihe. Doch einmal vergißt es der Rabbi; er ist schon in der Synagoge, als ihm sein Versäumnis einfällt (die Folgen werden verschieden geschildert) — eiligst stürzt er nach Hause, zum Glück ist der Sabbat noch nicht völlig angebrochen, und so gelingt es ihm noch rechtzeitig, seinem Diener den Schem zu entreißen. Seitdem hat er den Ton nicht mehr belebt — der Brauch der Prager Altneusynagoge, das Ein-

[1] *Der Golem* (*Allgemeine Zeitung des Judentums*, 5. Jahrg.), Leipzig 1841.
[2] *Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit*, Stuttgart 1842.

leitungslied zum Sabbat zweimal zu singen, die Tonfigur des Golem auf ihrem Boden[1] sollen Erinnerungen an den Vorfall sein.

Wie alt die Sage ist, läßt sich nicht feststellen. Tendlau, der ein guter Kenner dieser Dinge war, bemerkt, daß er nur aus mündlicher Überlieferung von ihr wisse; nach Nathan Grün[2] erwähnt sie der erste Biograph Löws, Maier Perls, im Jahre 1718 nicht, weil sie eben allgemein bekannt war, wozu man vielleicht ein Fragezeichen machen darf. Für die Verbreitung der Sage spricht, daß die *Sippurim*, die große Sammlung von *Ghettosagen, jüdischen Mythen und Legenden*, deren erster Band ohne Jahr, aber ebenfalls in den vierziger Jahren in Prag erschien,[3] sich förmlich entschuldigen, daß sie die Geschichte erzählen, man könne sonst denken, sie sei übersehen.

Doch nicht nur in diesen jüdischen Kreisen sah die Mitte des Jahrhunderts ein kurzes Aufleben des Golemmotivs. Zeitlich gehört schon das Gedicht der Droste hierher, allerdings nur zeitlich, da sie, deren Lebenskreise sich mit denen der Grimms und Arnims berührten, *Isabella von Ägypten* wohl zweifellos kannte. Dagegen liegt der Zusammenhang mit der Prager Überlieferung auf der Hand bei der 1842 im ersten Bande des Jahrbuches *Libussa* veröffentlichten Erzählung *Der Rabbi von Prag* von Therese v. M., hinter welchem Decknamen sich nach Wurzbach[4] die Gattin des Herausgebers Paul Aloys Klar verbergen soll. Der Stoff der Novelle ist Kaiser Rudolfs Besuch bei dem berühmten Rabbi, ein Liebesverhältnis eines Adligen zu einer Jüdin spielt hinein; der Golem wird verwandt, aber es ist bezeichnend für die Stimmung der Zeit, daß er nichts anderes ist als eine automatische Figur, ein mechanisches Kunststück, das sich durch ein Uhrwerk bewegt und gegängelt werden muß, um nicht Tische und Gläser umzuwerfen. In welchem Verhältnis zu dieser Erzählung des deutsch-böhmischen Dichters Uffo Horn Drama *Der Rabbi von Prag* steht, läßt sich nicht sagen. Es fand sich in seinem Nachlaß vor; Wurzbach, der vermutet, daß es der Novelle seinen Stoff entlehnt habe, kennt es aber nur dem Titel nach, und ob es in die posthume Ausgabe der *Gesammelten Werke*[5] aufgenommen worden ist, habe ich leider nicht feststellen können. Endlich haben noch die fünfziger Jahre einen verspäteten Nachzügler dieser Rabbi-Löw-Dichtungen gesehen: den Operntext *Ein Steinwurf oder Opfer um Opfer*, den kein Geringerer als Friedrich Hebbel[6] 1858 für Rubin-

[1] Die Figur ist bei der Renovierung vergebens gesucht worden; vgl. N. Grün, *Der Hohe Rabbi Löw und sein Sagenkreis* (Prag 1885) S. 39.
[2] A. a. O. 37. [3] Herausgegeben von Poscheles.
[4] Vgl. *Grillparzer-Jahrbuch* Bd. 13.
[5] Braunau 1906—08. [6] Säkularausgabe. Erste Abteilung. Dramen III.

stein verfaßte, ohne daß freilich dieser sich für die Komposition begeistern konnte. Auch hier ist der Rabbi rationalistisch gefaßt: er gilt als im Besitz übernatürlicher Kräfte, ist es aber nicht; sein getreuer Joel fordert ihn auf, in der Not der Judenverfolgung den 'Bleichen' zu rufen, 'der in einem Winkel kauert', den Golem, der 'den heilgen Schem im Munde, Nimmer faul und nimmer satt, Mehr erschlägt als Goliath' — aber es wird nicht klar, ob eine solche Figur, selbst nur als mechanisches Kunstwerk, überhaupt vorhanden ist.

Es scheint, als ob dann die Kunde vom Golem auf Jahrzehnte verschollen ist: jedenfalls ist nicht zu sagen, wie sie zu einem Dichter gedrungen ist, bei dem man einen derartigen Stoff von vornherein eigentlich nicht suchen würde, zu Detlev von Liliencron. Vielleicht ist ihm die Volksausgabe der *Sippurim*[1] in die Hände gefallen, vielleicht sind Prager Freunde die Vermittler gewesen; jedenfalls deckt sich seine Ballade *Der Golem*[2] im wesentlichen mit der böhmischen Überlieferung. Nur der Ton ist anders genommen: Liliencron war gar nicht feierlich gestimmt, als sich ihm die Legende zum Gedicht formte. Er schildert mit kurzen, derben Strichen, wie der Rabbi sich seinen Golem aus Holz schnitzt, wie der Diener fegt, kocht, Stiefel wichst und Fenster putzt, bis der Herr dann einmal vergißt, ihm den Schem herauszunehmen. Was geschah? 'Rasend wurde, dwatsch der Golem, Ein Berserker ward der Kerl'; mit humoristischer Übertreibung wird geschildert, wie er tobt, Häuser in die Wolken 'wuppt', den Hradschin auf den Kopf stülpt; ein groteskes Bild gibt das Ringen des Rabbis mit seinem Geschöpf ab: 'hopsa, hopsa, was für Sprünge', bis endlich der Schem gepackt ist und der Golem zerschmettert daliegt. Gar lakonisch schließt der Dichter:

'Nicht noch einmal hat der Rabbi
Einen Golem sich geschnitzelt,
Jede Lust war ihm vergangen:
Allzu klug ist leicht zu dumm.'

Für Liliencrons burschikosen Mangel an Feierlichkeit entschädigen genugsam die folgenden Bearbeiter, die das Motiv mit schwerem Ernst auffassen. Der nächste ist Arthur Holitscher, der Verfasser einer 'Ghettolegende in drei Aufzügen' *Der Golem.*[3] Sein Rabbi — er trägt einen neuen Namen — ist ein faustischer Übermensch, ein Gottsucher und Gottringer; den Golem hat er sich geschaffen aus der Fülle seiner Macht heraus, in prometheischem Kraftgefühl, und seine Gemeinde, die das

---

[1] Herausgegeben von J. Brandeis. 2. Auflage. Prag 1889.
[2] *Gesammelte Werke* Bd. III (*Bunte Beute*).
[3] Berlin 1908.

gesehen hat, traut ihm nun auch das letzte Wunder zu: wer den Golem aus Ton und Lehm schaffen konnte, der muß auch dem toten Menschen den Odem wieder einflößen können. Der Rabbi vermißt sich des Versuches, aber da, auf der Höhe seines Lebens, trifft ihn Gottes Hand. Während er vergeblich sich müht, dem Tode das Leben abzuringen, entgleitet ihm, was er für unverlierbar hielt. Die urwüchsige Kraft des Golem hat sein Töchterlein Abigail gereizt, im lockenden Spiel erweckt sie in dem halblebendigen Gebilde neue Gefühle. Ein dumpfes Bewußtsein seiner selbst erwacht in dem Golem; er weigert dem Rabbi den Dienst, und Abigail fordert von dem Vater, daß er ihn nun ganz zum Menschen mache. Aber der Rabbi weiß jetzt, daß er über die Kraft hinausgewollt hat; dem Golem fehlt zum Menschen, was ihm selbst zum Gott fehlt: da begeht Abigail Selbstmord, der Golem aber reißt sich selbst den Schem, der ihm das Leben gibt, von der Brust; kann er nicht als Mensch leben, so findet er doch den Weg zum freien Tode, zum Tode des Menschen. Der Rabbi bleibt allein zurück: Gott ist der Starke, er hat ihn zerbrochen.

Die Auffassung des Stoffes erinnert an die Prägung, die ihm Mary Shelley gegeben hat: hier wie dort der Sturz des Übermenschen, die Empörung des Geschöpfes gegen den Schöpfer; wenn aber der englische Roman seine Spannung in dem romantischen Schauer der Ereignisse suchte, so liegt der Reiz des Dramas wesentlich in der Romantik der Zustände. Eine seltsame Luft weht in ihm: ein mystischer Wunderglaube hebt diese Menschen hinweg über ihre eingeschränkte, gedrückte äußere Lage, ihre geistigen Führer sind versunken in asketisches Studium und spüren nicht, wie man um sie her schielt nach den Freuden der Welt; hier ist uns alles fremd nach seinem Dichten und Trachten: es sind eben Menschen und Dinge des Ghettos. Als sein Erzeugnis erscheint uns denn auch der Golem: ein oder mehrere Grade seltsamer als die anderen, aber auch sie sind nicht Vollmenschen, sondern in der Dumpfheit ihres Wesens befangene Kreaturen. Wie sich das auf der Bühne als darstellbar und wirksam bewähren würde, steht dahin; Holitscher aber hat jedenfalls den Weg eingeschlagen, der für die moderne Golemdichtung bezeichnend ist: der Golem ist ihm ein Mittel, die Ghettoromantik zu schildern.

Wo aber ist die zu Hause, wenn nicht im alten Prag, der Stadt, in der Rabbi Löw gelehrt, in der Kaiser Rudolf II. ihn zu geheimnisvoller Zwiesprache auf den Hradschin entboten hat? Holitscher hat merkwürdigerweise Prag gemieden: sein Werk spielt in irgendeiner deutschen Stadt im frühen Mittelalter. Da mag es denn als Fortschritt gelten, wenn der zweite, der den Stoff für die Bühne erobern wollte, ihn wieder nach Prag in die

Zeit des Astrologenkaisers verlegt — das ist freilich auch das einzige Gute, was man über die ungeschickte Dilettantenarbeit, das 'kabbalistische' Drama *Der Rabbiner von Prag* von Johannes Heß (Karlsruhe 1914) sagen kann.

Völlig als Zubehör zum alten romantischen Prag erscheint der Golem in den letzten beiden dichterischen Gestaltungen des Motivs — das Kinodrama *Der Golem* (1915) sei nur nebenher erwähnt —, nämlich in Gustav Meyrinks erfolgreichem Roman[1] und in Auguste Hauschners Novelle *Der Tod des Löwen.*[2] Freilich im engeren Sinne gehört Meyrinks Buch gar nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes: es wird in ihm kein Golem erzeugt, noch gehört ein künstlicher Mensch zu seinen Personen. Die Geschichte wird erzählt und insofern fortgebildet, als in jedem Menschenalter einmal ein Fremdling im Prager Judenviertel auftauchen soll als Vorzeichen besonderer Ereignisse — eben der Golem. Seine Erscheinung wird aufgefaßt als geschaffen durch die besondere Art des Ghettos und seiner Leute, er wird ein Symbol dieses seltsamen Lebens und Treibens, das Meyrink schildert wie keiner vor ihm, im besonderen scheint der Held des Romans, der Träumer, der Fremdling im Leben, das er mit vierzig Jahren nach einer langen Nacht des Wahnsinns wie von neuem anfängt, in dem Golem das Sinnbild des eigenen Daseins, ein zweites Ich erkennen zu sollen.

Um so wirklicher ist der Golem Auguste Hauschners: dem bloßen Symbol stellt sie die Legende in ihrer örtlichen und zeitlichen Bedingtheit gegenüber. Dabei hütet sie sich, den Golem auch nur zu einer Hauptperson zu machen; ihr geht es um die Gestalt des einsamen Habsburgers, dem ein Löwe der beste Freund ist. Der tief unbefriedigte, nach Macht und Erkenntnis suchende Rudolf II. begehrt von Rabbi Löw den Schlüssel zur tiefsten Weisheit der Kabbala. Um seines Volkes willen entschließt sich der Rabbi zu dem Frevel, den Fremden, Uneingeweihten in die Geheimnisse seines Gottes blicken zu lassen — sein Werk scheitert an der eigenen Tochter, die sein mystisches Schauen stört. Des Kaisers Blick fällt auf sie, und in ihm, der schon von der letzten Lebenskraft zehrt, erwacht eine wilde Begier: da tritt ihm des Rabbis gewaltiger Diener, der Golem, entgegen; seiner Kraft, die vor keiner irdischen Majestät zurückscheut, erliegt Rudolf; als ein Gebrochener verläßt er das Haus des Rabbi. Das aber ist nur eine Episode in der farbenreichen Dichtung, die das Prag Rudolfs in Bildern voll eigentümlich flackernder Beleuchtung heraufbeschwört: die persönliche Umgebung des Kaisers und seine Gelehrten, den Hradschin und die Judenstadt, Politik und

[1] Leipzig 1915; zuerst 1914/15 in den *Weißen Blättern.* [2] Berlin 1916.

kabbalistische Mysterien, im Mittelpunkt von alledem Rudolfs rätselvolles Wesen in seinen letzten Tagen — vor dem großen Vorbild Grillparzers braucht sich die Verfasserin mindestens nicht zu schämen. Der Golem aber ist meisterhaft verwertet als das, was er in solchem Zusammenhang sein kann, als Episode. Seine Gestalt bleibt im Zwielicht, taucht auf und verschwindet; daß er das Wunderwerk des Rabbi ist, wird mehr angedeutet als gesagt. So gelingt es, der Gestalt das Unheimliche, Maschinenmäßige zu schaffen, das sie haben muß — auf dem Boden, wo sie entstanden ist, in der geheimnisvollen Atmosphäre von Magie und dunkler Mystik, ist die Sage erneuert und ihr Geschöpf poetisch geworden als ein Wahrzeichen des alten, romantischen Prag.

Wir sind am Ende: in langer Reihe sind sie an uns vorübergezogen, Vorläufer, Zeitgenossen und Nachfolger des Goethischen Homunculus — eine recht bunte Gesellschaft. Das Motiv ist nicht derart, daß es leicht aufgegriffen wird — das könnte man höchstens von den Geschöpfen der Opernbühne und des Kinos sagen, bei denen dort der Reiz der von Menschen nachgeahmten mechanischen Bewegung, hier die Möglichkeit phantastischer Bilder und spezifisch kinematographischer Überraschungen bestimmend war — aber es paßt sich doch gar verschiedenen Stimmungen und Naturen an. Darum wird sich ja kaum ein Generalnenner finden, unter dem all die einzelnen Variationen zusammenzufassen wären. Hier eine spielende Freude an der Vortäuschung des Lebens, dort ein grübelndes Sinnen über seine Bedeutung und seine Bedingungen, hier Beseelung der Natur, dort Entsetzen über ihre Leblosigkeit, hier Einkleidung bitterer oder gutmütiger Satire, dort Symbol für menschliches Tun und Treiben: in mannigfaltiger Form hat das Problem die Dichter als Einzelpersönlichkeiten gereizt. Gruppenweise zusammengefaßt, wie es hier versucht ist, spiegeln diese künstlichen Menschen aber doch auch in ihrer Weise den Geist der Zeiten wider, als deren sehr echte Kinder sie sich erweisen. Darum dürfte diese allgemeine Musterung doch nicht ganz unlohnend gewesen sein.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Ludwig Börne und Rahel Varnhagen.

Mit zwei ungedruckten Briefen.

Friederike Rahel Varnhagen von Ense, die berühmte Briefschreiberin, gehörte zu den eifrigsten Bewunderern Börnes. Sie hatte ein unendliches Behagen an der Zeitschrift 'Die Wage' gefunden, war mit Börne in Verkehr getreten, hatte bei ihrem Aufenthalt in Frankfurt die persönliche Bekanntschaft des Journalisten gemacht und sich auch als Mitarbeiterin an seinem periodischen Unternehmen beteiligt. Die persönliche Bekanntschaft erneute sie, als sie sich 1825 in Frankfurt befand. Damals erhielt sie folgendes bisher unbekannte Schreiben Börnes, dessen Original sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Varnhagensche Sammlung) befindet.

29. August 1825.

Gnädige Frau!

Sie haben gestern den Wunsch geäußert, einiges von meinen ungedruckten Schriften zu besitzen, und ich habe mich im stillen sehr über diese Äußerung gefreut. Die Dankbarkeit hätte gefordert, Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen, aber diese Tugend fiel mir zu schwer. Doch bin ich so vorsichtig, erst die Beharrlichkeit Ihrer Wünsche auf die Probe zu stellen, und darum teile ich Ihnen nur einen Aufsatz mit. Wenn Sie standhaft bleiben, werde ich mit meinen Mitteilungen fortfahren. Ich habe diesen Aufsatz gewählt, weil er Steffens betrifft, den wir gestern etwas berührten. Er ist schon vor zwei Jahren geschrieben, und die Stuttgarter Zensur hat ihn nicht durchgehen lassen. Warum nicht — darüber bitte ich Sie nachzudenken, sobald Sie die Zeit haben. Mir ist es unerklärlich geblieben. Ich kann es Ihnen nicht verschweigen, daß Sie meine Ruhe gestört haben. Ich lebte so zufrieden mit meinem Schicksale, und jetzt haben Sie die heftigste Begierde in mir erweckt, in Berlin eine grüne Kernsuppe mit Ihnen zu essen. Möge der Himmel diese neue Sehnsucht stillen, wie er schon manche gestillt.

Darf ich Sie bitten, mich der Hofrätin Herz in Erinnerung zu bringen? Ich grüße Sie aufs freundlichste

Ihr ergebener
Dr. Börne.

Über den Aufsatz, von dem in unserem Briefe die Rede ist, soll gelegentlich der Antwort der Rahel etwas ausführlicher gehandelt werden. Diese Antwort vom 11. September ist gleichfalls bisher völlig unbekannt gewesen. Das Original des gleich abzudruckenden Schreibens ist in dem Versteigerungskatalog der K. E. Henricischen Buchhandlung in Berlin aufgeführt; die Versteigerung soll vom 14. bis 16. März 1918 in Berlin stattfinden. Dieser Brief ist ein ungemein merkwürdiges Schriftstück, ganz in der Weise der Rahel geschrieben, sehr geistvoll, mit seltsamen, schwerverständlichen Ausdrücken. Er lautet folgendermaßen:

Berlin. Sonntag früh 11 Uhr, den 11. Sept. 1825.

Endlich schönes Frankfurter Wetter. Machen Sie es sich zunutze, lieber Dr. Börne, daß ich Sie aus Ihrer Ruhe gestört habe, und reisen nun, mir und vielen zu Nutz und Freude, gleich ab.

Noch ist das Wetter köstlich, die Wege herrlich, der Mondschein tritt bald wieder ein. Sie kommen auf lauter gute Wirtshäuser, (in Fulda im 'Erbprinzen', dem Schlosse gegenüber, wenn es auch anders heißen sollte. In Gotha in den 'Drei Mohren'.

In Naumburg, dicht an der Stadt vor dem Jakobstor im 'Blauen Stern'. In Wittenberg in der 'Traube'). Diners bekommen Sie jetzt allenthalben. (In Treuenbrietzen im 'Blücher'. In Beelitz im 'Ratskeller', zwei Schritt von der Post.) Ich möchte Ihnen Ihre Pakete machen, Ihnen alle Unbequemlichkeiten wegräumen und übernehmen. Ihre Gedanken im Kopf, mit einem Griff der Hand, mit sechs eindringlichen Worten zum Entschluß knöten. Knöten, das Wort steht da. Sie, ich bin es gewiß, werden auch seine besseren Seiten einsehen. Wie ich nur so auf Ihr Herkommen dringen kann? Weil ich nicht allein den Vorteil davon haben werde — würde will ich gar nicht mehr aufkommen lassen. Weil es ein großer für Sie wäre, und dann gleich für viele. 'Nur Schweigen ist schädlich', Sie würden hier unfehlbar schreiben. Sie fehlen mir, ich fehle Ihnen. Sie sind mein pair in innerer Seele, ich könnte auch sagen: ich will, ich kann wie Klärchen in Egmont die Fahne sein, die Euch alle führt. Aber ich bin auch die Trommel, die Schlachtmusik, der Feldprediger, die restaurierende Marketenderin, die Wäscherin, die Pflegerin, die Aufhetzerin, der Sporn, führe den Balsam in der Feldapotheke. Will auch zerstreuen, Komödienbillette schaffen, Früchte, besseren Wein. Will auch Sänger einladen, dumme, angenehme Leute, kurz, verführen und helfen aus allen meinen Kräften. Ich bin auch öfters Ihrer — nämlich nous allons de pair et c'est la vraiment être pair l'un pour l'autre — und das bin ich nur welche ganz bestimmte Hilfe und Anregung; Vormund, Besorger auch Varnhagen; welcher tätiger Anerkenner; und das ist doch auch nur wieder einer.[1]

Es bildet sich Kreis an Kreis, schließt sich Freund an Freund! Und daß nur so viel Geselliges, Dummes vergeht, regt ja am meisten zum Denken auf: mich, also auch Sie. Hier bleiben sollen Sie ja nicht: ich sehe es aber hier an, und Sie werden es einsehen als ein russisches Bad der Seele. Alle Stockungen werden gehoben: die wenigstens, die das deutsche Klima dem Geist zu- und entgegenweht. Sie schreiben mir, wann Sie kommen, und daß es bald ist. Wer mit Ihnen unzertrennlich, kann Sie ja begleiten und findet in allen Fällen seine Rechnung.

Gewiß bin ich zu ehrlich, daß ich Ihnen Ihr köstliches Manuskript wieder zurückschicke, denn am Ende lassen Sie es trotz meiner inständigen Bitte nicht drucken. Welcher Jammer, welcher Schaden, daß dieser milde, scharfe Ausspruch schon zwei Jahre verschlossen daliegt, der einen so gerechten Hunger, ein so dringendes Bedürfnis hätte stillen können. Welchen Ärger mußte man aushalten; wie vielfältig dachte ich einzelnes aus diesem Aufsatz, alles kann ich sagen, ohne daß ich es je würde haben zusammenfassen können! Und so ging's allen, nur einem nicht, und der eine verschließt's. So kann ich es nennen, wenn ich nicht annehme, was ich nicht kann, daß Stuttgart der einzige Ort ist, wo gedruckt wird. Wenn es eine Möglichkeit ist, so lassen Sie es noch schleunigst abdrucken; es ist noch

---

[1] Der dunkle, orakelhafte Satz, der genau nach dem Original wiedergegeben ist, soll wohl bedeuten: 'Ich bin Ihnen häufig gleich, manchmal aber gehöre ich und ebenso Varnhagen zu dem großen Haufen, die Ihnen nicht vollständig gleichstehen, aber doch vermögen, Ihnen etwas zu sein und etwas zu nützen.'

ganz an der Zeit: die Mehrheit ist über diesen Punkt nicht erhellt. Soll es aber liegenbleiben — ich sollte Ihnen diese von mir ausgeschmückte Alternative gar nicht zeigen: es ist ganz wider meine kluge Einsicht —, so senden Sie es mir zurück oder vielmehr bringen es. Ich lasse es dann abschreiben und gebe es so viel Menschen als möglich, und es ist in der Art sehr viel möglich. Das Druckenlassen von diesen Möglichkeiten immer die schönste. Wo Sie solche + von Bleistift finden, da hat es mir überaus gefallen; wo Sie solche × finden, noch besser. Ein paar undeutliche Stellen traf ich noch, ich habe sie zu Ihrer Beurteilung angedeutet. Was Sie vom Irrtum sagen, da stimme ich aus voller Brust bei. Aber ich könnte doch mit einem in die Wunde treffenden Worte sagen, welcher nicht zu erdulden ist und welcher nur vom lieben Gott, aber nicht von seinen Gesellen, uns, geduldet werden darf. Der willkürliche nämlich, der, welcher eine Aktion vor dem Forschen erfordert, nämlich aus dem Felde des Forschens zu treten oder, wie Sie zeigten, den Geist oder die Vernunft aussperrt oder kettet: dieser ist auch noch daran zu erkennen, daß ihm Dunkel vorhergeht, folgt, begleitet und aufbläst; der nennt die Vernunft mit dem Beiworte die sogenannte oder vornehme. Sie ist so genannt, weil sie vernimmt; das einzige uns bekannte intellektuelle Vernehmen; sie ist vornehm, weil sie das Vornehmste ist; das, welches alles anderen wohl gleichgeltenden verliehenen Gaben beleuchtende Ordnende. Ein — so aussehender Strich mit Bleistift bedeutet diesen letzten Gedanken.

Seit heute vor acht Tagen, wo ich ein éblouissement hatte und davon starke Migräne, konnte ich bis jetzt ohne Kopfweh nicht schreiben; daher erst heute diese Zeilen der Freundschaft, des Dankens, des Mahnens. Sie schicken mir, noch ehe Sie kommen, mit der fahrenden Post (Frau von Varnhagen, Französische Straße 20). Hier zeige ich Ihnen alles, was ich mir aufgeschrieben habe, und gestatte und beantworte Ihnen jede Frage, ça est-il chien.[1] Sie kriegen Weintrauben, Feigen, Orangen, Ananas à foison.[2] Lassen Sie sich nicht einreden von Herrn Dr. Neuburg, der hat nichts gesehen: keinen Blumenmarkt, keinen Fruchtmarkt, keine Gärten. Im Frühling reise ich mit Ihnen zurück. Mehr weiß ich in der Geschwindigkeit nicht, aber es ist dafür alles wahr. Fr. Hoffr.[3] ist sehr empfäng- und empfindlich für Ihr schönes Andenken und grüßt Sie herzlich und ladet Sie auch ein. V. bestürmt Sie, zu kommen, mit besten, schönsten Grüßen. Es soll Ihnen nicht reuen. Wie schön sprechen Sie über Reue! Ich sage immer: Reue kommt vor der Tat, nicht nach der Tat. Nie habe ich das bereut, was ich wirklich wollte. Nie kann uns nur der Ausgang recht geben. 'Hast du darum recht, weil's dir der Ausgang sagt?' läßt Lessing in Emilia Galotti sagen. Noch eine Stelle aus Angelus, die ich am meisten liebe und die meine Devise ist und die weit oben stehen sollte, müssen Sie jetzt wissen und fühlen:

'Die Unschuld acht' ich nur,
Der Gott hat Witz beschert,
Die aber den nicht hat,
Ist nicht des Namens wert.'

Und damit Gott befohlen.

Fr. Varnhagen.

Sie schreiben mir in jedem Falle gleich.

Der am Schluß erwähnte Angelus ist der bekannte, von Rahel sehr geliebte Schriftsteller des 17. Jahrhunderts Angelus Silesius.

---

[1] Ungebräuchliche Redensart, eigentlich in dem Sinne = ist das nicht gemein? [2] In Fülle. [3] Frau Hofrätin (Herz).

Die Verse stehen unter dem Bilde der Rahel, das dem bekannten Buche 'Rahel, ein Buch des Andenkens' beigegeben ist. Die in dem Briefe angeführte Fr. Hofr. ist die Hofrätin Henriette Herz. Dr. Neuburg ist ein Frankfurter Arzt, der mit Börne gut bekannt war. Die Worte des Briefes: 'Wer mit Ihnen unzertrennlich' beziehen sich auf die wohlbekannte Frankfurter Freundin Börnes, Frau Jeanette Wohl. Der Aufsatz, der aus Zensurrücksichten zwei Jahre lang ungedruckt bleiben mußte, ist, wie aus Börnes Briefen hervorgeht, die wichtige Studie 'Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens', der wirklich 1823 entstanden, aber erst 1827 zuerst im Morgenblatte gedruckt wurde. Hier kommen wirklich jene Stellen über Reue und Irrtum vor, auf die Rahel anspielt. (Vgl. die von mir geleitete historisch-kritische Ausgabe von Börnes Schriften, Bd. II, S. 181—189.) Die Stelle aus Lessings 'Emilia Galotti', Akt 2, Szene 4, lautet: 'Aber, gute Claudia, hattest du darum recht, weil dir der Ausgang recht gibt?' Von dem brieflichen Verkehr zwischen Börne und Rahel ist nichts weiteres bekannt. Die Reise nach Berlin, zu der Rahel den Frankfurter Schriftsteller so dringend aufforderte, erfolgte erst drei Jahre später, im Jahre 1828. Sie hatte nicht die Wirkung, die Beziehungen zwischen den beiden zu stärken, sondern brachte eine Entfremdung zwischen beiden hervor. Diese erfolgte aus zwei Gründen. Zunächst deswegen, daß Börne zu Berlin sich wesentlich in Kreisen bewegte, die Rahel unsympathisch waren, nämlich in denen der Henriette Herz und Mariane Saaling, sodann, weil Rahel und ihr Gatte Varnhagen Börne den kurz vorher erschienenen Aufsatz 'Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik, herausgegeben von der Sozietät der Wissenschaftlichen Kritik zu Berlin' übelnahmen. Börne selbst hat diese Empfindlichkeit und die seltsamen Szenen, die sich daraus ergaben, in seinen Briefen aus Berlin 1828, die von mir im Jahre 1907 veröffentlicht wurden, spöttisch genug geschildert.

Ludwig Geiger.

Eine altenglische Vision vom Jenseits.

Dem Beispiele Max Försters (Anglia XLII, 145) folgend, lege ich hiermit den Fachgenossen auch einen bisher ungedruckten, altenglischen Text vor, den ich vor Jahren im British Museum aus der Cotton-Handschrift Otho C I abgeschrieben hatte. Er schließt sich dort auf fol. 143b des zweiten Teils an jene drei Geschichten aus den 'Vitae Patrum' an, die Aßmann in Grein-Wülkers Bibliothek der ags. Prosa III, 195 herausgegeben hat. Wie diese und die vorhergehenden Dialoge Gregors, ist auch er mit zerstreuten lateinischen Glossen versehen, und zwar von der Hand desselben alten Mönches von Worcester, dessen Tätigkeit wir in verschiedenen anderen Handschriften beobachten können (vgl. Wolfgang Keller, Die literarischen Bestrebungen von Worcester in angelsächsischer Zeit S. 20). Das beweist, daß sich die Handschrift zur Zeit, als die Glossen eingetragen wurden, d. i. um das Ende des 12. Jahrhunderts, in der Klosterbibliothek zu Worcester befunden haben muß (vgl. das Vorwort von H. Hecht zu seiner Ausgabe der Dialoge Gregors in der Bibliothek der ags. Prosa V, S. VIII und meine Bemerkungen in diesem Archiv 106, S. 176).

Dem Inhalte nach erweist sich der Text als Übersetzung eines Berichtes des Bonifatius[1] an Eadburga, Äbtissin des Nonnenklosters auf Thanet, über die wunderbaren Visionen, die ein geistlicher Insasse des Klosters der Äbtissin Milburga (zu Wenlock in Shropshire), während er infolge einer schweren Krankheit im Scheintode lag, gehabt und dem Bonifatius in Gegenwart von Zeugen später wiedererzählt haben soll.

Er wurde — so gibt er an — von seinem Schmerzenslager weg, des Körpers entledigt, von Engeln, deren Glanz sein Auge blendete, in die Lüfte gehoben und sah unter sich den ganzen Erdkreis von emporzüngelnden Flammen mit Vernichtung bedroht, wenn sie die Engel nicht durch Christi Kreuzeszeichen gestillt und auch ihn vor der Glut geschützt hätten. Und eine ungeheure Menge von Seelen, die aus ihren Leibern wanderten, waren da versammelt und eine unzählige Schar böser Geister und ein glänzender Chor himmlischer Engel, die mit den Teufeln um die Seelen stritten. Auch seine eigenen Sünden, die er seit seiner Jugend begangen und nicht gebeichtet oder vergessen oder gar nicht als solche erkannt hatte, traten wider ihn auf und klagten ihn, jede mit eigener Stimme, an. Eine sagte: 'Ich bin deine sündhafte Begierde'; eine andere: 'Ich bin deine Ruhmredigkeit'; eine dritte: 'Ich bin deine Lügenhaftig-

[1] Bibliotheca Rerum Germanicarum edidit Philippus Jaffé. Tomus III. Monumenta Moguntina. 10. Epist., p. 53.

keit', und so fort. Die Teufel aber stimmten in die Beschuldigungen mit ein und bekräftigten sie, führten auch einen damals noch lebenden Mann herbei, den er, noch im weltlichen Stande, einst verwundet hatte, und dessen offene Wunde laut wider ihn zeugte. So häufte man und rechnete ihm vor die Zahl seiner Sünden, und die Feinde erklärten, er sei ihnen zweifellos verfallen. Dagegen aber erhoben seine geringen Verdienste, ihn entlastend, ihre Stimme. Eines sprach: 'Ich bin der Gehorsam, den er seinen geistlichen Oberen leistete'; ein anderes: 'Ich bin das Fasten, womit er gegen die fleischlichen Begierden ankämpfte', und so weiter: eine jede Tugend, von den ihn verteidigenden Engeln noch vergrößert, in lautem Widerstreit mit dem entgegengesetzten Laster. Unterdes sah er in der Unterwelt sehr viele feurige Brunnen(schachte), die Flammen ausspien; drin flatterten in Gestalt schwarzer Vögel die Seelen unglücklicher Menschen, die weinend und heulend ihr eigenes Verschulden und die gegenwärtige Strafe dafür beklagten; sie setzten sich ein wenig und klebten an den Rändern der Brunnen, dann fielen sie wieder jammernd hinab. Und einer der Engel sagte ihm: 'Diese kurze Ruhe bedeutet, daß der allmächtige Gott diesen Seelen am Tage des Gerichtes Linderung der Strafe und ewige Ruhe gewähren wird.' Aus der untersten Tiefe aber, unter den Brunnen herauf, hörte er das erschreckliche Seufzen und Weinen klagender Seelen: derer, wie der Engel ihm sagte, die zu ewiger Qual in den Flammen verdammt sind. Darauf sah er einen wunderlieblichen Ort, an dem eine Menge der schönsten Menschen in Freude lustwandelten, die ihn einladeten, zu ihnen zu kommen, wenn es ihm gestattet wäre; und ein wundersam süßer Duft, der Odem jener seligen Geister, ging davon aus. Das sei, erklärten die Engel, das berühmte Paradies Gottes.

Auch einen grausigen Fluß von brennendem Pech, heiß aufwallend, schaute er da; über dem lag ein Holz(stück) statt einer Brücke. Dahin eilten die heiligen Seelen, um ans jenseitige Ufer zu gelangen. Einige kamen ohne Schwanken hinüber, andere aber verloren das Gleichgewicht und fielen hinab in den Fluß. Und zwar wurden einige von ihnen ganz darin untergetaucht, andere nur teilweise, bis zu den Knien, bis zur Mitte, oder bis zu den Schultern. Alle aber stiegen reiner und schöner, als sie vorher gewesen waren, aus dem siedenden Pechfluß heraus ans andere Ufer. Und einer der seligen Engel sagte, das seien die Seelen, die von geringen Fehlern noch nicht völlig gereinigt aus dem Leben geschieden seien und einiger Züchtigung von seiten des barmherzigen Gottes bedürften, um würdig vor ihm erscheinen zu können. Jenseit des Flusses erblickte der Visionär glänzende Mauern von wunderbarer Länge und Höhe. Das sei, sagten die Engel, jene heilige und ruhmreiche Stadt, das himmlische Jerusalem, worin die heiligen

Seelen sich ewig freuen würden. Und jene Seelen und die Mauern der glorreichen Stadt waren von solch strahlendem Glanze, daß seine davon getroffenen Augen sie nicht anschauen konnten.

Es kam da in jene Versammlung unter anderen auch die Seele eines Mannes, der im Leben Abt gewesen war. Um die stritten sich die bösen Geister und die Engel. Da trat plötzlich eine große Schar glänzend weißer Seelen für ihn ein und sagten, der Mann sei ihr Vorgesetzter und Lehrer gewesen und habe sie alle durch seine Führung Gott gewonnen; um diesen Preis sei er aus der Gewalt der Teufel losgekauft worden. Und unter dem Beistand der Engel entrissen sie seine Seele den Teufeln, die sich auf Befehl der Engel in die obenerwähnten Feuerschlünde stürzten, aber bald wieder emportauchten und den Kampf um die Seelen von neuem aufnahmen. Er konnte auch von den damals noch lebenden Menschen beobachten, wie den Tugendhaften unter ihnen immer schützende Engel zur Seite waren, während den Sündern ein böser Geist zugesellt war, der sie beständig verführte und, so oft sie sich in Wort oder Tat verfehlt hatten, es den anderen bösen Geistern wie zu ihrer Belustigung verkündete und nicht wartete, bis eine neue Sünde begangen wurde, sondern jede einzelne zur Kenntnis der anderen brachte. So sah er auch ein Mädchen, die in einer Mühle mahlte und sich verstohlenerweise einen neben ihr liegenden schön verzierten Spinnrocken eines fremden Mädchens aneignete, was dann von fünf der häßlichsten Teufel mit ungeheurer Freude in der Versammlung angezeigt wurde. Ferner sah er die traurige Seele eines kürzlich verstorbenen Klosterbruders, der ihm sterbend aufgetragen hatte, seinen leiblichen Bruder zu bitten, daß er eine ihnen beiden gemeinsam gehörende Sklavin um seiner Seele willen freilasse. Der habsüchtige Bruder aber erfüllte diese Bitte nicht, worüber sich denn die genannte Seele bitter beklagte.

Nun endlich hießen die seligen Engel ihn unverweilt wieder in seinen Körper zurückkehren und alles, was ihm gezeigt worden war, gläubigen und in guter Absicht fragenden Menschen offenbaren, Spöttern aber vorenthalten. Einer entfernt lebenden Frau sollte er ihre Sünden vor Augen führen und ihr sagen, sie könnte Gott durch Buße wieder versöhnen; und einem Priester namens Begga (Boȝia) sollte er alle seine geistigen Gesichte erzählen und sich von ihm weisen lassen, wie er sie den Menschen offenbare; sollte ihm auch die Sünden, die ihm von den unreinen Geistern vorgeworfen worden waren, beichten und nach seinem Ermessen büßen; und sollte sich von ihm bezeugen lassen, daß er aus Liebe zu Gott, ohne daß es jemand wußte, viele Jahre hindurch einen eisernen Gürtel um die Lenden getragen habe.

Nichts — erklärte der Visionär am Ende seines Berichtes — von allem, was er während seiner Entrückung gesehen, erschien

ihm so widerlich und übelriechend, außer den Dämonen und dem lodernden Feuer, wie sein eigener Körper. In diesen kehrte er auf Befehl der Engel beim Anbruch des Morgens zurück, während er ihn beim ersten Hahnenschrei verlassen hatte.

So weit nun geht der englische Text mit dem lateinischen Original zusammen. Der Schluß des Briefes des Bonifatius ist in der Übersetzung gekürzt. Übergangen ist bemerkenswerterweise auch, was von Ceolred, dem König der Mercier, im Original erzählt wird, der übrigens, wie Bonifatius bemerkt, zur Zeit der Vision zweifellos noch am Leben war (er starb 716). Der Visionär sah ihn in der Unterwelt, von Engeln wider den Ansturm der Teufel beschirmt, die wutschnaubend forderten, daß man ihnen gestatte, ihren grausamen Mut an ihm zu kühlen; denn sie beschuldigten ihn einer Unmenge verruchter Schandtaten und sagten drohend, er verdiene, ins schrecklichste Höllenverlies eingeschlossen und dort seiner Sünden wegen ewig gepeinigt zu werden. Voll Trauer mußten die Engel nachgeben und den über ihn gehaltenen Schirm (gleichsam in Form eines großen Buches) entfernen. Da strömten frohlockend aus allen Teilen der Welt Teufel herbei und zerfleischten den Unglücklichen unter mannigfachen Qualen.

Die Wahrheit dieser Vision, meint Bonifatius, hätte das nachfolgende plötzliche Ende des lasterhaften Königs bestätigt. Über dieses Ende spricht er in einem anderen Briefe (bei Jaffé Nr. 59, S. 174). Da wird dem Ceolred, König der Mercier, und Osred von Deira und Bernicia Schändung der Nonnen und Zerstörung der Klöster vorgeworfen; und weil sie in ihren Sünden verharrten, seien sie von Gott mit plötzlichem Tode und ewiger Verdammnis bestraft worden. 'Nam Ceolredum' — heißt es — 'ut testati sunt, qui praesentes fuerant, apud comites suos splendide epulantem, malignus spiritus, qui eum ad fiduciam dampnandae legis Dei suadendo pellexit, peccantem subito in insaniam mentis convertit; ut sine poenitentia et confessione, furibundus et amens cum diabolis sermocinans et Dei sacerdotes abhominans, de hac luce sine dubio ad tormenta inferni migravit.'

A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande I, 616, und C. Fritzsche, Die lateinischen Visionen des Mittelalters bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts (Roman. Forschungen II, 275 f.), haben schon angedeutet, daß die von Bonifatius hier geschilderte Vision — abgesehen von einzelnen Sonderzügen — nur eine Verschmelzung älterer Visionen, insbesondere der von Gregor dem Großen in den Dialogen und von Beda in seiner Kirchengeschichte erzählten, darstelle. So ist das Eingangsmotiv des Scheintodes infolge einer schweren Krankheit herkömmlich.

Furseus (Beda V, cap. 36) ist (abweichend von unserer Vision, die vom ersten Hahnenschrei bis zum Tagesanbruch gedauert hat)

vom Abend bis zum Hahnenschrei, des Körpers entkleidet, ins Jenseits entrückt (a vespera usque ad galli cantum corpore exutu.). Er wird von Engeln in die Lüfte getragen und sieht unter sich die Welt und, aus der Tiefe aufsteigend, vier Feuer, die sie verzehren werden. Sie vereinigen sich zu einer ungeheuren Flamme, die ihn selbst zu ergreifen droht; aber die Engel teilen sie und schirmen ihn. Er ist Zeuge des Streites zwischen den Engeln und Teufeln um die Seelen, hört das Weinen und Heulen der armen Sünder und das triumphierende Gelächter der Teufel, wenn sie einen Sünder ergriffen haben. Darunter ist einer, den er im Leben gekannt hat. Auch ihn selbst klagen die bösen Geister an, während die guten ihn verteidigen. In einer anderen Vision, die Beda (V, cap. 12) von einem Nordhumbrier Dricthelm erzählt, hört der Visionär klägliches Geheul und dazwischen schallendes Gelächter und sieht, wie die bösen Geister arme Seelen herbeischleppen und in einen feurigen Abgrund werfen. Er sieht ferner ein liebliches, von Licht umflossenes und von Blumenduft erfülltes Gefilde und auf demselben Scharen (conventicula) weißgekleideter Menschen (ebenso der römische Soldat bei Gregor, Dialog. IV, cap. 36). Das sei aber noch nicht das Himmelreich, sagt ihm der führende Engel. In unserer Vision ist es das Paradies.

Die Brücke über einen grausigen Fluß kommt schon in der Visio Pauli, dann wieder bei Gregor vor (Dialog. IV, 36). Hier wird der Fluß 'niger atque caliginosus, foetoris intolerabilis nebulam exhalans' genannt. Nur die Gerechten können die Brücke ungefährdet überschreiten, die Ungerechten aber fallen in den Fluß hinab. Nach der Visio Pauli werden sie darin je nach ihrer Schuld versenkt: die einen bis an die Knie, die anderen bis an den Nabel, andere wieder bis an den Kopf. Ebenso in unserer Vision. Der Fluß ist hier aus brennendem Pech. Die Seelen aber, die hineinfallen, kommen geläutert und gereinigt aus demselben heraus: es sind die mit läßlichen Sünden aus dem Leben geschiedenen, und der Pechfluß erweckt hier die Vorstellung des Fegefeuers. Das Holz, das an Stelle einer Brücke darüberführt, ist als schmales Brett oder Balken zu denken, 'quia angusta valde est semita, quae ducit at vitam' (Matth. VII, 14), wie Gregor (Dialog. IV, 37) sagt.

In der Visio Pauli wird dem Apostel ferner ein Brunnen (puteus) gezeigt, dessen Öffnung mit sieben Siegeln verschlossen ist. Als er geöffnet wird, entströmt ihm ein übler Geruch. Er ist von ungeheurer Tiefe, Weinen und Seufzen, wie lauter Donner erklingend, erfüllen ihn. Wer da hineingeworfen wird, dem wird keine Barmherzigkeit Gottes zuteil.

Auch Beda spricht von einem 'puteus flamminivomus', in der Vision des Nordhumbriers Dricthelm (V, cap. 12). Der steigt mit seinem Führer in die von Finsternis völlig umfangene Tiefe. Da

sieht er Flammenkugeln, eine nach der anderen, aufsteigen, 'quasi de puteo magno', und wieder dahin zurücksinken. Und während diese Feuerkugeln ohne Aufhören bald in die Höhe, bald wieder den Tiefen des Schlundes ('ima baratri') zustreben, sieht er, daß sie voller Seelen von Menschen sind, die, wie Funken mit dem Rauch, bald emporgeschleudert werden, bald zurückfallen. Auch Gestank ohnegleichen, mit den feurigen Dünsten aufsteigend, erfüllt den ganzen Raum. Teufel ziehen fünf Menschenseelen mitten in jenen brennenden Schlund ('in medium baratri illius ardentis'), und das Weinen der Menschen und das Gelächter der Teufel klingt im Ohre. Dann steigen aus jenem flammenspeienden Abgrund ('de abysso illo flamminivoma') schwarze Gestalten herauf, mit feuersprühenden Augen und feurigem, stinkendem Atem aus Mund und Nase (vgl. in unserer Vision am Schlusse: 'ut in omnibus visionibus … nihil tam durum foetorem evaporans, exceptis daemonibus et igne flagrante, videret'), und wollen ihn mit glühenden Zangen ergreifen, sein Führer aber vertreibt sie.

Beda denkt sich also einen flammenspeienden Schlund ('baratrum'), einen Abgrund ('abyssus'), auch 'fornax tenebrosa' genannt, der wie ein (ausgeschachteter) Brunnen aussieht und die Höllenmündung ('os gehennae') vorstellt. Die 'ignei putei horrendam eructantes flamman', in deren hervorbrechenden Flammen arme Seelen in Gestalt schwarzer Vögel herumflattern, wie unsere Vision es darstellt, sind wohl ebenso gedacht. Sie bedeuten aber hier nicht die Hölle, sondern das Fegefeuer, aus dem es für die Seelen am jüngsten Tage Erlösung gibt; und zwar, wie es scheint, das strafende, quälende Feuer, während der Pechfluß das läuternde und reinigende Feuer andeuten soll. Die eigentliche Hölle ist in unserer Vision unter den Brunnen, 'in imo profundo, quasi in inferno inferiori'; denn, wie es in einer Redaktion der Visio Pauli (H. Brandes, Engl. Stud. VII, 47) heißt: 'Bene debemus scire et credere, quod sint duo inferna, scilicet unum superius, et aliud inferius. Superius infernus est ignis purgatorii … Infernus inferius, ubi sunt omnes anime, qui dampnate sunt …'

Gregor erwähnt den Brunnen nicht, er spricht von 'ollae (Kessel) tormentorum' und verknüpft damit eine eigentümliche Vorstellung. Im IV. Buche der Dialoge, cap. 35, erzählt er, ein gewisser Eumorphius habe vor seinem Ende seinen Diener zu einem Nachbarn Stephanus geschickt und ihm sagen lassen, er möge schnell kommen, das Schiff, das sie nach Sizilien führen solle, sei schon bereit. Auf halbem Wege sei dem Diener ein Mann begegnet, der ihm sagte, Stephanus sei eben gestorben; und als er nach Hause kam, habe er auch seinen Herrn Eumorphius tot gefunden. Darauf erklärt Gregor seinem Unterredner Petrus, was es mit dieser Fahrt nach Sizilien für eine Bewandtnis habe: 'Quod vero se ad Siciliam

3*

duci testatus est, quid sentiri aliud potest, nisi quod prae ceteris locis in eius terrae insulis eructante igne tormentorum ollae patuerunt? Quae, ut solent narrare, qui noverunt, laxatis quotidie sinibus excrescunt, ut mundi termino appropinquante, quanto certum est illuc amplius exurendos colligi, tanto et eadem tormentorum loca amplius videantur aperiri. Quod omnipotens Deus ad correptionem viventium in hoc mundo voluit ostendi, ut mentes infidelium, quae inferni tormenta esse non credunt, tormentorum loca videant, quae audita credere recusant.'

In cap. 30 des IV. Buches der Dialoge steht folgende Geschichte: Ein Beamter, der in Sizilien die festgesetzte Abgabe (canon) an Getreide usw. einzutreiben hatte, wird auf der Rückfahrt nach Italien mit seinem Schiff an die Insel Lipari angetrieben. Während nun die Matrosen mit der Ausbesserung der Schäden beschäftigt sind, besucht er einen auf der Insel wohnenden frommen Mann, der ihm sagte: 'Wißt Ihr, daß der König Theodorich gestorben ist?' Auf seine Verwunderung darüber — denn sie hatten nichts davon vernommen — erwidert ihm der fromme Mann, es sei doch wahr, und erzählt ihm, am vergangenen Tage um die neunte Stunde sei der König zwischen dem Papste Johannes und dem Patrizier Symmachus einhergeführt und 'in hanc vicinam Vulcani ollam' geschleudert worden. Für 'ollam' lesen einige Hss. 'insulam' (Migne, Patres Latini, Series I, Tom. 77, p. 369), was von der griechischen Übersetzung (ibid.) bestätigt wird: *ἐν τῇ γειτνιαζούσῃ νήσῳ τοῦ βουλκάνου ἐν τῷ ὑποκαιομένῳ πυρί αὐτόθι ἐῤῥίφη.* Gemeint ist die Lipari benachbarte Insel Vulcano. Es scheint demnach, als ob die schwefliges Feuer ausspeienden Krater Siziliens und der umliegenden vulkanischen Inseln die Vorstellung von Feuerschlünden in Gestalt von Brunnen(schachten), aus denen mit den Flammen zugleich übelriechende Dünste aufsteigen und die zum Orte der Qualen führen, erzeugt oder doch genährt hätten.

In unserer Vision endlich gebieten die Engel dem Visionär, er solle seine Gesichte nur gläubigen ('credentibus') und in guter Absicht fragenden Menschen ('intentione divina interrogantibus') offenbaren, Spöttern ('insultantibus') aber vorenthalten. Ähnlich heißt es bei Beda in der Vision des Furseus (III, 19): 'Ordinem autem visionum suarum illis solummodo, qui propter desiderium compunctionis interrogabant, exponere volebat.' Und in der Vision Dricthelms (V, 12): 'Haec et alia, quae viderat, idem vir Domini non omnibus passim desidiosis ac vitae suae incuriosis referre volebat, sed illis solummodo, qui vel tormentorum metu perterriti, vel spe gaudiorum perennium delectati, profectum pietatis ex eius verbis haurire volebant.'

Was nun die altenglische Übersetzung anbelangt, so ist sie denn doch recht unbeholfen. Des Bonifatius' — freilich auch keineswegs

klassisches — Latein hat dem Übersetzer offenbar große Schwierigkeit gemacht. Dem lateinischen Periodenbau steht er ziemlich ratlos gegenüber: er zerhackt ihn, sucht sich oft mit einem nachhinkenden *and he sæde eac þæt* ... und dergleichen zu behelfen, reißt bedeutsamere Wörter, die er irgendwo unterbringen will, aus dem Zusammenhang, und so unterlaufen ihm denn gelegentlich auch böse Mißverständnisse.

Wie dem Übersetzer mit dem Latein, so scheint es dem alten Glossator stellenweise mit dem Altenglischen ergangen zu sein: glossiert er doch den Infinitiv *fleoȝan* (lat. volitasse) mit *'muscas'* und schreibt über das *ȝe* der Partikel *ȝena 'vos'*! Wenn man übrigens so gewöhnliche Wörter wie *þa* mit *qui* oder *illi, wið* mit *contra, buton* mit *extra* oder *sine, ȝe* mit *vos* verdeutlichen zu müssen glaubte, so läßt das doch auf eine sehr gesunkene Kenntnis des Altenglischen schließen. Das lateinische Original des ae. Textes hat der Glossator nicht vor sich gehabt.

Sprachlich zeigt der ae. Text überwiegend die Formen der jüngeren westsächsischen Schriftsprache. Doch nicht ausschließlich: so finden sich im besonderen viele *io* neben *eo*; ferner *ē* als Umlaut von *ēā* (*lēȝ, nēd-, cēȝan, stēmende, unȝehērsumnes,* neben *hȳran, -hȳrsum*); *ia* in *hiȝardlice* (neben *heardlice*), compar. *hiardran, ȝesiah* praet., *hīaf* subst. und Formen wie *spæce* (neben *spræce*), *ȝespecen*; *ȝesēȝe,* optat. praet. (daneben *ȝeseaȝe,* part. praet. *ȝeseȝen*; *meniu* (neben *meneȝo*); *hīo* (*hēo*) als nom. plur., *hīom* (*hēom*) dativ plur.; auch öfters *in* für wests. *on* und einmal *mid* mit dem Akkusativ (*mid ealne lichaman*). Einiges davon ist mercisch und kann einem Schreiber zu Worcester leicht aus der Feder geflossen sein, anderes nicht streng westsächsisch; aber die vielen *io* für und neben *eo,* und ganz besonders Formen wie *hiȝardlice, hiardran, ȝesiah, hiaf, meniu* sind charakteristisch fürs Kentische. Sollte das vielleicht auf eine ursprünglich kentische Vorlage deuten und sollte darin etwa auch der Grund für die obenerwähnte und sonst nicht wohl zu erklärende Übergehung der Geschichte vom Mercierkönig Ceolred zu suchen sein?

Bemerkenswert ist übrigens noch, daß sich dieselben sprachlichen Eigentümlichkeiten wie in unserem Text und ganz die gleiche Übersetzungstechnik auch in dem in der Handschrift vorhergehenden Leben des Malchus (nach Hieronymus) finden, so daß der Schluß auf einen Verfasser für beide Stücke naheliegt.

Die Cotton-Handschrift hat durch den Brand in den Blättern, auf denen unser Text steht, durch Risse, Sprünge, Falten, Löcher und geschwärzte Stellen arg gelitten. Ich habe versucht, mit Hilfe des lateinischen Originals und Berücksichtigung der Arbeitsweise des Übersetzers die Lücken zu ergänzen, und habe zur Bequemlichkeit des Lesers meine Vermutungen in Klammern gleich mit in

den Text gesetzt. Auch einzelne Fehler in der Handschrift, wo sie offensichtlich oder durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch des Übersetzers als solche gekennzeichnet sind, habe ich im Texte verbessert und die betreffende Lesart der Handschrift in den Fußnoten angegeben.

Ich lasse nun den ae. Text mit dem lateinischen Original (nach Jaffé) folgen.

Her saʒađ on þissum bocum *þæt*. domne. wynfriđ sende þis ʒewrit
diu
ærost to þissu[m][1] leodum bi sumu*m* preoste se wæs þraʒe forđ fered. 7
ʒehwyrfde þa eft to his lichaman. he sæde [*þæt* he bicome][1] to þisse þeode. 7
þæt he spæce wiđ đone preost. 7 he me rehte þa [wundorlica]n[2] ʒesihđe þa
5 þe he ʒ*e*seah þa he wæs buton lichaman. 7 þis he me rehte eall his aʒene
worde. he cw*æđ* *þæt* him ʒeeode þurh nedbade *þæt* his lichama wære seoc ʒ*e*-
worden. 7 he wæs semninʒa þy ʒaste benǽmed. 7 him þuhte *þæt* hit wære
on þære onlicnysse þe him man þa eaʒan weccende mid þicce hræʒle for-
bruʒde. 7 þa semninʒa wæs seo bewriʒennys onweʒ anumen. 7 þa wæs hi*m*
10 ætywed on ʒ*e*sihđe ealle þa þing þe him næfre ǽr ʒeseʒen wæron ne on-
wriʒen. 7 hi*m* wæs æʒhwæt swiđe uncuđ þæs þe he ʒ*e*seah. 7 þa æt nyxtan
wæs eall seo swearte bewriʒennis aworpen fram his eaʒum. þa þuhte him *þæt*
eall þes middaneard wære ʒ*e*samnod biforan his lichaman ʒesihđe. 7 he
sceawode eall folc. 7 ealle eorđandælas. 7 sǽstreamas under ánre ʒesihđe. 7
illi
15 him þuhte *þæt* þa enʒlas wæron swilce hiʒ byrnende wæron þa þe hine
læddon ut of þam lichaman. 7 he ne mihte næniʒ þinʒa locian on hiʒ for
þære micclan beorhtnesse þe hiʒ mid ymbseted wæron. 7 hiʒ sunʒon swiđe
wynsumum stefnum. 7 swiđe ʒeswéʒum. 7 hiʒ cwædon. D*omi*ne ne in ira

---

Beatissimae virgini, imo dilectissimae dominae Eadburge, monastice normulae conversationis emeritae, Wynfrethus exiguus in Christo Iesu intimae caritatis salutem.

Rogabas me, soror carissima, ut admirandas visiones de illo redivivo, qui nuper in monasterio Milburge abbatissae mortuus est, et revixit, quae ei ostensae sunt, scribendo intimare et transmittere curarem, quemadmodum istas veneranda abbatissa Hildelida referente didici. Modo siquidem gratias omnipotenti Deo refero, quia in hoc dilectionis tuae voluntatem eo plenius liquidiusque, Deo patrocinium praestante, implere valeo. Quia ipse cum supradicto fratre redivivo, dum nuper de transmarinis partibus ad istas pervenit regiones, locutus sum; et ille mihi stupendas visiones, quas, extra corpus suum raptus, in spiritu vidit, proprio exposuit sermone.

Dicebat quippe, se per violentis egritudinis dolorem corporis gravedine subito exutum fuisse. Et simillimum esse collatione, veluti si videntis et vigilantis hominis oculi densissimo tegmine velentur; et subito auferatur velamen, et tunc perspicua sint omnia, quae antea non visa et velata et ignota fuerunt. Sic sibi, abiecto terrenae velamine carnis, ante conspectum universum collectum fuisse mundum: ut cunctas terrarum partes et populos et maria sub uno conspectu contueretur. Et tam magnae claritatis et splendoris angelos eum, egressum de corpore, suscepisse, ut nullatenus pro nimio splendore in eos aspicere potuisset. Qui iucundis et consonis vocibus canebant: Domine, ne in ira tua arguas me, neque in furore tuo corripias me. Et suble-

---

[1] Ergänzt nach Wanley. [2] Loch.

tua arguas me . ne*que* in furore tuo corripias me.[1] þ*æt* is. Drihten ne
arguas corripias
þrea þu us in þinnum yrre . ne þu us ne steor in þinre hatheort-
nysse. 7 he sæde þ*æt* hiʒ hine abrudon up in þone lyft. 7 he ʒeseah fyr
beornan ymb ealles þyses middaneardes ymbhwyrfte. 7 se léʒ wæs forđ
blæstende mid swiđe únmætre micelnysse. 7 he wæs swiđe eʒeslic up astiʒende. 5
7 næs eall þes middaneard þa ic hine sceawode buton swilce he wære on
anes cleowen[es][2] onlicnysse 7 eall his weorc. 7 ic ʒeseah þ*æt* þ*æt*
fyr wolde blæstan ofer ealne middaneard . ʒif se enʒel ne sette cristes
rodetacen onʒéan þam [fyre 7 þ][3]on*ne* ʒestilde hit. 7 se léʒ swiđrode[4] on
intollerabiliter depressus
(fol. 144) micclum dæle. 7 ic wæs unaræfnedlice ʒeþræsted on minu*m* 10
eaʒum for þisses[5] miclan byrnes eʒe. 7 me wæs ealra swiđost seo ʒesihđ
forstynted[6] for þara scinendra ʒasta beorhtnesse. 7 þa æthrán þære beorhtan
protectus
ʒesihđe an enʒel minu*m* heafde 7 ic wearđ þurh þ*æt* ʒescyld 7 ʒesund
ʒehealden fram þara léʒa sceađđiʒnesse. 7 he sæde on þære tide þe he wæs
of his lich[am]an.[7] þ*æt* þyder wære ʒesamnod of lichamum swa micel meneʒo 15
forđ feredra sawla swa he ne wende þ*æt* ealles mennisces cynnes nær[e]
innumerabilis
swilc unrim meneʒo swilc þ*æt* wæs. 7 he sæde eac þ*æt* þær wære micel
meniu æt awerʒedra ʒasta. 7 eac þam beorhtum enʒlum þe þ[æ]r[8] ʒeseʒene
wæron . hiʒ hæfdon micel ʒeflit wiđ đa awyriʒdan ʒastas bi [þam earm][9]estan
sawlum þe þær wæron út ʒonʒende of lichaman. 7 þa deoflu wæ[ron wreʒende][10] 20
þa [s]awle 7 hiʒ wæron héapiende hiora synna pund on hi[ʒ 7 þa enʒlas
wæron be]ládiende 7 lihtiʒende hiora synna. 7 se man sæde þ*æt* he sylf ʒehyrde

---

vabant me — dixit — in aera sursum. Et in circuitu totius mundi ignem ardentem
videbam et flammam immensae magnitudinis anhelantem et terribiliter ad
superiora ascendentem, non aliter pene quam ut sub uno globo totius mundi
machimam complectentem, nisi eam sanctus angelus, inpresso signo sanctae
crucis Christi, compesceret. Quando enim in obviam minacis flamme signum
crucis Christi expresserat, tunc flamma magna ex parte decrescens resedit.
Et istius flammae terribili ardore intollerabiliter torquebar, oculis maxime
ardentibus et splendore fulgentium spirituum vehementissime reverberatis;
donec splendidae visionis angelus manus suae inpositione caput meum quasi
protegens tangebat et me a lesione flammarum tutum reddidit. Praeterea
referebat: illo in temporis spatio, quo extra corpus fuit, tam magnam ani-
marum migrantium de corpore multitudinem illuc, ubi ipse fuit, convenisse,
quam totius humani generis in terris non fuisse antea existimaret. Innu-
merabilem quoque malignorum spirituum turbam nec non et clarissimum
chorum supernorum angelorum adfuisse, narravit. Et maximam inter se
miserrimos spiritus et sanctos angelos de animabus egredientibus de corpore
disputationen habuisse, daemones accusando et peccatorum pondus gravando,
angelos vero relevando et excusando. Et se ipsum audisse, omnia flagitiorum
suorum propria peccamina — quae fecit a iuventute sua et ad confitendum

---

[1] Der lat. Text mit fränkischen Schriftzeichen. [2] Ms. *cleowen.* [3] Sprung, nur der obere Teil der Buchstaben erkennbar. [4] Am unteren Rande *mitigauit,* als Glosse zu *swiđrode.* [5] Am Rande, undeutlich. [6] Ms. *forstynded.* [7] Nur der letzte Strich von *m* erhalten. [8] Nur *r* und der obere Teil von *þ* erhalten. [9] Loch. [10] Ausschnitt: am rechten Rande *awle* 7 *hiʒ*; etwas tiefer stehend, zwischen *wæ* und *awle, þa*; am rechten Rande der folgenden Zeile *ládiende* und als Glosse daneben *excus.*

ealle his[1] ʒodwrecnysse[2] 7 his aʒene synna þa þe he of his ʒioʒode ʒefremede ođđe þ*æt* he on receleaste ʒefremode þ*æt* he nolde his synna ándettan. 7 þ*æt* he on oferʒitolness[e][3] ʒefremode ođđe þ*æt* he eallunga nyste þ*æt* hit
*con*tra
to synne[4] ođlenʒde. 7 ælc þara synna céʒde his aʒenre stefne wiđ
*con*stanter
5 hine. 7 hio hine hiʒardlice þreadon. 7 anra ʒehwilc þara synna þe he of his iuʒođe ʒefremede on æniʒum hade þær wæs forđ ʒeboren on hiora midnesse. 7 hio wæron þus sprecende. sum cwæđ. Ic eom þin ʒitsunʒ
illicite *contra*
þe þu unalyfedlice ʒeʒitsodest wiđ ʒodes bebodu. Sum cw*æđ*. Ic eom idel ʒilp þe þu mid mannu*m* ʒylplice ahofe. Sum cw*æđ*. Ic eom leasunʒ
10 in þære þu ʒefirenadest þær þu wære líʒende. Sum cw*æđ*. Ic eom unnyt word þe þu idelice ʒespræce. Sum cw*æđ*. Ic eom ʒesihđ þurh þa þu ʒefirenadest. Sum cw*æđ*. Ic eom ʒemanes.[5] 7 unʒehyrsumnes þær þu ealdum ʒastlicum mannu*m* unʒehyrsum wære. Sum cw*æđ*. Ic eom drupunʒ. 7 sleacnis. þe þu wære receleas in haliʒra ʒewrita ʒeornesse. Sum cw*æđ*. Ic
*per*secut*us* es
15 eom swiciende ʒeþoht. 7 unnyt ʒymen[6] þe þu ođra manna lif eahtodest. 7
extra
þin aʒen lif forlete 7 ic þe ofer ʒemet on cyrican. 7 buton cirican ʒebisʒode. Sum cw*æđ*. Ic eom slapolnis mid þam þu wære ʒeþricced þ*æt* þu late arise ʒode to ándettenne. Sum cw*æđ*. Ic eom unnytnis.[7] 7 hiʒ him on sædon maneʒu þinʒ þissum ʒelic. 7 ealle þa þe he on his lifes daʒum
20 lifiʒende ʒefremod[e 7 þa þ]e[8] he areceleasode to andettenne (fol. 144b) [m][9]aniʒe synna þær cirmdon swiđe eʒeslice wiđ hine þa þe he næfre ne wende þ*æt* hio to synnu*m* ođlenʒdon. 7 þa awyriʒdan ʒastas wæron ʒeswéʒe eallu*m* þam synnum. 7 hiʒ wæron hine swiđe heardlice wreʒende. 7 hiʒ wæron secʒende ealle þa stowe 7 ealle þa tide þe hiʒ þa mándæde on

---

aut neglexit aut oblivioni tradidit vel, ad peccatum pertinere omnino nesciebat — ipsius propria voce contra illum clamitasse et eum dirissime accusasse. Et specialiter unum quodque vitium quasi ex sua persona in medium se obtulisse, dicendo, quoddam: Ego sum cupiditas tua, qua inlicita frequentissime et contraria praeceptis Dei concupisti; quoddam vero: Ego sum vana gloria, qua te apud homines iactanter exaltasti; aliud: Ego sum mendacium, in quo mentiendo peccasti; aliud: Ego sum otiosum verbum, quod inaniter locutus fuisti; aliud: Ego visus, quo videndo inlicita peccasti; aliud: Ego contumacia et inoboedientia, qua senioribus spiritalibus inoboediens fuisti; aliud: Ego torpor et desidia in sanctorum studiorum neglectu; aliud: Ego vaga cogitatio et inutilis cura, qua te supra modum sive in ecclesia sive extra ecclesium occupabas; aliud: Ego somnolentia, qua oppressus tarde ad confitendum Deo surrexisti; aliud: Ego iter otiosum; [aliud: Ego sum neglegentia et incuria, qua detentus erga studium divinae lectionis incuriosus fuisti]; et caetera his similia. Omnia, quae in diebus vitae suae in carne conversatus peregit et confiteri neglexit, multa quoque, quae ad peccatum pertinere omnino ignorabat, contra eum cuncta terribiliter vociferabant. Similiter et maligni spiritus, in omnibus consonantes vitiis, accusando et duriter testificlando et loca et tempora nefandorum actuum memorantes, eadem, quae peccata dixerunt, conclamantes probabant. Vidit quoque ibi hominem quendam, cui, iam

---

[1] Von *ealle his* nur der untere Teil sichtbar. [2] Ms. *ʒodwyrenisse*. [3] Ms. *oferʒitolness*. [4] Oder *synnum*? Vgl. unten, S. 22. Ms. *to synna*. [5] = *ʒemāhnes*. [6] Ms. *ʒamen*. [7] L. *unnyt siđ*? = iter otiosum. [8] Loch. [9] Linker Rand.

ȝedydon. 7 he þær ȝeseah eac sumne þara manna þe he ær ȝewund[ode][1] þa
hwile þe he lifiȝende wæs. 7 se man lyfde þa ȝyt. 7 to ȝewitnesse his yfela
recende
he wæs þider ȝelæded. 7 sio wund wæs open. 7 *þæt* blod wæs stemende 7
he wæs ceȝende his aȝenre stefne. 7 he [w]æs hi[m][2] edwit cweđende.
7 [he wæs him witende (?) þæs][3] blodes ȝyte swiđe wælhreowlice. 7 he 5
tealode. 7 héapode micel m[an] 7 þa ealdan feond trymedon 7 sædon *þæt*
excusabant virtus
he wære hira ȝew[ealdes. ac þa be]ladedon me min þa lyttlan mæȝ(e)nu[4]
þa þe ic earma 7 unmed[ema æf]re[5] ȝedyde. Sum cw*æđ*. Ic eom fæsten
þe he his lichaman on aclænsode wiđ đam yfelan ȝeornissum. Sum cw*æđ*.
fudit
Ic eom hluttor ȝebéd. *þæt* he ȝeat in drihtnes ȝesihđe. Sum cw*æđ*. Ic eom 10
infirmorum obsequium infirmis
untrumra þeȝnunȝ þa he mildelice siocum ȝedyde. Sum cw*æđ*. Ic eom sealm
sanȝ. þone he ȝode ȝedyde to bote his unnyttra worda. 7 swa him ceȝde
excusando
anra ȝehwilc þæra mæȝna 7 wæs hine beladiȝende wiđ his synnum. 7 þas[6]
wæron eac miccliȝende þa enȝellican ȝastas. 7 me wæron þas mæȝnu
protegendo
bescyldiȝende þa þe her trymedon. 7 me wær[o]n[7] þa mæȝnu[8] miccle 15
maran ȝeþuht þon*ne* ic æfre wende *þæt* ic hiȝ on minum mæȝne ȝefremman
mihte. 7 he sæde eac *þæt* he ȝeseaȝe on þissum niođeran middan earde
fyrene seađas. 7 þa wæron swiđe eȝeslice úp blæstende. 7 he ȝeseah
muscas (!) qui
fleoȝan inȝemanȝ þ*am* fyrenan leȝe þa earman ȝastas. þa wæron on sweartra
fuȝela ónlicnessu*m*. 7 hiȝ wæron híofiȝende. 7 wépende. 7 ȝristbitiȝende mid 20
menniscre stefne . hiora aȝene ȝewyrhtu.[9] 7 *þæt* andwearde wite. 7 hiȝ

---

in saeculari habitu degens, vulnus inflixit — quem adhuc in hac vita superesse referebat — ad testimonium malorum suorum adductum; cuius cruentatum et patens vulnus et sanguis ipse, propria voce clamans, inproperabat et inputabat ei crudele effusi sanguinis crimen. Et sic cumulatis et conputatis sceleribus, antiqui hostes adfirmabant: eum, reum peccatorum, iuris eorum et conditionis indubitanter fuisse. E contra autem — dixit — excusantes me, clamabant parve virtutes animae, quas ego miser indigne et inperfecte perigi. Quaedam dixit: Ego sum oboedientia, quam senioribus spiritalibus exhibuit; quaedam: Ego sum ieiunium, quo corpus suum contra desiderium carnis pugnans castigavit; alia: Ego oratio pura, quam effundebat in conspectu Domini; alia: Ego sum obsequium infirmorum, quod clementer egrotantibus exhibuit: quaedam: Ego sum psalmus, quem pro otioso sermone satisfaciens Deo cecinit. Et sic una queque virtus contra emulum suum peccatum, excusando me, clamitabat. Et has illi inmensae claritatis angelici spiritus magnificando, defendentes me, adfirmabant. Et istae virtutes universae valde mactae et multo maiores et excellentiores esse mihi videbantur, quam umquam viribus meis digne perpetrate fuissent. Inter ea referebat, se, quasi in inferioribus, in hoc mundo vidisse igneos puteos horrendam eructantes flamman plurimos. Et erumpente tetra terribilis flamma ignis, volitasse et miserorum hominum

---

[1] Loch. [2] Zwischen *he* und *wæs* Falte; nur *e*, *hi* und der untere Strich der *w*-Rune erhalten. [3] Großer Sprung im Pergament, der sich auch über die drei folgenden Zeilen erstreckt. Erkennbar nur der obere Teil eines *h* (?), *ſ*, *þ*, *ſ*. [4] Ms. *þæt lyttla mæȝen*. [5] Die Ergänzung *æfre* ist unsicher, erhalten ist nur *re* und darüber ein Akzentstrich. [6] Ms. *þas þe þe* (?). [7] Loch. [8] Von *þa mæȝnu* nur der untere Teil der Buchstaben erhalten. [9] Ms. *fyrhtu*.

ripa
ʒesæton hwilum lythwon on þæra seada ofrum. 7 hiʒ fiollon eft æfre
lugendo
heofiʒende in þa seadas. þa cwæđ him án to of þam halʒan enʒlum. þeos
lyttle rest ʒ*e*tacnad þ*æt* ælmihtiʒ driht*en* syleđ þissum sawlum eelnisse. 7
reste æft*er* þam toweardan domesdæʒe. 7 se man ʒ*e*hyrde under þam sea-
5 đum in þære niođeran helle swiđe eʒeslice ʒránunʒe[1] 7 swiđe micelne wóp
lugentium
[þæra][2] hiofiʒendra sa[wla. þa cwæđ him][3] tó an þæra enʒla. þeos ʒranunʒ
(fol. 145) 7 þes wop þe þu her ʒehyrest in þisse niođeran helle. þ*æt* syn-
don þa sawla þe hiom næfre to ne cymđ ʒodes seo árfeste miltse. ac hio
sceall cwylmian se eca leʒ. 7 he þær ʒ*e*seah eac sume stowe on[4] swiđe
10 wudorlicre fæʒernisse 7 þær blissode swiđe fægera sawla menigu. þa lađedon
gaudium
hiʒ hine þ*æt* he come to hiora ʒefean. ʒyf him alyfed wære. þa com
þanon swiđe micel sweʒ 7 se wæs on swiđe micelre swetnysse. þis þon*ne*
wæs þæra eadiʒra ʒasta orođ. þeos stow þon*ne* wæs be þan þa enʒlas him
sædan[5] þ*æt* hit wæs se mæra niorxna wanʒ. 7 he þær ʒeseah fyren[e] éa
15 sio wæs ʒefylled mid weallende pice.[6] 7 hio wæs eall inneweard byrnende. 7
hio wæs on wundorlicre fyrhtu. 7 þ[ær wæ]s[7] an treow ofer þa éa on
bryeʒe onlienysse. þon*ne* efstan þa halʒan sawla [to þære][8] brieʒe fram þam
ʒ*e*mote þe hiʒ æt wæron. 7 hiʒ ʒyrndon þ*æt* hiʒ ofer foren þa éa. þon*ne* ferdo[n]
hiʒ sume swiđe anrædlice ofer þa brieʒe 7 sume hiʒ wurdon aslidene of þam
20 triowe þ*æt* hiʒ befeollan in þa tintreʒan éa. Sume hiʒ befiollan in fotes
deopnesse. sume mid ealne lichaman. sume ođđa eneowu. sume ođđone
middel. sume ođđa helan. þon*ne* symble wæs þara sawla æʒhwile biorhtre
þon*ne* hio ær wæs syđđan hio eft coman up of þære piecnan éa. þa cwæđ

---

spiritus, in similitudine nigrarum avium per flammam, plorantes et ululantes et verbis et voce humana stridentes, et lugentes propria merita et praesens supplicium; consedisse paululum, herentes in marginibus puteorum; et iterum heiulantes cecidisse in puteos. Et unus ex angelis dixit: Parvissima haec requies indicat, quia omnipotens Deus in die futuri iudicii his animabus refrigerium supplicii et requiem perpetuam praestiturus est. Sub illis autem puteis, adhuc in inferioribus et in imo profundo, quasi in inferno inferiori, audivi horrendum et tremendum et dictu difficilem gemitum et fletum lugentium animarum. Et dixit ei angelus: Murmur et fletus, quem in inferioribus audis, illarum est animarum, ad quas numquam pia miseratio Domini perveniet; sed aeterna illas flamma sine fine cruciabit. Vidit quoque mire amoenitatis locum, in quo pulche rimorum hominum gloriosa multitudo miro laetabatur gaudio; qui eum invitabant, ut ad eorum gaudia, si ei licitum fuisset, cum eis gavisurus, veniret. Et inde mirae dulcedinis fraglantia veniebat; quia beatorum alitus fuit ibi congaudentium spirituum Quem locum sancti angeli adfirmabant famosum esse Dei paradisum. Nec non et igneum piceumque flumen, bulliens et ardens, mirae formidinis et teterrimae visionis cernebat. Super quod lignum, pontis vice, positum erat. Ad quod sanctae gloriosaeque animae, ab illo secedentes conventu, properabant, desid*e*rio alterius ripae transire cupientes. Et quaedam non titubantes constanter

---

[1] Ms. *eslic ʒranunʒ* : *eʒ* nicht mehr zu erkennen. [2] Nur einzelne Striche sichtbar. [3] Sprung: der untere Teil der *w*-Rune, der obere des *l* und *þ* erhalten. [4] *on* im Ms. vor *sume.* [5] Vom *æ* nur der erste Strich erhalten. [6] Ms. deutlich *wite* für *pice.* [7] Sprung: nur *þ* und ein schwacher Strich danach erkennbar. [8] Loch.

an enȝel to him bi þam feallendu*m* sawlum. þis syndon þa sawla þe æfter
hinsiðe sumere arfæstre clænsunȝe bihofiað 7 ȝodes miltsunȝe. þ*æt* hiȝ syn
him wyrðe to brinȝenne. 7 he sæde þ*æt* he þær ȝeseȝe scinende weallas. þa
wæron on micelre biorhtnesse. 7 on wundorlicre lenȝu. 7 on órmættre
heannesse. þa cwædon þa halȝan enȝlas. þis is sio haliȝe 7 sio mærlice 5
exulta*nt*
ceaster hierusalem. in þære ȝefeȝniað symble þa eadiȝan sawla. 7 þa halȝan
ȝastas. 7 þon*ne* þa sawla coman ofer þa éa þe ic ǽr biȝ sæde þon*ne* efstan
hiȝ eallum mæȝne widðissa wealla. he þon*ne* sæde þ*æt*[1] hiȝ wæron swiðe
beorhte scinende. 7 he sæde þ*æt* him wurde for þisse miclan beorhtnesse
his eaȝena ȝesihð forstynted. þ*æt* he næniȝ þinȝa locian ne mihte on þa 10
beorh[t]nesse. sæde eac þ*æt* þær cumen wære sumes mannes sawul to þam
ȝemote. se wearð dead in abboddomes þeȝnunȝe. 7 sio wæs swiðe wlitiȝ
ȝeseȝen. þa ȝeȝripon þa deoflu þa sawle. 7 hiȝ sædon þ*æt* hio wære hiora
hlytes[2] 7 hiora anwealdes. þa andswarode him án of þam halȝan[3] enȝlum. 7
cw*æð*. Ic eow nu ȝecyðe hraðe[4] ȝe earman ȝastas þ*æt* þios sawul [ne bið 15
eow][5]res ȝewealdes. þa mid þy þe þis (fol. 145b) ȝecweden wæs. þa com þær
færlice micel heap swiðe hwittra sawla 7 þus wæron cweðende. þes abbod wæs
ure ealdor 7 us ealle he ȝestrynde ȝode mid his lare. 7 he bið alysed for þissum
weorðe. 7 he ne bið eowres ánwealdes. þa ȝefuhton þa enȝlas widðam deoflum.
eriperent
7 þa enȝlas þa ȝeeodon[6] on þa deoflu þ*æt* hiȝ ȝeneredon þa sawle of þara 20
corripuit
weriȝdra[7] ȝasta anwealde. þa þreade se halȝa enȝel þa deoflu 7 cw*æð*.

---

transibant. Quaedam vero labefactae de ligno cadebant in Tartareum flumen; et aliae tinguebantur pene, quasi toto corpore mersae; aliae autem ex parte quadam, veluti quedam usque ad genua, quaedam usque ad corpus medium, quaedam vero usque ad ascellas. Et tamen una quaeque cadentium multo clarior speciosiorque de flumine in alteram ascendebat ripam, quam prius in piceum bulliens cecidisset flumen. Et unus ex beatis angelis de illis cadentibus animabus dixit: Hae sunt animae, quae post exitum mortalis vitae, quibusdam levibus vitiis non omnino ad purum abolitis, aliqua pia miserentis Dei castgatione indigebant, ut Deo dignae offerantur. Et citra illud flumen speculatur muros fulgentes clarissimi splendoris, stupendae longitudinis et altitudinis inmensae. Et sanctos angelos dixisse: Haec est enim illa sancta et inclita civitas, caelestis Hierusalem, in qua istae perpetualiter sanctae gaudebunt animae. Illas itaque animas et istius gloriosae civitatis muros, ad quam post transitum fluminis festinabant, tam magna inmensi luminis claritate et fulgore splendentes esse dixit, ut, reverberatis oculorum pupillis, pro nimio splendore in eos nullatenus aspicere potuisset. Narravit quoque, ad illum conventum inter alias venisse cuiusdam hominis animam, qui in abbatis officio defunctus est; quae speciosa nimis et formosa esse visa est. Quam maligni spiritus rapientes contendebant sortis eorum et condicionis fuisse. Respondit ergo unus ex choro angelorum dicens: Ostendam vobis cito, miserrimi spiritus, quia vestrae potestatis anima illa probatur non esse. Et his dictis, repente intervenit magna cohors candidarum animarum, quae dicebant: Senior et doctor noster fuit iste, et nos omnes suo magisterio lucratus est Deo; et hoc

---

[1] Nur der obere Teil des durchstrichenen *þ* erhalten. [2] Am Rande: *particip.* [3] Nur der obere Teil von *ȝan* erkennbar. [4] Am Rande: *cito.* [5] Sprung. Wegen der Ergänzung vgl. 4 Zeilen weiter unten. [6] Ms. *ȝeoden.* [7] Das *e* durch untergesetzten Punkt getilgt und *a* von späterer Hand darübergeschrieben.

vos vos sine ite vos
Wite ʒe nu *þæt* ʒe ʒenamon þas sawle buton rihte . ʒewitađ ʒena earman
ʒastas nu in *þæt* ece fyr. 7 þa se enʒel þis ʒecweden hæfde . þa ahofan
þa awyriʒdan deoflu swiđe ormætlicne hiaf 7 hiʒ wurpan hiʒ sylfe mid
cwealmlicre flihte on þa byrn[endan sea]đas.[1] 7 hiʒ coman eft æfter lyttlum
5 fæce in *þæt* ʒemot 7 hiʒ flito[n bi][2] manna sawla ʒewyrhtum. 7 hiʒ fliton
eac bi þara manna ʒewyrhtum þe in þissum life mislice lifiađ. 7 he sæde
eac [o]n[3] þa tid þe he wæs buton lichaman . *þæt* he mihte[4] sceawian þa
men þa þe wæron mid synnum besmitene. 7 eac þá þe wæron mid halʒum
mæʒnu*m* ʒode þeowigende. 7 mid árfæstnyssum hæfdon ælmihtiʒne ʒod. 7
protecti
10 he ʒeseah *þæt* þa ʒodesmen wæron symble biscyldede[5] fram þam enʒlum.
7 þa enʒlas wæron to him ʒ*e*þeodde mid sibbe 7 mid lufu. 7 he sæde
bi þam mannu*m* þe wæron ʒefylde mid manfullum synnu*m* *þæt* þær
illi
wæron symble deoflu to þam ʒeþeodde. 7 he sæʒde þon*ne* se man
synʒode . ođđe on worde . ođđe on dæde . *þæt* þa deoflu *þæt* sinʒallice sædon
15 þam wyrrestan deoflum. 7 *þæt* hiʒ hit brohtan mid hleahtre in hira midnesse. 7
he sæde þon*ne* se man firnode *þæt* þa deoflu brohtan ælce synne on sundran
repente
þam ođrum deoflum to ʒewitnesse. 7 he sæde *þæt* se diofol semninʒa
docuit
þa synne ʒelærde þone man 7 *þæt* he hiʒ eft semninʒa ʒecydde þam
deoflu*m*. 7 he sæde *þæt* he ʒeseaʒe ʒrindan[6] her on worulde an mæʒden on
20 ánre cweorne[7] . þa ʒesiah hio licʒan oþres mæʒdnes lorh wiđ híʒ swiđe fæʒre
awrittenne mid faʒum fæse . þa forstæl hio hine . þa wæron þa deoflu sona
gaudio
ʒefylled mid swiđe ormætlice ʒefean. 7 þær urnon sona fif þa wyrrestan deofla.
culpa
7 sædon þa stalu to scylde in þara ođra deofla ʒemote. 7 hiʒ wreʒdon

---

pretio redemptus est, et vestri iuris non esse dinoscitur, et quasi cum angelis contra daemones pugnam inirent. Et adminiculo angelorum eripientes illam animam de potestate malignorum spirituum liberaverunt. Et tum increpans angelus daemones dixit: Scitote modo et intellegite, quod animam istam sine iure rapuistis; et discedite, miserimi spiritus, in ignem aeternum. Cum vero hoc dixisset angelus, ilico maligni spiritus levaverunt fletum et ululatum magnum; in momento et quasi in ictu oculi pernici volatu iactabant se in supra dictos puteos ignis ardentis; et post modicum intervallum emersi, certantes in illo conventu iterum de animarum meritis disputabant. Et diversorum hominum merita, in hac vita commorantium, dicebat se illo in tempore speculari potuisse. Et illos, qui sceleribus obnoxii non fuerunt et qui, sanctis virtutibus freti, propitium omnipotentem Deum habuisse noscebantur, ab angelis semper tutos ac defensos, et eis caritate et propinquitate coniunctos fuisse. Illis vero, qui nefandis criminibus et maculate vitae sordibus polluti fuerunt, adversarium spiritum adsidue sociatum et semper ad scelera suadentem fuisse; et quandocumque verbo vel facto peccaverint, hoc iugiter quasi ad laetitiam et gaudium aliis nequissimis spiritibus in medium proferens manifestavit. Et quando homo peccavit, nequaquam malignus spiritus sustinuit moram faciens expectando, donec iterum peccaret; sed singillatim unum quodque vitium ad notitiam aliorum spirituum offerebat. Et subito apud

---

[1] Nur einzelne Striche erkennbar. [2] Lücke. [3] Falte im Pergament. [4] *he mihte* sehr undeutlich. [5] Ms. *biscyldende.* [6] Pergament geschwärzt, nur *ʒ, r, dan* deutlich. [7] Nur *cweor* deutlich, das übrige geschwärzt.

þa stale to scylde. 7 sædon þæt þæt mæȝden wære fyrenful. 7 sæde eac þæt he þær ȝeseȝe sumes ealdes preostes saw[le][1] in micelre unrotnesse. se wæs lyttle ær d[e]ad. 7 þam he þeȝnade [sylf ær þan][2] on his feorhadle.[3] 7 he me (fol. 146) þa bead þa he wæs sweltende. þæt ic bæde his [lices brodor þæt he][4] friode þæt[5] mænnen for hine þæt wæs hiom bæm ȝ[emæne . þa ȝe- 5 cydd]e[6] he hit him . ac his lices brodor for his ȝitsunȝe aȝæ[lde his be]ne[7] 7 nolde hiȝ ȝefyllan[8]. þa wæs his sawul on þære hextan sworetunȝe [7 wæ]s[9] wreȝende hire þone unȝetreowan brodor. 7 hio hefiȝlic[e] hine [þrea]de.[10] 7 þa þis wæs eall þuss ȝespecen 7 ȝesceawod . þa bibudon þa

mora

eadiȝan enȝlas þæt his sawul ahwyrfde eft buton yldinȝe to his lichaman. 7 he 10 þa ȝecyd[d]e[11] eall þæt him þær ætéawed wæs ȝelyfedum mannum. 7 þam þe hit bismorodan . þonne forwyrnde he þam þære seȝene. 7 sumum wife he ȝerehte hire synne . sio wæs eardiȝende in feor þiode. 7 he hire ȝecydde þæt hio mihte ȝeearnian ȝif hio sylf wolde þæt hire wære ælmihtiȝ ȝod miltsiende. 7 sumum mæssepreoste he ȝerehte ealle þas ȝastlican ȝesihde . þæs mæse- 15 preostes nama wæs boȝia. 7 se hine ȝelærde þæt he þas ȝesihde mannum cydde. 7 he ȝecydde þam preoste þæt he wæs iu for maneȝum wintrum

cinctus

biȝyrded for ȝodes lufan mid iserne ȝyrdelse. 7 næs him þæs næniȝ man ȝewita. 7 he sæde þa he eft sceolde to his lichaman. þæt he þa næniȝe odre[12] wiht swa swide onscunode on ealre þære ȝesihde þe he ȝeseah . swa his 20

---

hominem peccata suasit, et ilico apud daemones perpetrata demonstravit. Inter ea narravit, se vidisse puellam quandam in hac terrena vita, molentem in mola. Quae vidit iuxta se iacentem alterius novam colum sculptura variatam; et pulchra ei visa fuit, et furata est illam. Tunc, quasi ingenti gaudio repleti, quinque teterrimi spiritus hoc furtum aliis in illo referebant conventu; testificantes, illam furti ream et peccatricem fuisse. Intulit quoque: Fratris cuiusdam, qui paulo ante defunctus est, animam tristem ibi videbam. Cui antea ipse in infirmitate exitus sui ministravi et exsequias praebui; qui mihi moriens praecepit, ut fratri illius germano, verbis illius testificans, demandarem, ut ancillam quandam, quam in potestate communiter possederunt, pro anima eius manu mitteret. Sed germanus eius, avaritia impediente, petitionen eius non implevit. Et de hoc supra dicta anima per alta suspiria accusans fratrem infidelem et increpans graviter querebatur ...

Tum demum beati angeli praecipiebant ei, qui haec omnia, extra corpus suum raptus, spiritali contemplatione vidit et audivit: ut sine mora ad proprium rediret corpus; et universa, quae illi ostensa fuerunt, credentibus et intentione divina interrogantibus manifestare non dubitaret, insultantibus autem narrare denegaret; et ut cuidam mulieri, quae inde in longinqua regione habitabat, eius perpetrata peccata per ordinem exponeret et ei intimaret, quod omnipotentem Deum potuisset per satisfactionem repropitiari sibi, si voluisset; et ut cuidam presbitero nomine Beggan istas spiritales visiones cunctas exponeret et postea, quemadmodum ab illo instructus fieret, hominibus pronunciaret; propria quippe peccata, quae illi a spiritibus inmundis inputata fuerunt, confessa, supra dicti presbiteri iudicio emendaret; et ad indicium angelici praecepti presbytero testificaretur, quia iam per plurimos annos zonam ferream circa lumbos, nullo hominum conscio, amore Domini cogente, habuerat.

---

[1] Falte. [2] Ausschnitt am unteren Rande. [3] Am Rande darunter: *extrema*. [4] Großer Riß. [5] Nicht sicher zu erkennen. [6] Riß im Pergament. [7] Riß. [8] Ms. *ȝefyllen*. [9] Sprung. [10] Sprung. [11] Loch. [12] Oder *næniȝ oder wiht*? Ms. *næniȝre odru wiht*.

aȝenne lichaman. ne him nan þinȝ swa laðlic þuhte ne swa forsewenlic. 7 he næfre ȝestanc hiardran fúlnes[se][1] þonne him þuhte þæt se lichama stunce butan þam deoflum 7 þam byrnendum fyre þe he þær ȝeseah. 7 him þa wæs biboden þæt he[2] hwyrfde to his lichaman in dæȝred. 7 ǽr he eode of
5 his lichaman æt þam forman háncrede.[3]

Proprium corpus dicebat se, dum extra fuerat, tam valde perhorruisse, ut in omnibus illis visionibus nihil tam odibile, nihil tam despectum, nihil tam durum foetorem evaporans, exceptis demonibus et igne flagrante, videret, quam proprium corpus ...

Iussus tamen ab angelis, primo diluculo redit ad corpus. Qui primo gallicinio exiebat de corpore ...

---

[1] Ms. *fúlnes.* [2] Sprung, nur der obere Teil des *h* erhalten. [3] Am Rande: *gallican.*

Bemerkungen zu einzelnen Stellen.

S. 38 6. Es ist schwer zu sagen, was sich der Übersetzer bei *nedbad* gedacht hat. Die gewöhnliche Bedeutung 'Notpfand, gewaltsam genommenes Pfand' gibt hier keinen Sinn. Wenn wir die lateinische Vorlage in Betracht ziehen ('Dicebat, se per violentis egritudinis dolorem corporis gravedine subito exutum fuisse'), so sehen wir, daß 'egritudo' wiedergegeben wurde mit *þæt his lichama wære seoc ȝeworden.* Dem 'corporis gravedine subito exutum fuisse' entspricht: *7 he wæs semninȝa þy ȝaste benæmed.* So bleibt also nur noch 'violens' und 'dolor' übrig. 'dolor' scheint ganz übergangen; beim 'violentis' der Vorlage mag dem Übersetzer etwas wie 'violentia' in den Sinn gekommen sein. Man erinnert sich der öfters belegten Phrase *nyde ȝebæded*, so daß *nedbad* hier etwa 'schwere (körperliche) Bedrängnis' oder dergleichen bedeuten könnte. Im bildlichen Sinne kommt das Wort auch in einer Homilie 'on the Harrowing of Hell', herausgegeben von H. Hulme, Mod. Phil. I, vor; s. E. H. Swaen, Engl. Stud. 49, S. 350.

S. 38 9. *bewriȝennys* = 'velamen'.

S. 39 14. *sceaððiȝnes* = 'laesio'. scæððig ist bei Bosworth-Toller aus Ælfrics Grammatik (Zupitza 63, 15) belegt, wo die Hs. U *sceaððig* bietet.

S. 39 22. *lihtiȝende*, 'relevando', von **lihtian* für *lihtan.*

S. 40 13. *drupunȝ* = 'torpor', von an. *drupa.* Hier ein ae. Beleg für das Wort.

S. 40 15 f. Hier scheint im Texte etwas in Unordnung geraten zu sein. Die Worte: *þa þu oðra manna lif eahtodest* (mit der Glosse *persecutus es*). 7 *þin aȝen lif forlete* haben in der lat. Vorlage nichts Entsprechendes und passen auch nicht zum vorhergehenden *swiciende ȝeþoht* 7 *unnyt ȝymen.* Was in der Vorlage weiter unten, nach *Ego iter otiosum* steht: *Ego sum neglegentia et incuria* etc., ist in der Übersetzung ganz übergangen.

S. 40 17. *mid þam* auf *slapolnis* bezogen ('somnolentia, qua oppressus ...'); doch vgl. S. 42 13: *þeos stow be þan enȝlas sædon* ...

S. 41 6. *tealode*, zu *talian* (übersetzt lat. 'computare'), mit *u*-Umlaut.

S. 42 12. *sweȝ* beruht entweder auf einem Mißverständnis des Übersetzers oder einem Versehen des Schreibers; man würde, entsprechend dem lat. 'fragrantia' ('fraglantia'), *stenc* erwarten.

S. 44 4. *fliht* hier femininum.

S. 44 20. *lorh* als masculinum.

Greifswald. M. Konrath.

Dickens' Gebrauch der rhythmischen Prosa im 'Christmas carol'.

Rhythmische Prosa besteht nicht bloß in gleichmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung durch eine beträchtliche Strecke sonst ungebundener Rede hin (Kettenrhythmik) oder in gleichmäßiger Wiederkehr irgendeiner Gruppierung von Hebung und Senkung (Parallelrhythmik). Würde dieses rein sinnliche Kriterium genügen, so müßte oft die gewöhnlichste Geschäftsrede durch ganze Satzreihen hin als rhythmische Prosa bezeichnet werden. So ist aber der Begriff nicht gemeint. Er setzt vielmehr voraus, daß die Rhythmisierung nicht etwas Zufälliges oder Willkürliches sei, sondern etwas Künstlerisches, ein Mittel zu besserer Hervorhebung poetischen Inhalts, eine organische Außenform für innere Gehobenheit. In solchem Sinne sprechen wir von der rhythmischen Prosa vieler Bibelstellen, besonders der Psalmen, der Ossiandichtungen, des Nietzscheschen 'Also sprach Zarathustra'. Natürlich ist solche Gehobenheit des Inhalts nur ein relatives Kriterium, durch dessen Hinzutritt das absolute Kriterium, nämlich die Wiederkehr der Hebungen und Senkungen in einer der obengenannten zwei Formen, ohne Zweifel etwas Vages erhält. Aber in allen künstlerischen Dingen ist mit einer gewissen Unbestimmtheit der Grenzen, mit einem sehr individuellen Element des Schaffens und des Auffassens zu rechnen. Verzichtet man darauf, die Zweckmäßigkeit in der Rhythmisierung der Rede mit zu beachten, so ist es fast unmöglich, bei den alltäglichsten Phrasen rhythmische Prosa zu vermeiden.

Mit richtiger Absicht hat Dickens im Xm C weit mehr als in irgendeinem früheren Werke das Prinzip verfolgt, aus gewöhnlicher, rhythmusloser Prosa da, wo das Übernatürliche hereinspielt, in Rhythmik und zugleich in eine gewähltere Rhetorik überzugehen; meistens ist es allerdings einfache Rhetorik, die sich nur durch Vornehmheit in der Wortwahl auszeichnet.

Dickens braucht dieses Stilmittel, um aus der Welt der Wirklichkeit, ja krasser Wirklichkeit, mit der seine Geschichte anhebt, den Leser glaubwürdig ins Traumhafte, Wunderbare und Bedeutsame hinüberzuschieben. Er verwendet es zuerst da, wo er bei Scrooges einsamem Abendessen ein unheimliches Rumpeln im Keller erwähnt; es ist das Vorspiel zur Erscheinung des Geistes. Niemals hatte Dickens früher einen Geist beschworen, höchstens düstere Regungen des Gewissens ausgemalt. Es war eine neue Aufgabe, der er sich hier unterzog, über die Wirklichkeit hinauszugreifen, und es ehrt sein Geschmacksgefühl, daß er hiezu auch einen neuen Redeton anschlug.

Die Kettenform, in der die Ankündigung von Marleys Geist beschrieben ist, wird durch eine Reihe blankversartiger Gebilde dargestellt; manchmal sind es drei oder vier Jambenpaare, manchmal auch sechs oder mehr, die durch eine geringe Unterbrechung der Rhythmik oder durch einen markanten Satzschluß voneinander geschieden sind:

> The cellar-door flew open with a booming sound,
> And then he heard the noise much louder on the floors below;
> Then coming up the stairs.
> 'It's humbug still!' said Scrooge. 'I won't believe it.'
> His colour changed though, when, without a pause,
> It came on through the heavy door,
> And passed into the room before his eyes.
> Upon its coming in, the dying flame leaped up,
> As though it cried, 'I know him! Marley's Ghost!'
> And fell again. (Ed. Tauchnitz, S. 24.)

Ähnliche Kettenformen begegnen bei der Ausmalung der visionären Tischszene im Hause des Schreibers Cratchit:

> At last the dishes were set on and grace was said.
> It was succeeded by a breathless pause,
> As Mrs. Cratchit, looking slowly all along the carving-knife,
> Prepared to plunge it into the breast;
> But when she did,
> And when the long expected gush of stuffing issued forth,
> One murmur of delight arose all round the board,
> And Tiny Tim, excited by the two young Cratchits,
> Beat on the table with the handle of his knife,
> And feebly cried Hurrah! (S. 67.)

Ebenso bei der Beschreibung der Allegorien von Ignorance und Want durch den Geist:

> 'They are Man's,'
> Said the Spirit, looking down upon them.
> 'And they cling to me, appealing from their fathers.
> This boy is Ignorance. This girl is Want.
> Beware them both and all of their degree;
> But, most of all, beware this boy, for on his brow
> I see that written which is Doom,
> Unless the writing be erased. Deny it!' ...
> 'Slander those who tell it ye!
> Admit it for your factious purposes and make it worse!
> And bide the end!' (S. 84),

Auch in den Worten des erschütterten Scrooge an den Geist der zukünftigen Weihnacht:

> 'Ghost of the Future!' he exclaimed,
> 'I fear you more than any spectre I have seen.
> But as I know your purpose is to do me good,
> And as I hope to live to be another man from what I was,
> I am prepared to bear you company,
> And do it with a thankful heart.
> Will you not speak to me?' (S. 85—86),

in der Schilderung des Zimmers, in dem der Tote liegt:

A pale light
Rising in the outer air,
Fell straight upon the bed;
And on it, plundered and bereft,
Unwatched, unwept, uncared for,
Was the body of this man. (S. 94.)

Weitere Belege dieser Art bieten die malerische Beschreibung der wilden Heidelandschaft (S. 73), der Vorwurf, den der Geist der gegenwärtigen Weihnacht gegen Scrooge erhebt (S. 36—37), das feierliche Versprechen des bekehrten Scrooge an den letzten Geist (S. 103).

Die Parallelform dagegen in Ossianischer Gestalt ist selten zu beobachten, am ehesten in der Weise, daß zwei Redegruppen von je vier Füßen aufeinander folgen, z. B. in der Klage von Marleys Geist über seine Ketten:

'I *w*ear the *ch*ain I *f*orged in *l*ife' (replied the Ghost).
'I made it *l*ink by *l*ink, and *y*ard by *y*ard.
I *g*irded it *o*n of my *o*wn free *w*ill,
*A*nd *o*f my *o*wn free *w*ill I *w*ore it ...' (S. 27—28)

und in der Schilderung seines unsteten Daseins:

'... I cannot rest, I cannot stay,
I cannot linger anywhere ...' (S. 28);

Ferner in der Frage des in Seelenangst versetzten Scrooge an den Geist:

'But *w*hy do *s*pirits *w*alk the *e*arth,
And *w*hy do they *c*ome to *me*?' (S. 27);

Auch in seiner Bitte an den Geist:

'Old *J*acob *M*arley, *t*ell me *m*ore.
Speak *c*omfort *to* me, *J*acob.' (S. 28.)

Doppelte Wiederholung einer rhythmischen Gruppe von vier Füßen ist zu beobachten, wo Dickens selbst beschreibt, wohin Scrooge von dem Geist der gegenwärtigen Weihnacht geführt wird:

Much they saw and far they went,
And many homes they visited,
But always with a happy end. (S. 82.)

Überblickt man den Bau in diesen Hauptstellen mit rhythmischer Prosa — von den kürzeren und fraglichen Belegen abgesehen —, so ergeben sich für Ketten- und Parallelformen charakteristische Unterschiede.

Die Kettenform hat offenbar einen wesentlich epischen Charakter. Die Sätze dehnen sich vor uns, als wollten sie uns auf Flügeln der Phantasie hintragen. Der dramatische Blankvers lag dem Dichter im Ohr, aber seine Fünffüßigkeit ist vermieden; meist sind sehr lange Gebilde ausgesponnen. Nur ausnahmsweise ist der

Anfang ein trochäischer. Zweisilbige Senkung wird fast niemals eingeschoben; auch schwere Senkungen werden gemieden.

Inhaltlich erinnert das erste Beispiel dieser Kettenform — Ankündigung von Marleys Geist — an die Beschreibung, die zu Anfang des Hamlet von der Erscheinung des Vaters gegeben wird, und es ist wohl möglich, daß von dort die Anregung zu Dickens gelangte, für eine Weile zum Stil der Verstragödie sich zu erheben. Die zweite Stelle in Kettenrhythmik gemahnt insofern, als der Inhalt eine visionäre Tischszene ist, an Macbeth, und zwar in parodistischer Umformung. Jedenfalls hat Shakespeare, mit dem Dickens nicht umsonst sich so intim beschäftigt hatte, wesentlich geholfen, dieses halbe Versgewand ihm aufzudrängen.

Die Parallelrhythmik hat mehr lyrischen Charakter. Sie wird tatsächlich zum Ausdruck auffälliger Stimmungen verwendet. Häufig ist sie verbunden mit Wortwiederholung oder doch mit parallelem Satzbau, auch mit Alliteration. Da sie regelmäßig in vierfüßigen Gebilden auftritt, einmal sogar mit großer Annäherung an Endreim (*went* : *end* S. 82), haben eher die Verse der Hecate in Macbeth III, 5 und der Hexen daselbst auf Dickens gewirkt, als etwa die rhythmische Prosa des Ossian.

Man kann nicht sagen, daß diese Verwendung rhythmischer Prosa in Dickens' Manuskript im ersten Entwurf weniger ausgeprägt wäre als in seiner eigenen Korrektur oder in dem von Forster für die Presse besorgten Text. Von vornherein waren die Wunderszenen des Xm C in dieser gesteigerten Ausdrucksweise abgefaßt, und es lag Dickens fern, sein neues Kunstmittel im Übermaß bis zur Manieriertheit zu gebrauchen.

Berlin-Steglitz. Fritz Fiedler.

Bemerkungen
zu 'Adolf Toblers Altfranzös. Wörterbuch',
Lieferung 1 und 2.

Zu der im Arch. f. n. Spr. 137, 83 begonnenen Anzeige der von E. Lommatzsch herausgegebenen Sammlungen Adolf Toblers zu einem Altfranzösischen Wörterbuche folgt hier die Fortsetzung, deren Abdruck der Raum dort nicht gestattete. In den unverändert gebliebenen Bestand derselben sind nur die Bemerkungen zur Präposition *a*, die zur Einschränkung des Umfanges der Besprechung damals fortgelassen worden waren, nachträglich eingefügt worden. Eine abweichende Meinung über einige Einzelheiten aus dem von Tobler gesammelten Stoffe wird zur Sprache kommen. Hinzu werden auch neben Godefroys Wörterbuch noch mögliche Ergänzungen zum Wortschatze, zu den Bedeutungen und zu den Wendungen, sowie dort, wo eine Vermehrung der dargebotenen Belege wünschenswert oder wenigstens nicht überflüssig erschien, weitere solche treten. Ein * bezeichnet Wörter, die Tobler nicht, Godefroy hingegen aufführt, ein ** solche, die keiner von beiden gibt; entsprechende Kennzeichnung hinzugefügter Bedeutungen unterbleibt. Chrétien de Troyes' Dichtungen sind im allgemeinen nur dann, wenn W. Foersters Wörterbuch zu diesen im Stiche läßt, angezogen. Einige Belege entstammen auch Denkmälern, die erst nach Toblers Heimgang herausgegeben worden sind; auch auf Texte des 15. Jahrhunderts wird hin und wieder herabgegangen, auch wenn manche unter den Zugaben aus diesen strenggenommen nicht in den Rahmen der Sammlungen Toblers (vgl. Lommatzsch, Einleitung S. 5 unten) gehören.[1]

a, s. m. Buchstabe *a*, auch: *'A' dist li prestre, 'a' dist li lous*, MFce, Fab. 81, 3; *Car a, qui est letre seconde De vo non* (sc. *Maria*), *senefie aïe Contre l'assaut et l'envaïe De l'anemi*, TrBelg. I, 208, 88; *Por ce secont a, virge ..., Me deveis vos coper le corde Dont je suis asprement loyés*, ib. 212, 210.

bildl., auch: *Dieu ..., Qui nous fait si d'un a un b Que touz jours nous sommes gabé Et perdons tout* (Worte des Teufels), Mir. ND. 36, 579; (?) *Vous en saves l'a et avant*, Froiss., Poés. I, 192, 3566 (Scheler vergleicht dtsch. 'von A bis Z').

a! interj. klagend, als *haa*: *Haa, sire chevalier, je te requier merci*, Pr. Clig. 322, 20.

---

[1] Aus dem 15. Jahrhdt. weist A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 178 ff. u. 486 ff. in Ergänzungen zu Godefroy die neufranzösischen Wörter *abat* (als *ce qui abat*), *abject, abnégation, abord, abriter, abruption, acariâtre, activer, activité, adjuration* nach.

abwehrend: *'Ha!' fet uns autre, 'ne vos chaut. Leissiez cest truant ...'*, Gd'Angl. 591.

scheinheilig bewundernd: *'A, Deus sire!' fet li gupiz, 'tant par est cist oisels gentiz!'* MFce, Fab. 13, 13.

a praep. Nur weniges finde Erwähnung. Innerhalb der einzelnen Rubriken kann man häufig noch Scheidungen vollziehen.

1. lokal. Ankunftsort. Zu *a terre* 2, 3: *aler a terre* 'landen' Gd'Angl. 2409. Zu *a terre* 2, 4: *venir a terre* 'zur Erde sinken' (*pasmez*) Clig. 5766, 'absitzen' Graal C 8678; (im Kampfe vom Pferde fliegen) Erec 2206, Clig. 4065, 4940. Neben *a terre* 'zur Erde, zu Boden' (auch Clig. 1778, ChLy. 4493, ChCharr. 4313, Gd'Angl. 1469, 1715, MFceFab. 92, 5, Am. Am. 3024, JBlaiv. 1918, 4010, JCond. I, 359, 146 ...) gleich oft *a la terre*: Erec 3059, ChLy. 6271, MFceFab. 15, 30, Am. Am. 2973, JBlaiv. 512, 702, BComm. 1135, JCond. II, 16, 489 ...

Ziel (abstrakt), 2, 13 (vgl. 6, 3; 6, 18), hierher auch *Et ses cuers est en tel destrece, Qu'il ne set a quel fin il* (er) *viegne* (d. h. wie die Sache für ihn auslaufen möge), Julian 747; *issi que* ... (die Heiden) *de la malvaisi error venissant a la verai fin de religion*, Afr. Pr.-Leg. K 8, 8 und Wendungen wie *venir a victoire* Prior. Veg. 6127, 7256, *venir a naissance* Julian 3541, *venir a vaillance* 'sich Geltung erringen' TrBelg. II, 80, 35, *venir au repentir* 'Reue fassen' Erec 2538, ferner *venir a ce*: *Por qu'estes chenuz? Est uostre aaiges a ce venuz* (soweit gediehen)? Ly. Ys. 2866, *venir a ce que* ...: *Pour le le honte que il avoit De che qu'il fu a che venus Que fameilleus estoit et nus*, Chastoiem. 2, 147; *car espoir qu'il venra A ce qu'il se repentira De son meffait*, Mir. ND. 14, 423, *vient a* ... und *ço vient a* 'es kommt zu etw., d. h. etwas kommt heran, tritt ein', *Tant que vint a la nuit oscure*, ChLy. 4838; Clig. 6164, *Tant que vint a la fin d'esté*, Clig. 1052; *tant ... que vint a l'anuitier*, ChSax. 1384; *tant ... que ce vint au chief de l'an* Abent. Gaw. (ed. H. O. Sommer, 1913) 67; *Quant vint a la tierce semainne*, Erec 2126; *quant vint a l'ajornee*, JBlaiv. 4217; *quant vint al quart jor*, Afr. Pr.-Leg. F 18, 3; *Quant vient au tens que* ..., Ly. Ys. 1945; *quant ce vint au dessevrer*, Clig. 4384; *Quant vint au prendre le congié*, FlBl. 1168; *quant vient a l'esprouver*, ArtChev. 14; *Quant ce vint au chief de dis anz*, Gd'Angl. 1359; *quant ce vint au vespre*, Pr.-Julian XXII, 7; *quant ceo vint a l'assemblee*, MFceFab. 65, 41; *quant ce vint a son tens* (da sie gebären mußte), ChSax. 110; *quant ce vient a la saison Dou tournoi*, JCond. I, 200, 1028; *quant ceo vint al departir*, MFceElid. 935; *S'estoit venu a l'estovoir*, ChCharr. 5259; *Dire li vueil, puis qu'a ce vient* (es gilt dies), Mir. ND. 8, 897; auch mit *a* c. Inf. 'es kommt dazu, handelt sich, gilt': *quant vint as tables oster*, Clig. 3322; *et quant vient a ferir de pres et a bouter ou de glaive ou de quelconque autre chose*, ArtChev. 29 (lat. cum ad pila venitur); *puis qu'a ce faire vient*, Mir. ND. 22, 1165; *puis qu'a faire vient*, ib. 30, 1405 und vieles andere. Vgl. Zustand, Lage, 4, 15 ff.

Zu *a la montance*, 2, 19 s. Verm. Beitr. 3[2], 67 Anm.

Ort wo, ... 2, 21. Neben *cheoir a auc. as piez* 2, 40 auch ... *au pié*: *Or n'alez ja plus delaiant Qu'au pié ne l'an ailliez cheoir*, ChLy. 3977, ebenso bei *venir*, ib. 1862. *a une part* 'auf einer Seite, seitwärts, abseits': *Pres de cel munt a une part ... Une cité fist faire uns reis*, MFce, DAm. 11; *A une part, que il lo voie, Li ont son cheval establé*, Chev. a l'esp. 234 (das häufige *a une part* 'abseits, beiseite', auf die Frage wohin?, ist 5, 32 berührt). *a terre* 'am Boden' Gd'Angl. 1892, MFceFab. 52,23, Abent. Gaw. 127 ...; *a la terre*, dsgl., Erec 5065, Am. Am. 1547, Abent. Gaw. 40, 123 ... (zu 'zu Boden' s. oben). *a l'air* 'im Freien': *La fors a l'air vous deduires*, Chast. 12, 122. Zu *estre a auc.* 3. 10 ff.: *estre a Dieu* 'bei Gott sein': *Et teiz i at qui plorent por ce k'a deu ne sunt*, PoMor. 95 d.

Ort, dem man etwas entnimmt, dtsch. 'von, aus': *S'amie fera* (er) *l'es-*

previer Devant toz a la perche prandre, Erec 577, 813, 828; *A un leignier prent un grant fust,* Julian 1604; *Unc foiz devoit il de l'aiwe al puc puisier,* PoMor. 70 a; *A la riviere n'ay pëu Puisier ... Goute d'yaue,* Mir. ND. 29, 2422; *Ci dit del lou e de l'aignel, Ki beveient a un duitel. Li lous en la surse beveit ...,* MFceFab. 2, 2; *pour boire a la fontaine,* DitRobDi. 176 a.

Zu *a ostel,* 3, 16, auch *a maison* 'zu Hause': *A maisun est e si se tapist* (ecce absconditus est domi), LRois S. 35 (Ler.); *S'amie remest a maisun,* MFceMil. 123; 'nach Hause': *Tant que jeo revienc a maisun,* MFceBiscl. 96; *Va a maisun,* MFceFab. 76, 83.

anhaften, hängen an, 2, 38, s. Verm. Beitr. 4, 37.

Anwesenheit unter einer Mehrheit von Personen: *Alez s'en est li chevaliers Mien escïent tut as premiers,* MFceBiscl. 216.

Entfernungsmaß, 4, 27, als Maß bis zu welchem auch zu den Zielangaben gehörig. Weitere Wendungen: *desoz le pin trova Celui qu'ele ne cuidoit pas Trover a si petit de pas,* ChLy. 6668; *a combien Peut il pres estre? — A mains d'une liue, chier maistre,* Mir. ND. 25, 412; *Luinz de la porte al trait d'un arc,* MFceElid. 799; *et si les voyoient passer a un trait ou deux d'arc pres d'eux,* Journ. d'un Bourg. de Par. 1429, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 679 b; *A. ii. archies u a mains De la forest dont il issirent ...,* Veng. Rag. 3832.

Alarmrufe, 5, 43, auch. *Or ça trestuit a moi!* (los auf mich) ChCharr. 1188; *Or tost a lui!* Gd'Angl. 984; *A lui! fait il, sil me batez ...!* Purg. Patr. 2291; *a eulx! a eulx!* Pr.-Clig. 299, 14; *hareu! hareu! a cest tirant!* Judkn. 82, 68; *Or as chevaus por lui secorre!* Clig. 3549; *Or as chevaus!* BComm. 3749; *or as armes, seignor!* Graal C 5875; *Or as armes!* Mer. 5743; *Ore as armes sans plus atendre!* Julian 2149; *As armes!* Veng. Rag. 2681; *As armeç!* Pr.-Jul. XII, 1; *Or a l'assaut!* Gaydon 4568; *Bonnes genz, venez! a l'assault!* Mir. ND. 22, 1349; *Or a l'assaut!* Froiss. Poés. II, 421, LXXXVII; *en criant a l'assaut! et a l'arme!* Jean de Troyes 1465 bei Buchon, Chron. et Mém. I, 256 a.

Verkäuferrufe: *As pos! as pos!* Eust. M. 1072, 1082, 1113.

Richtung, Ziel des Trachtens, 6, 3, so auch *A vie parmenable bee L'ame n'a a el sa pensee,* Barl. 1822; *n'as pas, jou cuic, gardé A chou qui parant est defors,* ib. 1352; *Ne pren pas garde a ta voisine, Se son chief muche et encortine* (s. Aufmerksamkeit richten, achtgeben auf), Clefd'Am. 2265; *A ceu tent et a ceu t'enforce ke tu praignes deleit en nostre signor, Serm. Bern.* (F.) 156, 9; *Puis qu'a ce ta voulenté prise S'est, je n'y contrediray pas,* Mir. ND. 19, 1201. *avoir le cuer,* 6, 8, auch mit *a* u. Inf.: *A houneur conquerre et a pris Avoit le cuer,* JCond. I, 306, 108. Weitere Verba oder Wendungen mit *a* u. Inf.: *A lui garir ont grant antante,* Erec 5200; *Chascuns a Dieu prïer avoit s'entente mise,* Jdnkn. 111, 22 d; *Li XXXIIII es* (sc. *chapitres*) *devise quele entente on doit mettre a faire les liburnes,* (Qua diligentia fabricentur liburnae) ArtChev. S. 162; *a penitence faire vous mettez* (Imp.), Mir. ND. 21, S. 247; *Et per le lox que cil an orent A meuz faire s'estudiarent,* Prior. Veg. 186; *Si ne met je pas m'estudie A dire que ...,* Froiss. Poés. III, 158, 4; *A querre m'arme s'efforsoient,* Reimps. 37, 12 in Oxf. Ps. S. 286; (conari) ArtChev. S. 5; (moliri) ArtChev. S. 133; *A Cliges* (unter den Lanzenstechenden) *esgarder estrive* (strengt sie sich an), Clig. 2912; *Onques en jour de son vivant Ne fu qu'il ne fust estrivant A mal faire,* Mir. ND. 14, 730; *ceulx qui sont en la vie active, qui contendent ci aval a detenir celle vierge* (sich anstrengen), Mir. ND. 26, S. 229. S. auch H. Soltmann, Franz. Stud. I, 378; 393; J. Soergel, Rom. Forschungen 14, 241 f.

Im besonderen zu *demorer, faire demore a* ... 'zögern zu', 6, 17: *demorer a* mit sbst. Inf.: *La dame demora molt au respondre,* Pr.-Jul. XXI, 6; ebenso rfl. *tarder*: *La rëine au dire se tarde,* Clig. 1575; *faire demor ...*: *Et cil ne voet faire demour A faire ce qu'il ot empris,* JCond. I, 319, 502;

delaier: *Et par cel jugement pot on vëir c'on pot bien perdre par delaier a requerre son droit,* Cout. Beauv. Cap. 9, 7; *vaz li dire Qu'a venir ne delaie mie,* Mir. ND. 16, 17; *detriier*: *Je ... Vous requier que ... ne nous detrïez A faire äide,* Mir. ND. 13, 547; *sejorner*: *Ne a ce faire ne sejorne* (Imp.), Prior. Veg. 7114; *tarder, targier* (bez. rfl.), *atargier*: *a prendre le salut de voz ames ne tardez,* Mir. ND. 21, S. 247; *A venir doiz un poy targier,* Clef d'Am. 3215; *Ne se targa pas a füir,* Fab. Avian 350, 22; *et tu ki es tu ki ne t'atarzes a offrir?* Serm. Bern. (F.) 125, 30 (vgl. auch *A folie n'est pas tardi Cohars qui se prant a l'ardi,* Ly. Ysop. 1800); *metre* mit Zeitdauerangabe (das zweite Beispiel als einziges altfranzösisches auch bei Godefroy V, 316 c): *Trop a mis* (sic) *a li atorner,* Erec 2669;[1] *Trop avons mis A aler chez ma fille Anthure,* Mir. ND. 6, 241; *Je croi que trop lonc tens a mis A moi venir reconforter,* Chast. S. Gille 146; *Egar! que met tant a venir De la ou est ma chamberiere?* Mir. ND. 15, 666; *Sire, il m'est avis qu'avons mis Grant piece a revenir ici,* ib. 38, 662; *Quant Lanceloz s'öi nomer, Ne mist gueires a soi torner,* ChCharr. 3686; *faire longuement*: *Trop me fistes longuement, Amis, a mi proiier ent,* Ad. Halle XXXI, 3, 1. *demorer, tarder* (*se*), *sejorner a* c. J. belegt auch J. Soergel, Rom. Forschungen 14, 249.

Erreichtes Ziel ..., 6, 18, so auch: *estre ars a cendre* (zu Asche), Jdnkn. 121, 245. Wunschformeln: *ce soit a bon destin!* ChSax. 2706; *ce soit a mal ëur!* JBlaiv. 277; *ce soit a bon ëur!* Mir. ND. 7, 506; *a buen ëur!* Erec 2776, JBlaiv. 1204, Rönsch, Kindh. Ev. S. 61; *a mal ëur!* Gd'Angl. 676 (in F.s Anm. weitere Belege), Ferg. 122, 23.

Belauf: *D'andeus parz a trois çanz se content, Si furent par igal de nonbre* (sich belaufen auf), Clig. 2882; *As cans ont lor gens aesmés, A trois cens prisent lor armés* (schätzen auf), Julian 2400; ..., *s'en i ot d'armez Bien .XXX., a tant les a esmez Li chevaliers, ne mie a mains,* Mer. 2254; s. Tobler s. v. *aesmer.*

Person, an die man sich wendet, 6, 28; zu *avoir auc. r. a auc.* 42 u. 50 ff.: *Regardez ou femme truissiez, A qui hoir masle avoir puissiez,* Mir. ND. 29, 6; zu *empetrer*, 7, 7, auch *conquerre*: *Et si despande l'or cuit et les mangons* (Art Goldmünzen), *Qu'il a conquis au riche roi Charlon,* Am. Am. 2551.

Gesellschaft, 8, 11, so auch *Repairiés est en son päis A che que il avoit conquis,* Chastoiem. 2, 90; *Le roy Loëy fist passer A grant navie outre la mer,* Eust. M. 2253 (neben *Une autre fois entra en mer Od grant navie por passer,* 2265); *prendre compaignie a auc.,* MFceFab. 11, 42, Chastoiem. 6, 66 (neben *od auc.* Barl. 1966); *prendre soistié a auc.*: *A luxure prenez soistié,* Dav. Proph. 221, 1141. Abschiedswunschformel: *alez a Dieu!* und *va a Dieu!* 'mit Gott, unter Gottes Geleit': *Alez a Deu qui vos conduie,* Graal C 1673; *A Deu alez, biaus sire!* Am. Am. 310; *Alés a Diu, car je m'en vois!* Veng. Rag. 5355; *Alez a Deu, dame!* Tr. Belg. I, 236, 329; *Alez a Dieu, mon chier enfant, Qui vous doint la venir a joie!* Mir. ND. 1, 1134; *Or alez donc a Deu, biaus sire!* ChLy. 4627; *Bien as deservi le congié. Or va a Dieu!* Chastoiem. 10, 92.

Zur Bildung eines Dativs, 9, 1. Zu Alex. 108 b, Z. 17, vgl. Sp. 3, 14. Nach Adjektiven: *cis nons Juliiens est comuns a toutes gens,* Pr.-Jul. XXVIII, 6; (der Teufel) *li pramist* (dem Adam) *si grant honur Que pers sereit al crëatur,* MFceFab. 53, 50; *Por ce s'il a vous n'est iveus En richeté et en lignie,* Tr. Belg. I, 131, 30; *li jone homme diliganment eslëu ... porront legierement en brief temps estre parail as bons chevaliers anciens* (iuniores ... veteres illos milites facile coaequabunt), ArtChev. S. 60; *La quinte meniere samblauble Est a la quarte,* Prior. Veg. 7409; *cumparez est*

[1] Die von Foerster, Krist.-Wb. 184 angegebene Bdtg. 'zuviel Zeit verwenden auf' trifft nicht zu.

as jumenz nunsavanz e semblanz est faiz a els, Oxf. Ps. 48, 12; *contraire est du tout son dit A ce que vous nous aviez dit,* Mir. ND. 31, 2529; *Buns Sires est a tuz* (Bonus Dominus omnibus), Cambr. Ps. 144, 9 (vgl. *Certes, mes sires m'iert mult bons,* Tr. Belg. I, 233, 235); *Suefs li Sire a trestuz* (Suavis Dominus universis), Oxf. Ps. 144, 9; *Deu est a toutes genz soues,* Reimps. ib. S. 355; *Se il est pechierre de soi Et il soit soues a la gent,* Chastoiem. 21, 137; *Nostre sires est doulz et debonaires a touz,* Lothr. Ps. 144, 9; *se* (der König) *de son corps estoit nés bons et par defors Fust au pueple fel et malvais,* Chastoiem. 21, 143; *au pueple qu'il governoit Est crüels,* Chastoiem. 22, 6 (vgl. *Crüels lor a esté et fels,* ib. 74); *Tu dois tous jours faire ce qui est pourfitable a toi et nuisant a ton anemi,* ArtChev. S. 130; *ce sera Chose a toz moult profitauble Et moult bone et moult aidauble,* Prior. Veg. 8609; *Agaiz qu'as autres sont aidanz,* ib. 9930; *Dameldeu est a moi aidis,* Reimps. 117, 7 in Oxf. Ps. S. 340; *tel preiere Ki a la gent ne seit nuisable, E ki a deu seit acceptable* (Var. *pleisable*), MFceFab. 55, 15; *nulle chose n'est plus plus perilleuse a ceus qui folement cachent que ...,* Art Chev. S. 123; *Deus ..., a cui totes chosès sont sozjetes ..., a cui tota poesta est sojeta,* Afr. Pr.-Leg. D 27, 5; *gent qui ne sont obëissant a lor duc ne a lor chevetaines,* ArtChev. S. 82; *a Deu n fud pas obedient,* LRois 289 (L.); *por ceu k'il* (sc. *nostre sacrefices*) *moens soit a deu acceptaules,* Serm. Bern. (F.) 140, 5; *Jo Marie ai mis en memoire Le livre de l'Espurgatoire En Romanz qu'il seit entendables A laie gent e cuvenables,* MFcePurg. 2300; *parler si raisnablement Que il seit plaisible a la gent,* MFceMil. 4; *totes choses ... Que a nostre ost sont necessaires,* Prior. Veg. 5475 u. a. Adjektiva mehr.

Besitzanzeigend, 9, 23. Zu *chape a moine* 9, 41: *chape a pastor,* Gaydon 7328; *chape a provoire,* Clig. 4682; *loges a pastours,* ArtChev. 156. *serf, teir,* Serm. Bern. (F.) 122, 7; *Li aver, li serf a l'avoir,* Tr. Belg. II, 255, *serjant a auc., a auc r.: et devient sers a l'anemin ki de luy se lait sormon-* 206; *N'estoit pas sers a son argent, Car ses argens si le servoit Que l'amor Dieu li deservoit,* Ruteb. (Jub.) III²; 249, 28; *Serjanz est a l'avoir, Li avoirs est ses sire,* PoMor. 502 d; *Car qui serf a pitié se moustre N'est pas serf, non,* Mir. ND. 20, 311 (oder als Adj. aufzufassen, wie in *Trop a esté a pechier serve,* Ruteb. II², 275, 339). Vor Sachbezeichnung auch: *Mes c'est li mireors au cuer* (sc. d. Auge), Clig. 712.

2. temporal. Zeitpunkt, in dem etw. eintritt ..., so auch: *a un jor* 'eines Tages', Clig. 2361, LRois 357 (cum esset quaedam dies), *a une nuit* 'eines Nachts' LRois 415, *a une matinnee* JBlaiv. 3340, *a un vespre* JBlaiv. 2066, *a un avesprement* HCap. 554, *au matin* ChLy. 428, (am nächsten Morgen) Erec 1428, *au matinet* Am. Am. 2798, (am nächsten Morgen) Julian 3918, *a la matinee* MFceYon. 301, *au main* Clig. 2760, (am nächsten Morgen) Erec 1430, *au soir* Veng. Reg. 2932 (vgl. Sp. 11, 19), *au vespre* Am. Am. 1073, *as vespres* (ad vesperas) ArtChev. 157, *a la vespree* Mir. ND. 4, 90, *hui main a l'esclairier* Am. Am. 3369, *a l'ajornee* JBlaiv. 2554, *a l'avesprement del jor* Barl. 1389, *a l'anuitier* Prior. Veg. 5078, *a l'anuitié* Barl. 5383, *a cel soir* Clig. 1557, *a cel ajornant* BComm. 2430, *Ce fu un venredi a nuit* Julian 2895, *a prima* Afr. Pr.-Leg. G 28, 6, *a tierce* Pr.-Julian XXIX, 4, *A prime e a tierce e a none E au vespre la saluez* JoiND. 1114, *a ore de prime* ChCharr. 2211, *a la prime sonnee* Am. Am. 2164, *a cele ore que prime sonne* Erec 2304, *a celle heure et a celle foiz* Mir. ND. 33, 737, *a ceste ore* LRois (L.) 370, *a ce jour d'ui* Mir. ND. 6, 90, *a droite ore* Barl. 1398; *a .iii. heures apres mynuit* Pr.-Clig. 296, 43; *au vendredi* Mir. ND. 2, 794; *a une feste* Clig. 2700, *a un quaresme* ChBaris. 60, *a la pentecuste* MFce Lanv. 11, *a pentecuste* MFceChvrf. 4, *a cest nöel* Julian 1421, *a cele feste qui ...* ChLy. 5 u. a.

Künftiger Zeitpunkt, 10, 37. Zu *a demain* 'für, auf morgen': '... *se je*

vif jusqu'a demain, Je ferai savoir a Gorvain Coment ma force est hui creüe', 'A demain soit! Cil en seront coart revoit Qui a demain vos en faudront', Meraug. 5579 (Var. *au d.*); *Cest mariaige ne quier ja refuser. A demain soit sans plus de demorer,* JBlaiv. 3540.

Zeitliches Entfernungsmaß, 10, 50, dsgl. *Savoir vous fas ..., Qu'a quinzaine de Penthecouste Les Senliz le tournoy sera,* Mir. ND. 29, 892 *Li jur est asis a un mois* (einen Monat, sc. von jetzt ab, gerechnet), Ipom. 7730; *Lur* (l. *Li jur,* vgl. Mussafia, Wiener Stzgs.-Ber. CXXI, XIII, S. 67) *est asis a quinzeine,* ib. 8018.

Nach Verfluß von, 11, 3: auch *A poi de ure estevus li ciels devint tout obscurs* (in, nach kurzer Zeit), LRois (L.) 319.

Zeit, in die etwas hineinfällt, 11, 7. Zu *a cel tans* 'damals': gleichbedeutend *a cel jor*: *A cel jor antre moi et vos Estiiens juenes et petites,* Erec 6288; *A cel jor, comant qu'il soit ores, Qui le chastel vosist defandre, Ne fust mie legiers a prandre,* Clig. 1238. Zu *a bien courte saison* 'innerhalb s. kurzer Zeit': *Et ariés tant d'onneur* (Land) *a bien courte saison Que de quatre royames croisteroie vo nom,* Bast. 4326; *Sathans perdera la droiture Que sur vos a a brief termine* (innerhalb kurzer Frist), Mir. ND. 1, 1123; *d'errer ne fineray Jusqu'a tant qu'au roy reseray, Et ce sera a terme court,* ib. 21, 141.

Zeitdauer, auf die sich etw. erstreckt, 11, 22, so auch *a piece* ('auf eine längere Weile hin', Tobler, Verm. Beitr. 2, 1) *a grant piece*: *Ne vous aroie a piece tous noumés,* Enf. Og. 4485; *a grant piece n'en fu li cuens retez,* Am. Am. 2062; *A moult grant piece i aurez gent deduit,* ib. 2560; *a grant pose* 'auf eine lange Weile hin': *Outre ne seront* (die Schafe über das Wasser) *a grant pose,* Chastoiem. 10, 93; *a tens* 'auf eine bestimmte Zeit': *Mais tant me dist li lamentans Qu'il n'estoit ilec* (im Purgatoire) *fors qu'a temps,* Mir. ND. 14, 1165; *a jamais* 'auf immer': *par quoi il esperoit d'en faire telle occision qu'il en seroit a james perpetuelle memore,* Pr.-Clig. 297, 3.

3. modal. Zu den adverbialen Ausdrücken, 12, 4, gäbe es viele nachzutragen, was hier unterbleibe.

au plus que ... Zu *au plus droit,* 12, 45: *Vers Karadigant s'averti Lucans tout au plus droitement,* Claris 14098.

Begleitender Umstand. *a bon vent,* 13, 9, vgl. Sp. 16, 50.

Reich vermehrbar wäre auch die Reihe *a ton talent* 'deiner Neigung entsprechend' 13, 37.

'nach, zu schließen nach' 14, 7, auch: *Mult fu malades a sun dit,* MFce Fab. 36, 4; *Mais molt sambloit bien a sa ciere Que chaceüre avoit molt chiere,* Julian 853; *Quar il samble a vo parler Qu'il n'i ait pas courtoisie,* Tr. Belg. I, 60, 25; *car il m'est vis A la couleur de vostre vis Qu'estes tout sain,* Mir. ND. 21, 488.

'nach etwas als Vorbild': *a sa samblanche et a s'ymage Fist* (Gott) *homme,* Barl. 1548; *Pour chou ... A fait Dex l'omme a sa figure K'il conëust son creatur,* ib. 1600; *Faciamus hominem ad ymaginem et similitudinem nostram* (I Mos. 1, 26), *C'est a dire en la concordance: Faisons homme a nostre semblance,* Mir. ND. 20, 1155; ... *fisrent li prince rommain lor navies a la fourme d'iceles* (ad earundem, sc. navium, instar classem ... texuerunt), ArtChev. 162; ... *Refurent lors ainsi forgies Les nez des Romains ... A lor forme et a lor samblance,* Prior. Veg. 10263; *Puis* (plutei) *sont apelé uns instrumens fais a la samblance d'un hyaume ou d'un vaissel parfont* (plutei qui ad similitudinem absidis contexuntur), ArtChev. 147; ... *Uns fers qui est aguz et lez Et corbes et est a l'instance D'une fauz et a sa samblance,* Prior. Veg. 11321.

'im Verhältnis zu, ...', 14, 19. Zu den ersten Fällen: *Tant en i ot* (an Heiden), *nus nes porroit nombrer, A .i. des noz en puet on .iii. conter,* Otinel 1615; *A un anoi que j'ai cent en auroie,* Froiss. Poés. I, 77, 845.

Merkmal zwei Sbst. verbindend, 15, 15. Determinativpron. an erster Stelle: *Celui a cele bande d'or Parmi cel escu de bellic,* ChCharr. 5794; *celui de joste ... a cel escu vert,* ib. 5803; *cez deus de lez A* (auf) *cez deus chevaus pomelés As eseuz d'or as lions bis,* ib. 5813; *a celui a le mance,* JCond. I, 193, 888.

Merkmal bei Vbn. (erkennen an, ...), 15, 29. Weitere Vba. oder Wendungen: *avoir conoissance*: *a ton gracieux maintien je ay ferme congnoissance que ...,* Pr.-Clig. 302, 9; *aparçoivre*: *Nos poons bien aparcevoir A ce qu'ele est et bele et sage Qu'ele est de mout jantil lignage,* Erec 4754; Fl. Bl. 107; rfl.: *Qu'aparceüe m'an sui bien As contenances de chascun Que de deus cuers avez fet un,* Clig. 2294; *aviser*: *Al cri a son oste avisé,* Julian 2549; *A la parole et as dis l'avisa,* JBlaiv. 3024; *prover* 'den Beweis für etw. finden an': *Bien le provai Au sanblant que an li trovai,* Charr. 4395. Zu *pert que,* 15, 52, persönl. *paroir*: *Mal pert a* (= *al*) *douz chant de la boche La dolour qui au cuer li toiche,* Ly. Ys. 2429. Fernere Belege für *entendre*: Clig. 3097 PB; Amad. 6028; für *savoir*: Mir. ND. 25, 1110; 33, 1736, für *paroir*: PoMor. 551 b; Ruteb. ed Jub.[2] I, 7, 44; Ly. Ys. 3491; *A la vostre oevre Est bien parant* (C, *parut* PM) *selonc la letre Ke on vos doit fors de l'uis metre,* Barl. 2107, für *mostrer*: *Il moustre bien a sa maniere Qu'il est un vraiz fols et estouz,* Mir. ND. 33, 1484.

Preis, 17, 3, bei *achater*: *dui serf que li cuens ot norris Et achatez a deniers,* Am. Am. 2392, bei *avoir*: *Qu'aussi furent li mes plenier Con s'an ëust buef a denier,* Clig. 5040; *Cil a qui li chevals esteit Otreie a l'autre qu'il l'avreit Al pris que li huem le metreit Ki ...,* MFceFab. 47, 11; *A trois tournois y arons vin Et bon et gent,* Mir. ND. 35, 231.

'für, als', 17, 22 und 'zu, als', 18, 4: zur Auffassung s. Meyer-Lübke, Synt. § 403 f. Zu *savoir auc. a ...,* 17, 41: auch *savoir se a ...*: *Cele qui a mesfete se savoit* (sich schuldig wußte), ChLy. 1789. Weitere Verba: *esmer*: *De tes paonaz* (Fußsoldaten) *bien armez Foison et as moillors asmez,* Prior. Veg. 6896; *conter*: *A neant porroies conter Quanque tu dire me savroies,* ChCharr. 2744; *Por ce qu'a pris li iert conté,* ib. 3258; *Par felonie m'espargnas, Que ja ne t'iert a el conté,* ib. 4343; *jugier*: *Aineeis lou jugomes a vice,* Dav. Proph. 233; *Nuns jugeroit ce a proesce,* Ly. Ys. 614; *reputer*: *Si que je le repute a fait,* Mir. ND. 14, 1299; *Ne la repute pas a greve* (die *penitence*), ib. 30, 897; *quanque me dis et ennonces Je repute et tiens a frivoles,* ib. 39, 625; *confermer*: *Conferme toutes ses paroles A voir,* Clef d'Am. 479; *esprover*: *Dame, nos avons esprové Cel cevalier al plus proudome Qui soit en l'enpire de Rome,* Julian 2260.

Bestimmung, Verwendung zu, als, 18, 4. Zu *avoir a feme, prendre a feme ...,* 18, 7 ff.: *avoir a per* (Gemahlin) ChLy. 5488, *avoir a moillier e a per* JBlaiv. 2600, *avoir a mari* Mir. ND. 4, 428; 21, 1417, *avoir a per et a mari* BComm. 2679, *prendre a espouse* Gaydon 9753, *prendre a moillier* JBlaiv. 2344, Enf. Og. 7902, *prendre a oissour* FlBl. 2100, 3128, *reçoivre a seignor* ChLy. 3653, *recoivre a feme* Erec 4701, *requerre a moillier* LRois 102, MFceFab. 73, 13, Mont. Rayn. I, 32, 238, *doner a feme* Clig. 6751, ChLy. 5702, *doner a espouse* DitRobDi. 234 b, *doner a signor* Pr.-Julian XX, 11, *otreiier a segnur* Ipom. 3860; ferner, vor Concr. u. vor Abstr.: *Un garçon ... Li a baillié a escuiier,* Gd'Angl. 1646; *Ainz le m'a anvoié a hoste Mes frere,* Graal C 5928; *Mut l'amereient a seignur,* Ipom. 6902; *Mut le desirent a seignur,* ib. 10450; *choisir a rei,* MFceFab. 19, 2; 12; *Et si est esprové a droit Qu'il* (sc. *li brans*) *vos a choisi au meillor* (sc. *chevalier*), Chev. a l'Esp. 763; *Sur tuz se fist lever a rei* MFceFab. 34, 11; *A toz biens fere s'atorna, Tant qu'a provoire s'ordena,* Jdnkn. 101, 312; *prendre a cumpaignun,* MFce Fab. 37, 2; 70, 72; (zu einem Arzte) *dites moi, sire, Se vous vouldries a apprentiz Prendre Panthaleon mon filz,* Mir. ND. 22, 38; *receivre a rei,* LRois 191; *en tel maniere qu'elle vous reçoive ... a son amy et a son che-*

valier, Abent. Gaw. S. 38; ..., *Si an trai a garant Macrobe,* Erec 6738; *Dieu et saint Piere Trai a garant que n'i ai courpe De morir,* Watr. 213, 457; *Verité en trai a garant,* JCond. II, 35, 1132; *et se les braies conquer, Cui en trairai a tesmoignage?* MRayn. I, 101, 111; ..., *S'en trai l'estoire a garantie,* Joufr. 3794; *Et veez encor icy ses armes que je emporte a tesmoing,* Abent. Gaw. S. 29; ..., *Si li mostra a antresaingne Les deus panz,* Gd'Angl. 2947; *Li drap de soie sont fors tret Et estendu a parement* (Schmuck), ChLy. 2341; *ne povons pas nostre estage Avoir au siecle a hiretage* (als dauernden Besitz, für immer), JCond. II, 67, 596; *si com il aviont a costume,* Afr. Pr.-Leg. K 17, 3; *Si cum a costume avoit,* Rönsch, Kindh.-Evang. 22, 26; *ainsi comme ilz avoient a coustume,* Abent. Gaw. S. 66; *si k'a constume avoit,* PoMor. 532 d; *ainsi qu'elles avoient a costume,* Abent. Gaw. S. 78; *Com chil qui ne l'avoit a us,* Chastoiem. 2, 99. Das Beispiel Sp. 18, 19 paßt nicht in den Zusammenhang.

Bestimmung, Verwendung für, zu, 18, 27. Diesen Sinn hat *a* auch in den letzten beiden Belegen des vorhergehenden Absatzes ('mit abstr.' 18, 22 wäre übrigens an seinem Orte nicht erst am Platze), dazu an Stellen wie *et a chiaus servent li dizenier qui sont establis a livroisons d'yaue,* ArtChev. S. 94; *Et l'an li a l'eve donee As mains,* Gd'Angl. 2565; *L'eve li donent a ses mains,* MFceLanv. 178.

Zwei Subst. verbindend, 18, 33, so auch *arméure a chevalier,* Clig. 6697; *les garnemenz a homme,* Mir. ND. 37, 1290; *cel habit a femme,* ib. 37, 1302; *pastures a cheval,* ArtChev. S. 141; *voie a cheval,* BCond. 209, 122; *dix chevaulx a somme,* Mir. ND. 36, 434; *pot a vin,* ib. 26, 288; *torchon a piez,* ib. 39, 377; *moulin a vent,* Journ. d'un B. de Par. 1411 bei Buchon, Chron. et Mém. I, 608 b; *chape a pluie,* Sp. 18, 38, auch Gd'Angl. 1632; MRayn. VI, 98, 100.

Nach Subst. mit Inf., 19, 4, auch *el seisein lue ara chambra a desporter, el settem ara ... trois chambres a fenestres qui ferront el verger a acodar* (zetas aestivales ... triclinia accubitalia), Afr. Pr.-Leg. F 15, 14; *i. espital as povres norrir,* ib. K 29, 14; *Puis desarme le Saisne ... De la cote a armer et do vermeil escu,* ChSax. 3836;*dy qu'il m'envoie Un parement a armer gent Tout blanc,* Mir. ND. 33, 1931.

Nach Adj., 19, 10. *digne a* ... auch: *Li signifer portent les signes, Alauz* (v. *eslire*) *i sont, a ce sont dignes,* Prior. Veg. 2600; *le duc qui a ce dignes Est,* ib. 4590, auch mit *a* u. Inf.: Clefd'Am. 1004 (s. God.); *Sire, pas ne seroie Digne a vous deschaucier,* Chron. anglon. III, 195 (bei Ebeling, Auberee S. 64 zu V. 39).

Nach Adj. mit Inf., 19, 17. Das Beispiel aus SMagd. paßt nicht dorthin. In den beiden letzten Beispielen des Absatzes ist das Subjekt nicht wie in den übrigen das Ziel, sondern der Träger der Handlung, die die Infinitive angeben, welch letztere im ersten Satze Transitiva mit eigenem Objekt, im zweiten ein Intransitivum sind. Weitere Adjektiva gleicher Konstruktion: *c'est une oroison moult belle Et haulte a dire* (sc. *la kyrielle*), Mir. ND. 40, 2244; *un chant ... Qui soit delictable a öir,* ib. 35, 1612; *femme ... a regarder deliteuse,* JCond. I, 244, 17; *Legiers est a ploiier* (sc. *nostres sires*), PoMor. 406 b; *Ne fust mie legiers a prandre* (sc. *li chastiaus*), Clig. 1240; *Li sois estoit legiere a clore,* Eust. M. 1340; *Nëis l'escorce et la racine En est* (sc. von der *neire espine*) *mult dure a depescier* (Var. *Est molt tresforz*), MFceFab. 49, 15; *Ne veez vos con cist fer sont Roit a ploiier et fort a fraindre?* ChCharr. 4621; *Vez cy choses fortes a croire,* Mir. ND. 14, 1215; *La chose est tant plus preciouse Come a trouer est plus penouse,* Ly. Ys. 2610; *Li fais est lais a escouter,* JCond. II, 184, 86; *C'est cler a voir,* Mir. ND. 4, 258; *tot ico laisem, per co quar trop seroit long a recontar,* Afr. Pr.-Leg. J 20, 14. Belege auch durch Soltmann, Franz. Stud. I, 405 und Hilding Kjellmann, La constr. de l'inf. dépendant d'une loc. imp. en fr., Upsala 1913,

S. 288 ff. Wie *lent a* u. Inf., Sp. 19, 37, so *isnel*: *car häyne de citoiens entre yaus est ignele a encliner soi a estre destruit de lor anemis* (nam civile odium ad inimicorum perniciem praeceps est), ArtChev. 101; Soltmann a. a. O.: Rou II, 4181.

Zweck, Ziel, 19, 39, so auch *a ren plus non est crestians mas que ...* (ad nihil aliud christianis est iunctus nisi ut ...), Afr. Pr.-Leg. M 60, 11. *a la fin que* c. Cj., Clefd'Am. 850, 1102; Bast. 4416 (nach Sch.s Vermutung, Hs. *a fin*, — 1); Mir. ND. 2, 880; 5, 845; 40, 2034; DitRobDi. 228 c; Froiss. Poés. 39, 1312, *a celle fin que* c. Cj., Clefd'Am. 991; Mir. ND. 1, 824; 38, 590; Froiss. Poés. I, 79, 901; Chd'Orl (Jann.) II, 1, 159 (Rond. 144), *a fin telle que* c. Cj., Mir. ND. 25, 1136; Journ. d'un Bourg. de Par. 1425 bei Buchon, Chron. et Mém. I, 669 a, *a fin que* c. Cj., DitRobDi. 217 b; (*afin que*) Mir. ND. 5, 85; 40, 2085, *afin de* c. Inf., Mir. ND. 7, 397; 32, 133; 34, 635; Froiss. Poés. III, 102, 25; (*a fin de ...*) ib. 123, 862. Zu *a que faire ...?* 19, 45: *Et a que faire en retenroit Plus que mestier ne li seroit?* Chastoiem. 24, 181; *A quoy faire vous mentiroie?* Mir. ND. 33, 2032.

An die folgenden Abschnitte sei nicht mehr angeknüpft. S. zum Inf. nach *a* auch die Zusammenstellungen in den von Tobler oder oben angezogenen Arbeiten von Lachmund, Soltmann, Soergel und Kjellmann, außerdem Erw. Stimming, D. Acc. c. Inf. im Frz., Halle 1915, S. 101 u. 110.

aaatir, vb. rfl. mit dem Belege *Qui durement se sont de ce aaati Que ...*, BComm. 2161. Eine auffällige Zusammensetzung, wohl nur ein Erzeugnis des Schreibers, der vielleicht *Qui durement se sont de ce aati* (— 1) vor sich hatte. Als ursprüngliche Lesart ist denkbar *Qui durement se sont de ce entraati* (sich untereinander, gegenseitig vornehmen, anheischig machen).

aairier, vb. rfl., übertr. auch: *Si couvient le cors sivir Men cuer la ou i s'aaire,* AdHalle (ed. Berger) XXIV, 5, 2.

**aaisemence*, s. f., JCond. II, 17, 548; von God. im Vorwort zum 1. Bd. nachgetragen.

aaisier, vb. trs., mit pers. obj. 'pflegen', *servir et aaisier auc.*: *Car bien doit li uns l'autre servir et aaisier,* ChSax. 2428; *Celle nuyt furent les .ii. cousins seruis et aeisié assez plus que s'il fussent en l'ostel le roy Artus,* Abent. Gaw. S. 11[1]; *Celle nuyt fu Gauuain seruis et aaisies de toutes les choses que ceulx de leans porent avoir,* ib. S. 25.

aäison, s. f. mit dem Belege *Clers et prestres et moines de grant aäison,* RMont. 93, 14. Tobler vermutet Irrtum für *aaisison* 'Pflege'. Auch *aorison* 'Beten, Beteifer, Frömmigkeit', vom intr. *aorer* abgeleitet, könnte gemeint sein; *or* wurde, wenn das *o* etwas klein geraten war, einem *a* ähnlich.

aancrer, vb., tr., bildl. auch: *Donc li vueil je fere savoir Qu'il* (sc. *mes cuers*) *est dedenz li aencres,* Merang. 411 Var. intr. od. rfl. auch *Ses galies fist aancrer,* EustMoine 1955.

aate, adj., von Dingen auch: *Li ber la prist,* sc. *d'un sengler une espalle, si la manjat en haste. Il la fist tant, cum s'el fust mult aate,* Wilh.-Lied 1408[2] (Suchier 'biegsam, mürbe').

aatie, s. f. 'Eifer', *faire aatie* in *envers nous font aatie,* JCond. II, 25, 783 nach Scheler, und zutreffend, rivaliser, faire concurrence.

aatine, s. f.: *par ahatines* auch Tr. Belg. I, 263, 612; *par grant aatine,* Watr. 26, 791.

aatir, vb. rfl. 'sich ereifern': Tr. Belg. II, 181, 138 stellt sich zu Gaydon 114, Sp. 33, 6, weitere Belege für *aatir se de* c. J. bei God. oder Wilh.-

[1] H. Oskar Sommer, Die Abenteuer Gawains, Ywains und Le Morholts mit den drei Jungfrauen, Halle 1913.

[2] H. Suchier, Les chançun de Guillelme, Halle 1911.

Lied 1400; Watr. 87, 122; 298, 88; das Beispiel aus Chron. Ben. zeigt objektloses trans. *aatir.*

'sich eifrig an etw. machen': *De tres crueuse plainte se va aatissant,* Bast. 3960.

'sich zum Kampfe entgegenstellen', auch *contre auc.*, ein Beisp. bei God., ferner *l'autre partie Qui contre lui est ahastie A grant bruit d'estrumens diviers,* JCond. I, 103, 192.

'sich gleichstellen', auch: *deu cuer ... A vous nous volons aatir,* JCond. II, 29, 927; hierher auch der Beleg, ib. II, 24, 777 (*envers auc.*) zu ziehen.

aati, pt. pf., adj. 'bedacht auf', auch mit *a* c. Inf.: *je te chasti Que ton cuer n'aies aati A desroi faire ne outrage,* Watr. 9, 252.

aatise, s. f., eine dritte und vierte Stelle GLiége 5456, (*atise*) 26520.

abai, s. m., übertr. 'Schelten, Anfahren' oder 'Bedrohung': *Apries li ciens par abayer Fait le larron si esmayer Qu'il s'en fait paoureus et mas. Haus princes ..., Fai ensi que par ton abbay Soient li mauvais en esmai, Si qu'il ne t'osent aprocier,* JCond. I, 152, 45; *a ycel temps ... Aloit par Alemagne ... Une grant compangnie de gens de male aboy: On les nomoit Normans,* GLiége 21941 ('Bedrohung, Bedrängung', Scheler jedoch: de mauvais cri, mal famé).

abaieor, s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 180 (14. J.).

abaiier, vb. intr. übertr. auch: *en lor languaige abaiant si benirent le grant seignor tot poissanz,* Makk. XV, 29; *jangler et abaiier* auch JCond. II, 72, 755; *abaiier vers auc.,* LRois (ed. Ler.) 129; *abaiier sur auc.,* Watr. 370, 102; (mit personfic. Abstr. als Sbj.) *Car Sëurtez ... Me fait hardi sanz esmaier* (sagt *Hardement*), *Et tu* (sc. *Orgueil*) *ne sez fors abaier Seur ton fumier et a la porte,* Watr. 348, 191.

abaissier, vb. trs., objektlos: *plus essalcet la prosperiteiz ke n'abaisset li aduersiteiz de la necessiteit,* Job 318, 34.

mit sächl. Obj. 'herunterlassen, herabdrücken, niederlassen' auch: *selonc ce qu'il les drescent ou abaissent* (sc. *les tres,* die Balken) *senefient ce que on fait* (erigere — deponere), JMeun., ArtChev. S. 84; *Quant l'on les abaisse ou asce* (sc. *les trez*), Prior., Veg. 4701; *quant on abaisse l'un chief* (des Balkens), *l'autre se hauce* (deprimere — erigere). JMeun., a. a. O. S. 152; Prior., Veg. 9622; *li vens contraires reflecist et abaisse les gavelos* (inflectit ac deprimit), JMeun., ib. S. 107; *Et li vanz contraires abaisse Les javeloz n'aler nes laisse,* Prior., Veg. 6431; *abaissiez lur hatereaz* (mit gebeugtem Nacken), Dial. Greg. 163, 14; *et lo haterel ... despitat abaissier a* (vor) *la creature,* ib. 163, 19; *abaisse la* (sc. *cele flaische*) *uisousement et si troueras queile chose ele at deuenz* (nach unten richten, umkehren, lat. inclinare), Dial. Greg. 84, 12; *abaissier le pont* bildlich in *Car par lui* (sc. *Salute,* Sallust) *n'est pas abaissiés Li pons de la haute science,* Hs. in Alexius S. 209.

'unterwerfen', etwas einem Zwecke (*auc. r. a* c. Inf.): *Les alkanz somunt a folie la force del cors, mais cant il l'abaissent a faire les pies oeures, si achatent guaangnes de pieteit,* Job 311, 22.

'beschwichtigen, zur Ruhe bringen': *Des! ... cest torment* (Sturm) *nos abeissiez,* Gd'Angl. 2361.

'zu Boden werfen, niederdrücken, unterdrücken, ablassen von' *por le mal abaissier,* PoMor. 327 d; *A son pooir doit abessier Le mal et doit verité dire,* JCond. II, 275, 258; *Par lui iert li tors abaissiez, Drois soustenuz et essauciez,* Watr. 203, 119; *l'error que nos euidians que tu abaissases,* Afr. Pr. Leg. C 6, 10; *Por l'anuiouse guerre finer et abaissier,* ChSax. 84; *Leur loy* (der Heiden) *durement abessa et acrut la loy crestïenne,* JCond. II, 294, 176; *Parler* (sc. *doit du bien*), *le mal lessier Et les paroles abessier Dont preudons puet estre honnis,* Watr. 371, 130.

'(seine Ehre) herabsetzen': *Ja tant m'onor n' abaisserai, Se Dieu plaist,*

que sans vos m'en aille, Veng. Rag. 3070; (jmds. Wert) *ce sera chose qui plus abaissera ton pris,* Abent. Gaw. S. 93.

mit pers. Obj.: 'herabsenken, hinabstoßen' *Tu nos as abaissiet el liu d'affliction, si nos at coverz li umbres de mort,* Job 314, 20.

'erniedrigen' auch: *Dame, ... bien m'avez agaitié Et sormonté et del tout abaissié,* Am. Am. 2083; *Gloriex sire peres, ... Si me garde hui cest jor, que ne soie abaissiez,* ChSax. 3344; *Dunt ele n'ert desparagee Ne avilee n'abeissee,* Ipom. 2338; (der Esel zum Pferde) *Ores t'ai abaissie fortune, Ce est sa maniere commune,* Ly. Ysop. 2335.

rfl. 'sich senken': *J. petit est pansive, s'est ses vous abaissiez,* Ch.Sax. 3917; (mit sächl. Subj.) *ele* (die *terre*) *ne pot soustenir si grant fais, ainz füi* (gab nach) *et s'abaissa* (tanto ponderi solo cedente subsedit), JMeun, ArtChev. S. 151.

'zu Boden fahren': *Ainz qu'elle* (sc. *l'espee*) *fust a la terre abaissie, L'avoit li cuens et prinse et enpoingnie,* Am. Am. 1552.

'sich herablassen, erniedrigen' auch: *ki s'abaisset de son greit, il serat essalciez* (qui se humiliat exaltabitar), Serm. Sap. 295, 20; *Par tant couient ke la pense soi ellieuet ensi de sa saineteit, ke ele soniousement soi abaisset en humuliteit,* Job 307, 40; *Bele dame est, ne s'abaisseroit si!* Ad. Halle XVII, V, 4.

'sich legen' auch: *Maintenant s'est le duel et le cri abaissié,* Pr. Clig. 330, 25.

'sich neigen, untergehen (v. d. Sonne)': *Bien vees que solels s'abesse,* Veng. Rag. 1643; *Et ja soit ce que li solax s'abest,* Eust.-Leb. 65c.[1]

intr. 'sich senken' (v. Meere): *Une heure hausse, une autre abesse* (sc. *la mers*), Mir. ND. 29, 1806; (v. einem Körperteil) *Moult li abaisse et angoisse li nes Et li retranche durement li parlers* (dem aussätzigen Ami), Am. Am. 2059.

'sich legen' auch: *Maintenant abeisse et acoise Par le pales tote la noise,* Clig. 5905 A; *Signurs ..., fetes noise abeiser,* BHaunst. 2258; *Vueillez pour nous a Dieu requerre Que l'orage qui* (l. *qu'i, i = il*) *fait abesse,* Mir. ND. 27, 1321; *comme elle sentist le tempz resioir, les venz abaissier et les oisillons chanter* Pr. Clig. 335, 5; *Car lors la tresgrant cruautey Et la tresgrant desloiautey Des forz venz est moult apaisie Et demoree et abaissie,* Prior., Veg. 10732; *Quant le gieu sera abessié Et ta dame ara delessié A chanter ou a caroler,* Clefd'Am. 1574 (oder refl.); *mais cella* (sc. *dolor*) *deves temer qui non a fin et qui non abaisse per nul temps* (exstinguitur), Afr. Pr.Leg. M 18, 11; *duchi que li forsenz de la persecucion fust abaissies* (ad persecutoris rabiem declinandam), ib. M 53, 21.

'sich neigen, untergehen' (v. d. Sonne): *Car li solaus abaissir uait,* Chev. II Esp. 9524.

'herunterkommen' auch: *Par soi mëisme s'aperçoit Que sa force est molt retrencie Et sa cors* (Hof) *est trop abaisie,* Barl. 9838; *Car vostre cors est abaisie De gent,* ib. 9870; *Por monter, non por abessier* (nicht damit es abwärts mit ihnen gehe), Prior., Veg. 2313; *Certes tous les preudommes du monde abaisseroient et avilleroient de uostre mort,* Abent. Gaw. S. 54.

abaliier, vb. (auch *Menganz, dormanz, abaloianz,* Prior. Veg. 5887; *il se vont abaloiant,* ib. 10001) ist kein selbständiges Zeitwort, sondern *esbaniier* in anderer Form.

abander, vb., vgl. *abrander.*

abandon, s. m.: *d'abandon*: *chis s'en fuyt d'abandon,* Geste Liége II, 5995 (Sch.: à coeur-joie, de plein élan). *doner en abandon*: *Et le vous don* (sc. *mon cuer*) *Pour tous jours en abandon Tres liement,* Froiss. Poés. II, 52, 1772. *estre a auc. en abandon*: *c'est la fontaine Qui sourt clere et de*

[1] Andreas C. Ott, Das altfranzösische Eustachiusleben, Erlangen 1912.

grant randon Et est a tous en abandon (z. Verfüg. stehen), JCond. II, 309, 118; *Tant vous seront mieuls soir et main Les fortunes en abandon,* Froiss. Poés. II, 182, 717.

**a b a n d o n e, s. f. (wenn auch -*e* leicht zu beseitigen): *Point le blanc cheval de randonne, Entre yalz se fiert a abandonne,* Rich. 4920.

a b a n d o n e r, vb. trans. 'darbieten, preisgeben, loslassen', ohne begleitenden Dativ der Person: *La nef tot de plain abandone* (der Schiffsführer) *Et la leisse toute an balance,* Gd'Angl. 2318; *en abandonnant lor gent* (ihre Streitkräfte entwickeln, vorgehen lassen, expositis copiis), JMeun, ArtChev. S. 145; *quant ... ont lor jant abandonnee,* Prior. Veg. 9099; *Et lors lor defendit l'antree Que jai estoit abandonee,* Prior. Veg. 9922; *Fame qui sa bouche abandone, Le soreplus de legier done,* Graal C 3825; *et habandonne la renne de son destrier,* Pr.-Erec 293, 14.

auc. r. a auc. r. 'etwas einer Sache preisgeben, aussetzen': *ansois est plus abandonnés a peril* (sc. *li passages de mer*) (discrimini propior), JMeun, ArtChev. S. 168; *Ainçois est plus abandonez A peril que a bien donez* (sc. *es nez li passages,* die Schiffahrt), Prior. Veg. 10739.

a auc. faire auc. r. 'freistellen': *Dieus, qui a l'omme vie donne, Bien faire et mal li abandonne; Auquel qu'il veut faire s'accort,* BCond. 212, 20.

a auc. auc. r. a faire 'überlassen': *... qu'il vous vueille plaire ... Qu'en lieu de vous le coronnez* (euren Sohn) *Et du tout li abandonnez Vostre royaume a gouverner,* Mir. ND. 34, 888.

son cuer a auc. r. oder *a faire auc. r.* 'sein Herz, sich einer Sache hingeben': *Ains pensse ... A ce que grant don puist donner; A ce voit on abandonner Son cuer qui est en honnour duis,* JCond. II, 316, 86; *Et si voelliés abandonner Vo cuer a largement donner,* ib. I, 317, 461; *abandonner Son cuer a largement donner,* ib. II, 310, 149; *Si dois ton cuer abandonner A biel despendre et biel donner,* ib. I, 375, 129.

'aufwenden, in Tätigkeit setzen' auch: *large d'abandonner En armes la viertu dou cors,* BCond. 188, 22; mit *a* c. Inf.: ..., *Si abandonne son avoir A courtoisie et bonté faire,* JCond. I, 319, 506.

refl. 'sich darbieten, hingeben', absolut auch: *Car cascuns por lui s'abandone* (sich aufopfern), Julian 1540; *La contesse tant s'abandone Que devant ax trestos li done Un anel d'or* (sich gehen lassen, so weit gehen zu), ib. 2071; *Si* (derart) *li ot fait abandonner* (Refl.-Pr. fehlt wegen *li*) *Ses cuers ... Que dedens les .iii. ans premiers Tout son meule* (bewegl. Habe) *aleuwe et despense,* JCond. I, 321, 581; *Trop sui hardis Quant si plainnement m'abandonne Que mon cuer entirement donne Et l'arreste sus mon contraire,* Froiss. Poés. II, 56, 1884; *En bon espoir est ma plaisance nee, Qui ne me voelt nesunement guerpir, Ains s'est dou tout en moi abandonnee Et me semont de mon cocr resjöir* (sich frei entfalten, od. dgl.), ib. II, 204, 337.

que c. Cj.: *Et j'ottroy Perdre d'Espaigne la couronne, Biau sire, s'elle* (meine Frau) *s'abandonne Qu'avec li gisez charnelment,* Mir. ND. 28, 674.

en auc. r.: *Cui li cuers en ce s'abandone,* Prior. Veg. 8177; *Ki en largece s'abandone, Ja en richece ne morra,* Eles 378.

a c. Inf., sehr häufig, beispielsweise auch: Clefd'Am. 2906; JMeun, ArtChev. S. 14; Prior. Veg. 2664; 7348; 7446; 9982; Brakelmann, Chans. frç. S. 57, X, 36; JCond. I, 377, 184; Mir. ND. 21, 65; 40, 1181; Pr. Erec 290, 25; Pr. Clig. 326, 26.

de c. Inf. auch: *Je qui conoix ma propre enfermeteit ne m'ose mie abandoner d'entrer en cest puix,* S. Bern. (F.) 178, 8; *La ou Deu plait si s'abandone De l'ome faire riche ou povre,* Prior. Veg. 158.

'losstürzen, losstürmen' abs.: *Et va ferir Butor qi s'iert abandonez Pardevant toz les autres .ii. arpans mesurez,* ChSax. 3400.

~ *en* c. Plur. 'hinein in ...': *Et Julïens s'i abandone Es Turs,* Julian 2414; *Ens es Turs de plain s'abandone,* ib. 1730.

abandoné als adj., abs.: *Et Sarrasin se desrengierent, Qui lor vinrent abandonné,* JCond. I, 28, 1581; in der Liebessprache: *Trop sui abandonnee, ... Mais che fait bonne amours qui m'en donne doctrin,* Bast. 2630 (vgl. Schelers Anm. zu 2595); *je seroie trop habandonee se je requeroie ce dont j'ai este requise,* Pr. Clig. 290, 42; *Par terre fis ma destinee Set anz con garce abandonee, Que nus n'an aloit refusez* (sich preisgebend, *garce* ~ ce Buhldirne), Gd'Angl. 1152.

a auc.: *c'est un bourgeois Larges, a touz habondonné, Qui 'maint biau diner a donné,* Mir. ND. 35, 62.

vers auc.: *Car vers vous suie* (d. i. *sui ie*) *tous abandonés,* Aiol 1454.

a c. Inf.: *Lors cuers est plus habandoneis As biens liement rechevoir,* JCond. II, 34, 1088; *oz ordonee, A toz biens faire abandonee,* Prior. Veg. 6480 (ib. 3022: *de* c. Inf.).

** *abastardissement*, s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 178 (14. J.).

abastir, vb. trs., auch: *De son fol plait, s'el l'abasti, El ne larroit por nul chasti,* Yder 5471.

* *abat*, s. m., s. A. Delboulle, ib. (15. J.).

abatëiz, s. m. 'Trümmer': (nach Zerstörung der Mauer durch die Belagerer) *L'on doit sanz delaier entandre Qui vuet l'abatëiz defandre En faire apres un mur autre,* Prior. Veg. 9726.

abatre, vb. trans. mit sächl. Obj., auch 'niederreißen': *Et doit l'on les maisons abatre,* Prior. Veg. 9728; *Wistasces ... a fait le palais abatre,* Eust. Moine 2146; 'fällen': *Et de ce mëisme se convient il garder que on ne taille ne ne soiece pas les tres si tost que li arbre sont abatu* (continuo ut deiectae fuerint trabes), JMeun., ArtChev. S. 163; *On ne doit au soier entandre Pes tantost qu'il (li treu) abatu sont,* Prior. Veg. 10383; 'mähen': *Et savons bien soier et batre: S'avez gangnages a abatre, Voulentiers en marchanderons Et si les vous abaterons Bien et tost, dame,* Mir. ND. 26, 202.

a. le bendel d'auc., a auc. übertr. 'jemandem die Binde von den Augen reißen, jemanden aus seiner Verblendung reißen': *si se pourpense* (sc. Agravain), *que s'il puet, il abattra de son frere* (sc. Gauvain) *cest bandel, car il m'a fait honnir et avillier ... quant il devant moy a enpris ceste aventure a mener a chief, qui suis ainsnes de luy et plus fors et plus vistes qu'il n'est ... Je luy feray cognoistre sa musardie' ...* (Er will ihn unerkannt unterwegs zum Zweikampf stellen) *'Et ainsi ... ly pourray ie legierement abatre cest bandel qu'il a si grant encommencie, car ie seay bien qu'il n'a ne le corps ne la force pour durer encontre moy',* Abent. Gaw. S. 98.

übertr. 'niederschlagen' auch: *Por tort lever et droit abatre,* Ipom. 9710; *Ha, dieux! voirement abates vous tout orgueil et exauleies humilité,* Abent. Gaw. S. 101; *se vous voulez Mon ennoy estaindre et abatre,* Froiss. Poés. III, 85, 16; *Ceste desputisons ki antre Te sera hui molt chier vendue, Se ta parole est abatue* (unterliegt), Barl. 6326.

'entreißen, entziehen': (der Sünder) *M'a dit* (mir, ND.) *que, se ne le sequeurs, Telle deshonneur me fera Que le nom il m'abatera De mere de misericorde,* Mir. ND. 8, 835.

mit pers. Obj. 'niederwerfen' auch: *abatre auc. a terre,* JBlaiv. 1918; 'sich selbst': *Et de son cop mesme s'abat,* Watr. 260, 923.

bildl. 'erniedrigen, herabsetzen': *Ki nos dex as por viex tenus Et par parler si abatus,* Barl. 7300; *Celle l'ahiert et semont et abat* (Lubias ihren Gatten Ami), *S'elle onques puet el le enuchiera,* Am. Am. 493; *Devant l'evesque s'en ala Lubias, Ami encuse et trebuche et abat,* ib. 2114.

'erlegen' auch: *Nous deux menons ma dame esbatre Aux oisiaux sauvages abatre,* Mir. ND. 37, 1322.

(?) refl. 'stürmen': *Tant* (soweit) *s'est Julïens abatus Que rescous a les abatus Qui al füir erent chëu,* Julian 1688 (Tobler ändert in *embatus*).

abaubir, vb. trans., ~ *de cuer* auch: *Akres ce fu moult tost toute l'ost estormie Et la gens tourmentee et de cuer abaubie,* BComm. 1510; ~ *i d'auc. r.* 'verlegen um': *On demande mout souvent k'est amours, Dont mains on est dou respondre abaubis,* Ad. Halle XIII, I, 1.

abc, s. m., auch: *en la fyn del abicee,* Nic. Bozon, Cont. Moralisés S. 161; *Li abecés par ekivoche et li significations des lettres* par Huon le Roi de Cambrai, hrsg. v. Art. Långfors, Helsinski 1911 (s. auch Långfors, Rom. 41, 237).

abé, s. m. 'Trachten', *estre en abé de* c. Inf.: *Cardinal, evesque et abé Et maint autre sont en abé De prendre l'argent et haper,* JCond. II, 225, 60.

abelir, vb.: *abelist a auc.* c. Inf.: *car moult m'abelli Lui öir, quant il m'aime tant,* Mir. ND. 17, 1134; *Et si li plot et abeli Especialment m'envoier A vous ...,* ib. 17, 1258; ~ *a auc. a* c. Inf.: Beispiele Sp. 21, 50.

** *abelissement,* s. m. 'Behagen, Gefallen': *Et souffreray en gré le huy Du peuple et l'escharnissement Et touzjours abelissement Aray a tel* (solch entbehrungsreiches) *vie souffrir* (Gefallen finden ...), Mir. ND. 17, 178.

abenge, s. f., auch *valhissant une abenche,* Geste Liége 23941.

aberie, s. f. 'Baumpflanzung', s. Ad. Tobler, Zeitschr. f. rom. Phil. V, 155.

** *abestiier,* vb. rfl.: *Dont grandement m'abestioie,* Froiss. Poés. II, 3, 84 (Scheler: *s'avilir*).

abestir, vb. trans., auch: *Ces coquars prestres abetir Pour leur prestrise me cuidoient* (dumm machen), Mir. ND. 14, 298.

abevrage, s. m., '(sich) Tränken, Trinken': *Car de malvaise iaue li abruvaiges Est si con de venin l'usaiges,* Prior. Veg. 4224.

abevrement, s. m., auch: *Apres veult David tesmoingnier Le baillier et le despoillier Et aussi son abruvement,* Mir. ND. 20, 1229.

abevreoir, s. m., 'Trog' auch *li abuvroirs* (lat. hingegen aquatio 'Wasserholen'), JMeun., ArtChev. S. 95; *Li abruvaour voiremant Et totes choses ausimant Qui a nostre ost sont necessaires,* Prior. Veg. 5473.

abevrer, vb., Inf. sbstviert: *De l'abruver dist il moult bel, sc. David,: Dederunt in escam meam fel* (vorher *abruvement*), Mir. ND. 20, 1233.

potiono, abuvrer, poissonner, Cath. Lille S. 100.

trans., objektlos: .... *si oste ja les seles Et forbist et estrille et aboivre et aaisse,* Aiol 6461.

abevrer auc. d'un boivre, d'un buvrage usw.: *Quant ele l'avra abevree D'un boivre qui la fera froide,* Clig. 5458; *tu fus au jour des noces abuvré d'un buvrage de tel vertu que ...,* Pr.-Clig. 337, 20; *en la meie sei abevrerent mei d'aisil* (in siti mea potaverunt me aceto), Oxf. Ps. 68, 26 (dsgl. Cambr. Ps.); *en ma sei m'ont abevré de vin aigre,* Afr. Pr.-Leg. E 11, 7; *En vostre testament nouvel, Crestïen, avez confessé Vostre Crist de femme estre né, ... De fiel et d'aizil abruvé,* Mir. ND. 20, 1207; *pour abuvrer Touz ses subgiz d'yaue delicieuse,* Mir. ND. 31, S. 254, Serv. II, 25.

bildl. auch: *et si serons aboureit del ruit de ton deleyt,* Serm. Bern. (F.) 110, 39; *De compunction l'abreuvas,* sc. *ton pueple,* Reimpsalter LIX, 3 in Oxf. Ps. S. 300; *vostre sens est grans et ymaginatis et abuvrés en tels oevres,* Froiss., Poés. I, S. 323 (Scheler: expert); *deus coers ... Si abuvrés de tout revel ... Que ...,* ib. II, 61, 2074; *Et si fort en sui abuvrés,* sc. *de ce mal, Que ...,* ib. II, 134, 4531; *je n'ai mie L'art ne l'arest sus tel ouvrage; Abuvré l'ai d'autre bevrage Et Nature aillours me l'adrece,* ib. II, 51, 1727; *Belle me seroit la journee, Se la pastoure a blons cheviaus Estoit de moi enamouree Et de tel buvrage abuvree Que je sui pour l'amour de lui,*

ib. II, 329, 21; (das Mittel Subjekt:) *Il est en bons lieus refusé, Par ce vice qui tant l'abeuvre,* ib. III, 234, 6.

intr. 'sich tränken': *si que on y puet sëurement aler et abevrer* (ut aquatoribus liber praestetur accessus, den Wasserholern), JMeun, ArtChev. S. 144; *Si que l'on i puet suremant Aler abuvrer voiremant,* Prior. Veg. 9042.

refl., auch: *Ne nus ne s'i aboivre* (beim Stürzen in die Rhone) *qui* (od. *que*) *chier escot n'i pait,* ChSax. 2186 Var.; in Vbdg. m. *paistre se* auch *Si se veut paistre et abeuvrer Qu'il se puist ades enivrer,* 3 Ringe 373, 343.

***abhorrer*, vb. trans., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 179 (14. J.).

abile, adj., *de* c. Inf.: *ceulz qui abile Sont de parler a toutes fins D'Amours et des meurs feminins,* Froiss., Poés. III, 176, 3.

**abilement*, adv. (God. *hab.*, auch Compl.): *Ils saillent habillement sur pies,* Pr.-Erec 258, 42; *combien qu'ilz soient chutz, ilz sont habillement sallis sur pies,* Pr.-Clig. 316, 8; *Ilz se relievent habillement,* ib. 320, 25; *et habillement s'en va mestionner son buvrage,* ib. 329, 14.

abilité, s. f., auch: *Quant elle* (sc. *Humilité*) *voit qu'ilz sont en grace Par leur sens ou par leur bonté Ou par aucune habilité,* Froiss. III, 257, 2468; — *de* c. Inf.: *Les enfans aprent a aler Et lor donne l'abilité De parler par soutieveté,* ib. I, 98, 403.

abiliter, vb., s. auch Scheler, Gloss. zu Froiss. Poés.

abillement, s. m. 'Kleidung, Gewand'; 'Kleidungsstück', auch: *un rice abillement de drap d'or,* Pr.-Erec 286, 43; *puis se adouba de ses bons abillemens,* Pr.-Clig. 286, 1; *quant il fu atourné de ses habillemens,* ib. 292, 15; *manda a son escuier qu'il lui aportast sa robe chapeau chainture chaussez saullers et aultres abillemenz,* ib. 321, 5.

abillier, vb. traus.: *Designans fut nommeis, celui le pape abilhe,* Geste Liége 5785 (Scheler: investir).

abitacion, s. f. 'fleischlicher Verkehr, Beischlaf': *Et que a fame n'ëusce habitacion Ne compaingnie tel com avoir doit on,* Am.Am. 1198.

**abitage*, s. m. 'Wohnung, Behausung': *A Dieu plaise que ce* (der gesuchte Eremit) *soit cil Que je voy la en lieu [d']essil Devant son petit habitage,* Mir. ND. 17, 1229.

'Lebensgewohnheit': *Si est le meilleur que g'y voie De touz terrïens heritages Guerpir, Car de telz habitages A mainte ame male merite: Si vault miex que m'en desherite Et relenquisse tels deliz,* Mir. ND. 17, 160.

abiter, vb. intr. 'sich aufhalten, um jemdn. sein': *Et hons de nation vilaine ... entour prodome abiter Ne doit,* JCond. II, 191, 56; 'sich befinden' mit Abstr. als Sbj. auch: *Pour ce bien que* (= *qui*) *en lui abbitte,* JCond. I, 165, 62.

'fleischlich beiwohnen', mit dem Zusatz *charnelment*: *Saciez que ce saint homme ma dame espousa, Mes onquez charnelment a son corps n'abita,* Alexius Q 174b; *D'une moye suer se vanta Qu'a li charnelment habita,* Mir. ND. 28, 1720.

abitüer, vb. rfl. 'sich kleiden': *Puis qu'abituees nous sommes Et vestues con fussions hommes, Partir nous fault sanz faire noise,* Mir. ND. 37, 1313; *Lors abit de femme laissames, Comme hommes nous habituasmes,* ib. 3186.

**abject*, adj., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 179 (15. J.).

**ablatif*, s. m., s. A. Delboulle, ib. (14. J.).

***ablüir*, vb. trans. 'abwaschen': *Ses mains et son viaire de claire eawe abluist,* GLiége 10366.

**ablution*, s. f. 'Abwaschung': *par ablution o vin chaut,* Mondev. Chir. 823; *par ablutions remollitives,* ib. 1567; *ablucion,* ib. 1616; 1683; *ablusions,* ib. 1624.

* *a b o l e r*, vb. trs., ~é 'entflammt, erregt': *Li senescals de Bruges astoit tous abolleis*, GLiége 2273 Var.

'schreien?': *Et entre dois orent* (hörten sie) *une vois qui abolle*, GLiége 7637.

** *a b o m a b l e*, adj. 'verabscheuenswert': *De trestout le pechiet qui tant fut abomable*, GLiége 10663.

a b o n d a n c e, s. f. 'Überfluß', auch ... *qui donet avondanci a tot crestin* ... (tribuitque copiam, Unterhalt, omni Christiano), Afr. Pr.-Leg. M 53, 19; *avoir abondance de* ..., Prior. Veg. 4306; 5594; 5614; 8625; *a grant habundance*, Afr. Pr.-Leg. F 15, 18; *en a.*: *viandes enveia a els en abundance* (cibaria misit eis in abundantia), Oxf. Ps. 77, 29; *par a.*: *il n'est mie Fame en vie A qui de tant monteplie* (sc. *la plaisance*) *Qu'elle fait par habundance A moi selonc m'esperance*, Froiss. Poés. II, 300, 63; *outre a.* 'übergroß, ungewöhnlich': *sa beauté oultre habondance*, ib. II, 328, 56. Zu *d'abondance* s. auch Scheler, Gl. zu Froiss. Poés.

a b o n d e r, vb. intr. 'überfließen, überlaufen': *quant* (sc. *li fossé*) *soronder Comenceront et abonder De l'iaul et de la sorecrue*, Prior. Veg. 8750.

'heranströmen': *Et lors sont tuit apparoillié* ... *Por conbatre a la jant qu'abonde Et qui lor jant chacent a force*, Prior. Veg. 6598.

'reichen, sich erstrecken', auch: *Lors soit essise et ordonee L'aberge* (das Lager) *en forme quarree Ou en triangle ou en raonde, Selonc ce que la place abonde*, Prior. Veg. 5316.

'an Fülle zunehmen, wachsen, sich vergrößern': *Si abonde* (die zuerteilte Speise) *entre lor mains, Que cascuns fu saous et plains*, Drei Freunde 463; *Et li don abondent et croissent A cex qui adone l'ost descroissent Et s'an vont*, Prior. Veg. 2303; *Et plus y pense et plus m'abonde Vouloir et desir de l'avoir*, Mir. ND. 34, 294.

'sich mehren, zahlreich werden': *Les oeilles d'els fedunuses, abundanz en lur eissemenz* (oves eorum foetosae, abundantes in egressibus suis, πληθύνοντα), Oxf. Ps. 143, 16; *Lor berbis sunt fructifians, En lor issues habundans*, Reimps. ib. S. 355.

'fruchtbar sein': *Ta femme en ta maison sera, Funt* (l. *Unt*) *come vigne habunderait*, Reimps. 127, 3 in Oxf. Ps. S. 348; vgl. *abondant*.

'überwiegen, gewaltig sein': *Car li travauz trop ne habonde De porter avec lui la fonde*, Prior. Veg. 1269.

'vorhanden sein, sich befinden' (mit Ortsbestimmung): *Li solaz* (Sonne) *qui est eaz dou monde, En cui toute clartey abonde*, Ly. Ysop. 362; *La sesieme compagnie habonde Et la septisme en ceste seconde* (sc. *bataille*), Prior. Veg. 3123.

'zu teil werden': *Cest signe pues veoir toudis De ceulz qui chacent les richesses* ... *Et les grans honors de cest monde, Et com plus a homme en abonde, Plus s'i solasce et glorefie*, JCond. II, 54, 152.

'hinreichen, genügen': *Diablos* ..., *avondeisc tei co que tu as confondu la bona gent* (iam sufficiat tibi et confundere), Afr. Pr.-Leg. L 22, 5; *A rendre gracies per vostros beneficios neguna parolla de ma bochi no abonde* (ad referendas ... gratias nullus mihi oris sufficit sermo), ib. M 37, 6.

'mächtig sein, Kraft, Vermögen haben' auch: *Tant com chascuns est en ce monde, Il s'efforce a ce qu'il habonde A avoir des biens temporax*, Mir. ND. 21, 286.

trans. 'fließen lassen, ergießen': *Royne des cieulx* ..., *Vueilliez vostre grace habonder En mon cuer, qui le puist monder Du grant pechié*, Mir. ND. 4, 1132.

'in Fülle da sein lassen, spenden' und schlechthin 'spenden, verleihen': *Car Diex abonda leur viande; Cascuns a plus qu'il ne demande*, Manek. 7685; *Nus biens est, se Diex ne l'abonde*, ib. 4724; *celui qui fait croistre Les biens dessus terre et habonde, Qui seul gouverne tout le monde*, Mir. ND. 24, 664.

'vermehren, erhöhen': (Gott) *Vostre honneur acroisse et habonde, Mon seigneur chier,* Mir. ND. 27, 1667.

abondant, als adj. 'in Fülle vorhanden, gewaltig': *Car en Dieu est la pities grans Et redemptions habundans,* Reimps. 129, 7 in Oxf. Ps. S. 348.

'in Überfluß lebend': *Kar mult raemplide est la nostre aneme, reproce as abundanz e despisement as orguillus* (opprobrium abundantibus et despectio superbis, *τοῖς εὐθηνοῦσι,* vgl. Joh. Stöcklein, Arch. f. lat. Lex. 7, 230), Oxf. Ps. 122, 5; *Car nostre arme est moult remplie De despisement et d'envie; Reprochiers fu as habundans, As orguillous despiscmens,* Reimps. ib., in Oxf. Ps. S. 347.

'fruchttragend, fruchtbar': *La tue feme si cume viz abundant es lez de la tue maisun* (uxor tua sicut vitis abundans, in lateribus domus tuae, *εὐθη-νοῦσα,* vgl. J. Stöcklein, a. a. O. S. 212), Oxf. Ps. 127, 3.

'überzählig': *Cil ... Doit entor lui toz jors avoir Chevaliers hardiz et vaillanz ... Et des abondanz doivent estre,* Prior. Veg. 6981 (= bons chevaliers sorhabundans, JMeun, ArtChev. 114, bonos equites supernumerarios, Veg.).

d'abondant, s. auch Scheler, Gloss. zu Froiss., Poés.

abondé, ~ *d'auc. v.* auch: *On voit trop le siecle habondé, Entre povres et entre riches, De chieres sauvages et niches, De quoi on voit chascun parer,* JCond. II, 220, 90; *avoir le cuer abondé de ... : Mais qui a le cuer abondé Des .ii.* (sc. *mestiers*), *on voit bien avenir Qu'il le font a honnour venir,* JCond. I, 105, 266.

abooter, vgl. auch *abaater.*

***abord*, s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 180 (15. J.).

***abordee*, s. f. 'Anhieb, Anfang': *puis couce la lance et de prime abordee il en tresperca l'un,* Pr.-Clig. 299, 15.

aboser, vb. trs., vgl. God. *abouser, embouser.*

abot, s. m., vgl. God. *about.*

aboter, vb. rfl., auch: *Li oeil Deu a ceauls qui le doutent, Qui s'i affient et aboutent,* Reimps. 32, 17 in Oxf. Ps. S. 282.

**abotir*, vb. intr., 'angrenzen an (*a*)', s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 180 (14. J.).

***aboutoir*, s. m., s. A. Delboulle, Rom. 31, 351.

abracier, v. rfl., 'sich umarmen': *Des braz se sont entrabrachiez,* Meraug. 4610 T.

abraser 2., vb. trs., auch: *La iri de Deu abrase lo perdurablo fue d'enfer qui dure perdurablament* (aeternas gehennae ... flammas accendit), Afr. Pr.-Leg. J 28, 13.

bildl. auch: *toz abrasas d'iri s'en allet* (ira accensus), ib. J 28, 2.

abregier, vb. trs. 'abkürzen' (übersetzt *abbreviare* auch JMeun, ArtChev. 72), (das Leben) auch: *Ei mort, ... Ne lessez pas pur ma richeise ... Que vus nen abreggez mun jur!* Ipom. 5248; *Li jorz de ceuz qui serant dampna sont abregié* (breviabuntur), Afr. Pr.-Leg. M 15, 9; 'verringern, verkleinern': *Por quele cause abregerent Les legions cil qui tant seurent* (Kapitelüberschrift, nachher in der Form *Apres ce la raison dions D'apetisier les legions*), Prior. Veg. 2009.

'beschleunigen': *Siques, pour mon fait abregier, G'iray prier, ains que plus tarde,* Froiss. Poés. III, 184, 14; *en attendant sa tresdesiree revenue que dieux veulle abregier,* Pr.-Clig. 317, 37; — Inf. sbstviert: *le plus beau sens qui soit en nostre fait c'est de l'abregier,* ib. 325, 24 (= *N'i a que ... del feire hastivement,* Clig. 5375).

'jmdn. schnell abfertigen, jmds. Angelegenheit schnell erledigen': (der König, im Begriffe, seine Pilgerreise anzutreten) *Seigneurs, il est maishui saison D'aler m'en, de vous preng congié, Puis que tant vous ai abregié, Qu'avez regent,* Mir. ND. 34, 928; *Vous me chargiez d'un fait Qui n'est mie trop legier, Mais nient moins, pour vous abregier, Je vous en diray mon avis,* ib. 39, 76; *Par aventure a cy aucun Qui nous en pourra de legier Un nommer,*

pour vous abregier, Souffisant home (der ein für den Kaiserthron geeigneter Mann ist)? ib. 38, 812. Denkbar auch intr. Bdtg., aber warum dann *vous, nous* dabei?

rfl. 'sich beeilen', *de* c. Inf.: *prient qu'il s'abregece de faire le sarcus*, Pr.-Clig. 328, 4.

**abrenoncier*, vb. intr., 'entsagen': *Apres li demandet si el renonciave a totes les ydoles. El respondet: Abrenoncio* (abrenuntio), Afr. Pr.-Leg. M 51, 4.

**abreviation*, s. f., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 180 (14. J.).

abriver, vb., *_é de* c. Inf. auch: *Et il en est outre passés, Cil qui de sivre est abrivés*, Ferg. 87, 13.

abroiier, vb. trs., 'in der Schlinge fangen, bildl. jmds. Meinung entkräften oder jmdn. ad absurdum führen?': *Ha, bele riens cortoise et debonaire, J'ai trop mespris ..., Quant guerredon cuidoie d'amors trere Autre qu'ades servir et deprïer; Car de legier me puet on abroier, Que tres bien doit grief mal souffrir et trere Cil qui d'amors a si bon essemplaire*, Gaut. Dargies XII, 12, S. 27 (Gl.: 'für "abrier", défendre, justifier?').

***abroutir*, vb. trs., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 181 (14. J.).

abscondre, vb. rfl.: *droit a soilhe* (l. *solelh*) *abscon* (bei Sonnenuntergang), GLiége 4843.

***abscons*, s. m., 'Versteck': *mettre se en abscons*, GLiége 37932 (Sch.: s'embusquer).

**absconser*, vb. trs., GLiége 23012 (Sch.: cacher); *Tant que fondee fut Liege qui l'absconsat* (sc. *Tongres*), ib. 5911 (Sch.: éclipser, mettre dans l'ombre).

absence, s. f., auch: *nostri oil no sentiront nostra absenci, quar nos nos regarderem des euz del cuer*, Afr. Pr.-Leg. M 54, 22; *l'orloge ... les heures nous aprent ... En l'absense mëisme dou soleil*, Froiss. Poés. I, 53, 11; *Et mieuls vous vaurra ce a faire secretement en l'absence de li qu'en le presence*, ib. I, S. 279.

***absenser*, vb. rfl., 'sich entfernen': *Plusieur bon chevalier y pensent, Qui de leurs terres s'en absensent*, Meliador 3755.

absenter, vb. rfl., auch: *Mes se taist et de vous s'absente Et seuls a par soi se demente*, Froiss. Poés. I, 39, 1301; *Chascun qui pourra s'en abscente* (sc. *de la forest de Longue Attente*), *Car l'entree en est perilleuse Et l'issue fort dangereuse*, Rond. des Graf. v. Nevers in Chd'Orl. (ed. d'Héric.) II, 163.

***absentir*, vb. rfl., 'sich entfernen': *soy absentit*, GLiége II, 11189; JStavelot 99, 107 (nach A. Risop, Stud. z. Conj. auf *-ir*, S. 5, Anm.).

absolucion, s. f., auch: *et ge les assoudrai de cele absolucion dont Diex assolt ses apostres*, l'Erberie bei Rut. III, S. 188; *Proiiés a ma dame merchi En genous de tous les meffais ..., S'en querés absolution*, JCond. II, 10, 295; *Et se nuls d'amer se retrait, Devant ço k'il ait sun bon fait, En fin eil ert escumengé ... Asouz ert cil ki plus avra; A Credehulle a ma maison Chartre ai de l'absolucion*, Ipom. 10570; *Aurai je or absolucion?* Froiss. Poés. II, 61, 2089.

**abstraire*, vb. rfl., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 182 (14. J.).

***abstrus*, adj., s. A. Delboulle, ib. (14. J.).

abuisser, l. *abuissier*.

abus, s. m., 'Mißbrauch, übler Brauch': *ce seroit grant abus a vng fils de roial estre d'aler tout seul quant il le puelt faire aultrement*, Pr.-Erec 269, 37.

***abuseement*, adv., 'mißbräuchlich': *nous ne nous complaindons pas de ceste infortune abuseement*, Pr.-Clig. 330, 24.

a b u s e r, vb. trans., 'täuschen': *Je tien et croy que par raison Nous leur mousterrons clerement Qu'il sont abusé laidement Par ce Jhesu,* Mir. ND. 20, 1016; *a l'exaltation de la foy et l'instruction de ceux qui ont esté en ceste matiere deceus et abusés a l'occasion d'icelle femme,* Chron. Puc. d'Orl., bei Buchon, Chron. et Mém. I, 462 b; *une femme qui se faict appeller Jehanne la Pucelle ... a donné a entendre au simple peuple, pour le seduire et abuser, qu'elle estoit envoyee de par Dieu,* ib. 465 b; *il precede les hommes en beaulté science et courtoisie, se* (l. *si*) *seroie bien abusee de le hair* (auf dem Irrwege sein), Pr.-Clig. 290, 19.

rfl. 'sich irren': *et ausi il ne s'abuseroit mie s'il me nonmoit amie,* Pr.-Clig. 294, 34.

a b u t e r, vb. trans. *Ces coquars prestres abetir Pour leur prestrise me cuidoient. Je croy qu'abuté ilz avoient Qu'amende n'oseroie d'eulx Prendre pour ce qu'estoient deux,* Mir. ND 14, 300 (Bonnardot: buter une idée en son esprit, croire fermement).

a c a r i e r, vb. trans., l. *acarer,* s. A. Tobler, Zeitschr. f. roman. Phil. IV, 375.

a c a t o n e r, vb. rfl., vgl. God. *aquastroner.*

a c c e p c i o n, s. f., 'Ansehung', auch: *En totes cestes choses est esgauz li dispensacions nostron seignor senz accepcion de persone* (absque personarum acceptione), Afr. Pr.-Leg. D 15, 28; (Gott) *qui vout salvar totes les genz qui croient en lui senz accepcion de persona* (sine personarum acceptione), ib. F 25, 15; s. auch A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 184.

a c c è s, s. m., 'Zutritt', auch: *Le roy si m'envoie savoir Se de parler pourra avoir Accès a vous,* Mir. ND. 39, 1665.

'Krankheitsanfall' auch: *la parole et la voiz M'afebloient trop malement. Je sui en accès vraiement, ... maine moy tost couchier,* Mir. ND. 36, 283; *Je vous vois ordener tandis Un colis de quoy humerez, Quant hors de vostre accès serez,* ib. 36, 340.

a c c i d e n t, s. m., auch: *sinthoma* (d. i. *symptoma*), *accident ou signe de maladie,* Cath. Lille 127; *et congnoist bien ad ce qu'elle leur voit souvent changier couleur que ce sont accidens d'amours procedans,* Pr.-Clig. 296, 19; *vostre paine est causee d'un accident d'amours,* ib. 309, 36.

a c c i d e n t e l, adj., s. auch A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 184.

a c c i o n, s. f., 'Handlung' auch: *es legions A toz jors plusours actions Que* (nom.) *letrez chevaliers requierent,* Prior. Veg. 3296; *Doulx Jhesus, qui touz jours user Seulz a nous en toute accion D'amour et de dileccion,* Mir. ND. 25, 627; *Et misent toutes nations Enclines a leurs actions* (die Römer), Froiss. Poés. II, 5, 136; *Pluisours imaginations A uns homs: ce n'est pas merveilles, Car il est de moult actions Forgiés, qui ne sont pas pareilles, Mès diverses et despareilles* (Scheler: car il est formé par diverses influences), ib. II, 385, 3.

'Handlungsweise, Verhalten': ..., *Si le tienc* (sc. die *violette*) *a trop plus hautainne Et de trop plus noble action Que rose ne soit,* Froiss. Poés. II, 242, 241. S. ferner Schelers Gl. (manière d'agir, procédé).

a c e i n d r e, vb. trans., 'umgeben, umgehen, umflügeln', mit pers. Obj. auch: *quant ... convint Pompee ... bresier les achaintes dou mur dont Julius Cesar avoit achainte s'ost,* JMeun, ArtChev. S. 77; *se tes adversaires a plus grant multitude de gens que tu n'as, il porra achaindre la bataille au costé destre ou a senestre* (a lateribus aut dextram aut sinistram alam circumvenit), ib. S. 117.

bildl. auch: *Frans cuers gentius eslëus Pour toutes valours achaindre,* AdHalle XI, IV, 2.

intr. 'ringsum erscheinen': *Choisirent de Herupe la nobile compaingne, Dont lor fu bien avis que toz li mons açaingne,* ChSax. 2500.

a c e l e e m e n t, adv., 'verstohlen'. Anfechtbare Besserung aus *a cheleement*: *il passa la outre tot a cheleement,* God. Bouill. 158; *acheleement* ist

kein wahrscheinliches Wort. Es liegt wohl Verderbnis für *la outre trestot chcleement* vor. *tres* verlor sich nach der gleichklingenden Schlußsilbe von *outre*; *a celee* half dann mit seinem *a* die wahrgenommene Silbenlücke füllen.

acensir, vb. trans., übertr. auch: *Li valles se maintient ensi K'a nulle son cucr n'acensi Deus ans puis que cil furent mort*, JCond. I, 309, 184; *Tu as trop ton cuer accenssi A avarisce*, ib. II, 315, 50.

acerin, adj., 'stählern, stahlgleich, fest wie Stahl', übertr. auf Menschen: ..., *S'assaillissent tuit enterin, Tuit agu et tuit acerin Lor enemis plus aigremant, Tuit frès, sanz point de lessemant*, Prior. Veg. 6660.

acertefiier, vb. trans., auch: *Mes mon esperit tres agu ... M'acertefie et dist tout oultre Et par pluisours signes me moustre Que c'est ma dame sans mentir*, Froiss. Poés. II, 57, 1948; *Car tout ensi l'Irès li signefie A son retour et li acertefie Ne plus ne mains*, ib. II, 213, 119.

acertener, vb. trans., mit sächl. Obj. auch: *Et mon voloir acertenai Au conseil qu'ele m'eut basti* (Gl.: certifier, informer), Contd'Am. 32, 5 (Beaum. II, 1, 247); *Tote voe est il provee Chose et bien acertenee Que ...*, Prior. Veg. 10312; *Car il est bien chose provee Et de lonc tans acertenee Que ...*, ib. 10852.

auc. r. a auc., 'jemdm. etw. versichern': *Dites vous que la doy avoir Pour tout certain? — Öil, je le vous acertain*, Mir. ND. 19, 706; *Tu as, ce m'est avis, pesance Des maux qu'as faiz et repentance: Est il certain? — Sire, öil, ce vous acertain*, ib. 33, 1132; *Didier, c'est voir, je t'acertain, Que des bienfaiz que d'culz avons Loer Dieu pour eulz en devons*, ib. 36, 48; *Sire, pour voir vous acertain, Se bien sëurement savoie Que ..., Ce que j'en sçay vous en diroie*, ib. 17, 556.

mit pers. Obj.: *auc. d'auc. r.* (oder *auc. que*) auch: *Est il certain? — Öil, je vous en acertain*, Mir. ND. 33, 588; *apres ce qu'il eust esté acertené du fait de lui et de Fenice*, Pr.-Clig. 337, 46; *Alixandre doncques acertené par son enqueste que toux les milleurs chevaliers du monde estoient ... a la court du roy Artus*, ib. 284, 8; *comme il* (Cl.) *fust acertené qu'il* (d. König) *estoit assez pres d'illec*, ib. 318, 6; *je fui comptente de laissier mon pays et moy acertenee qu'il estoit de hault lieu et de bon hostel* (abs. Part.-Constr.) *de m'en venir avec luy en celle terre*, Pr.-Erec 291, 15.

acerter, vb. trans., auch *auc. r. a auc.* nach *Ce vous arai tost acerté*, BCond. 176, 31 B, wo Scheler jedoch irrige Verknüpfung von *asserter*, Frequentativ von *asserere*, 'affirmer, soutenir', mit *certus* durch den Schreiber annimmt.

acesmer, vb. trans., mit sächl. Obj.: *Et pour qu'il* (der Baum) *est acesmez D'azur ...*, Watr. 88, 167.

rfl., mit *de* u. sbstvtm. Inf.: *A cez parolcs se trest sus Li chevaliers, qui por joster A pris l'escu; de l'encontrer S'acesme*, Meraug. 2287. Paarungen: rfl. *acesmer et afaitier*, Veng. Rag. 1056 (*por c.* J.), ~ *et atorner*, Ipom. 3164 (*de c.* J.).

achaabler, vb. trans., auch: *Ses fors bras sur euls tant desploie, Tous les achaable et desront*, Dame a la Lycorne 4967.

***achangonnir*, s. A. Delboulle, Rom. 31, 351; A. Thomas, ibid. 39, 221.

acharner, vb., ~*é a* ...: *en ce temps estoient les Arminacs plus acharnés a cruauté que oncques mais*, Journ. d'un Bourg. de Par. 1420, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 643 a. Zum rfl. s. auch A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 488.

achater, vb. trans., *auc. r. d'auc.* 'jmdm. etw. abkaufen' auch: *Panse que d'aus achatera Les robes, puis lor rcdonra*, Gd'Angl. 3251.

auc. r. a auc. 'jmdm. etw. abkaufen': *en verité le vos di ..., Que cest ceval jo l'achatai Loialment a un damoisel*, Julian 824.

ache, s. f., 'Eppich', auch: *selinum, unc herbc, ache*, Cath. Lille 125.

***acheminement*, s. m., 'Aufbruch': *Apres l'acheminement de la*

gente damoiselle Enide la reyne ... oncques plus joieuse ne fu, Pr.-Erec 263, 32.

acheminer, vb. trans., mit sächl. Obj. und Angabe des Ziels: *Le jour aquist la bienveillance De mainte gent par sa vigour, Qui ot jut lonctamps en langour, Or est garie et tierminee Et a honnour aceminee,* JCond. I, 193, 826. ~ *la voie* auch: *Sans arrest nous acheminames Devant nous la voie tout droit,* Watr. 258, 852.

achevir, vb. trans. *açovir,* Veng. Rag. 1519 ist *assevir, assovir* (Meyer-Lübke, E. W. 724, 734), zum Reim *açovie : pric* vgl. *pri : merchi,* Veng. Rag. 4293, *pri : issi,* ib. 5679.

achevir ist *eschivir* in *Si deit l'um achevir orgoil,* Ipom. 6367.

acidios, adj., 'träge' auch: *Hons accidieus n'a courage D'öir les biens nis recorder,* JCond. II, 224, 50.

acier, s. m., 'Stahl', bildl.: *Antre lui* (sc. *Baudöin*) *et Berart sont d'acier dur trempé,* ChSax. 3181.

'Stahlspitze der Lanze': *Parmi* (durch die Schilde) *en passent les acers Des bons espez clers e furbiz,* Ipom. 9558.

acliner, vb. trans., bildl. auch: *N'onques a soulas ne a feste Ne vous vi acliner la teste,* Watr. 219, 628.

a. son cuer a auc.: *Baudöins la regarde a cui son cuer acline,* ChSax. LXIX u. Var. R (ed. Menzel S. 87).

rfl., abs.: *En orisons s'est aclinee,* Julian 2979; — *sor auc. r.*: *Sor le bordon est si fort aclinez Que les esclices fist contremont voler,* Gaydon 9918; — *joste auc., vers auc.*: *Sire, dist li dus Naimmes qui joste lui s'acline, C'est B. voz niés,* ChSax. 1622; *Et ses bras a son seignor rue* (sie), *Vers lui molt doucement s'acline, Si fait son duel sor sa poitrine,* Julian 3683.

übertr.: *Qu'a nule autre rien ne m'aclin Forsqu'a ma douce amie bele.* Salud'Am. (Zeitschr. f. rom. Ph. 24, 361) 91; *Jeo quidoue si halt munter, Or me covient a returner E acliner a ma nature* (od. intr.), MFceFab. 73, 81 Var.; *Baudöins la regarde a cui ses cuers s'acline,* ChSax. LXIX, u, Ms. A; *Aclines a bonne oevre toi, Gentis princes,* Watr. 143, 169; *Chascuns l'onneure et l'encline, Et li autres peules s'acline Vers lui pour son commant a faire,* JCond. II, 103, 6 (Scheler: montrer de l'empressement); — *a* c. Inf.: *Com plus est hons puissans vëus, Tant est ses pris plus bas chëus, Se il a mal faire s'acline,* Watr. 143, 168; *Dame, bien me doi acliner A faire tout vostre voloir,* ib. 271, 1264; *li firmamens s'acline A faire pape du dauffin,* ib. 303, 216; — *a ce que* c. Cj.: *Et priez Dieu ... qu'a ce se veulle acliner Qu'il vous otroit sa gloire fine,* Watr. 230, 1020; — *estre aclinez a* c. J.: *Tous li mons le* (fem.) *doit encliner, Quant a bien faire est aclinee,* JCond. II, 209, 189.

acliné 'untertan, gefügig': *Biax sire niés, vous arez ma contree, En poi de terme est la terre aclinee,* RCambr. 3651.

acoarder, vb. intr., auch: *Et quant Julïens la regarde Et voit que onques n'acoarde, ...,* Julian 4200.

rfl., auch: *Mes tous m'aloie acouardant,* Froiss. Poés. II, 190, 3499.

acoardir, vb. rfl., auch: *Julïens qui molt est hardis Ne s'est lors mie acoardis,* Julian 1594; *Et les hardis* (sc. *fach*) *acouardir,* JCond. II, 32, 1047; *tantost s'en racouardi,* Froiss. Poés. II, 122, 4109.

trs. auch: *Les plus hardis acouardist* (sc. *amors*) *Et les plus couars enhardist,* BCond. 277, 251.

acoardi : *avoir le cuer* ~ : *S'il a le cuer acouardi, On ne li doit pas reprocier,* JCond. I, 301, 131.[1]

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. G. Cohn.

[1] In Arch. 137, 84, Z. 32 v. o. l. 116, 111 statt 106, 111; ib. S. 88, Z. 21 v. o. ist die Stelle ChCharr. 4867 zu streichen.

Die Frage der Echtheit von Cyrano Bergeracs *Sonnenreise.* — Die *Sonnenreise* und die *Essays* von Montaigne.

(Schluß.)

Nur noch ein paar kürzere Parallelen bringen Gedanken aus den *Essays*, die auch schon in der *Mondreise* gebraucht waren: in der *Mondreise* wird (S. 142 meiner Ausgabe) erzählt, wie der Dämon des Sokrates Campanella lehrte, durch Nachbildung des Gesichtsausdrucks alle Gedanken der von der Inquisition Angeklagten in sich nachzubilden, ein Scherz, der auf materialistischer Anschauung beruht. In der *Sonnenreise* sehen wir Campanella (Jacob, 315 ff.) diese physiognomische Gedankenlesekunst praktisch ausüben. Er beantwortet Dyrconas Fragen, ehe sie gestellt sind, und erklärt (S. 316): *j'arrange toutes les parties de mon corps dans un ordre semblable au vôtre; car étant de toutes parts situé comme vous, j'excite en moi par cette disposition de matière la même pensée* etc. Auch Montaigne spricht in dem Kapitel *de la Physionomie* (III, 12) von den *traict et façon de visage, et ces lineaments, par lesquels on argumente aulcunes complexions internes et nos fortunes à venir,* ohne allerdings so weit zu gehen wie Cyrano, der die Anregung zu dieser 'praktischen Physiognomik' in erster Linie von Campanella selber erhielt, wie in einem späteren Aufsatz gezeigt werden wird.

Zu den Liebesäpfeln schreibt Cyrano: (Jacob 311) *Les pères et les mères, qui, comme vous savez, au gouvernement de leurs familles ne se laissent conduire que par l'intérêt, fâchés que leurs enfans, aussitôt qu'ils avoient gouté de ces pommes, prodiguoient à leur ami tout ce qu'ils possédoient, brûlèrent autant de ces plantes qu'ils en purent découvrir.* Hier steckt eigene Erfahrung, aber auch, wie in der *Mondreise*, Montaigne II, 8, *de l'affection des pères aux enfants* dahinter.

Neben diesen schon in der *Mondreise* in Rudimenten zu findenden Parallelen erscheinen in der *Sonnenreise* ein paar neue, darunter zwei überaus charakteristische. Ein paar nebensächliche Parallelen seien zuerst genannt: Montaigne treibt schon eine Art Sonnenkult. Unter den falschen Religionen, sagt er, *ie me feusse, ce me semble, plus volontiers attaché à ceulx qui adoroient le soleil,*

La lumiere commune
L'œil du monde ...

Ja, es konnte Cyrano zu seinen Beschreibungen anregen, daß Montaigne gleich darauf sagt: *c'est la piece de cette machine ... la plus esloignée de nous, et par ce moyen si peu cogneue.* Aus demselben Kapitel konnte er noch allerhand für seine Sonnenbewohner herholen: *Xenophones faict Dieu rond* — wie eine Kugel bewegt sich Dyrcona auf der Sonne (Jacob 258): *je roulois souvent comme une boule. — Epicure faict les dieux luisants, transparents* — so wird Dyrconas Körper vor Erreichung der Sonne durchsichtig: (Jacob 254) *nous etions, ma cabane et moi, devenu transparens* usw.

Von ganz anderer Bedeutung ist, daß Cyrano sich von Montaigneschem Geist, nicht bloß von seinen Exempeln beeinflussen ließ: einmal vermutlich in der Abschätzung von Gedächtnis und Verständnis, ein andermal sicher, wiederum mit wörtlichen Anklängen, in der Beurteilung des Gebets.

Montaigne ist wie Rabelais, wie alle Humanisten und wie wir es noch heute sind, ein Verächter der bloßen Erinnerung. Er will für ein Kind einen Erzieher: *qui eust plustost la teste bien faicte que bien pleine* (I, 25); er soll die scholastische Methode vor allem bessern: *On ne cesse de criailler à nos aureilles, comme qui verseroit dans un entonnoir; et nostre charge, ce n'est que redire ce qu'on nous a dict? ie vouldrois qu'il corrigeast cette partie ... Qu'il ne luy demande pas seulement compte des mots de sa leçon, mais du sens et de la substance ... Sçavoir par cœur n'est pas sçavoir; c'est tenir ce qu'on a donné en garde à sa mémoire*; was könnte man nicht noch alles anführen aus diesem großartigen Kapitel und aus dem vorhergehenden gegen die Pedanten: *Nous ne travaillons qu'à remplir la mémoire ... que disons nous? que jugeons nous? ... Autant en diroit bien un perroquet!*

Daß Cyrano, der sich gegen Autoritäten immer gesträubt hat, diese Kapitel mit Begeisterung las, liegt auf der Hand. Hier fand er: (I, 25) *Les principes d'Aristote ne luy soient principes ... La vérité et la raison sont communes à un chascun ... ainsi les pièces empruntées d'autruy, il les transformera et confondra pour en faire un ouvrage tout sien.* Das ist ja dann wohl auch Cyranos Arbeitsmethode geworden.

So mag das Kapitel folgende Sonnenszenerie beeinflußt haben: (Jacob 331 ff.) drei Flüsse gibt es dort, der breiteste das Gedächtnis, dann die Einbildungskraft, der schmalste die Urteilskraft. An den Ufern des Gedächtnisflusses stehen Elstern, Papageien usw. *qui gafouillent ce qu'elles ont appris.* Was sie am vorhergehenden Abend zu sich nahmen, geben sie am Morgen wieder von sich, so schlecht ist ihr

Magen. Dickflüssig scheint der Fluß, rollt dahin mit viel Spektakel. Tausend Echos wiederholen die Laute. Wesen bilden sich in ihm, die wie Frauen aussehen, andere *qui ont la tête cornue et carrée, et à peu près semblable à cette de nos pédans. Ceux-là ne s'occupent qu'à crier, et ne disent pourtant que ce qu'ils se sont entendu dire les uns aux autres.* Montaigne hatte gewettert: (I, 24) *nos pedantes* (sic) *vont pillotants la science dans les livres, et ne la logent qu'au bout de leurs levres, pour la degorger seulement et mettre au vent.*

Von dem Flusse der E i n b i l d u n g s k r a f t wurde schon oben erzählt, wie Cyrano in diesem einzelne seiner Ideen lokalisiert: *or portable, remores, salamandres.* Die Arme der Einbildungskraft und des Gedächtnisses verschlingen sich. Ist ein Arm des Gedächtnisses breiter, *il étaignoit aussitôt celui-là* und umgekehrt: ist der Arm der Einbildungskraft stärker, *il tarissoit celui de la Memoire. Proche de là coule d'une lenteur incroyable la Rivière du Jugement: son canal est profond, son humeur semble froide; et lorsqu'on en répand sur quelque chose, elle sèche au lieu de mouiller* usw. Bilder, die in ganz rabelesker Weise erfunden und Montaigne geistesverwandt sind, wenn sie nicht, was wahrscheinlich ist, durch ihn angeregt wurden.

So ist es nicht zu verwundern, daß sich beide noch in einem treffen, i n d e r V e r u r t e i l u n g m e c h a n i s c h e r W i e d e r g a b e a u s w e n d i g g e l e r n t e r G e b e t e. *Il semble ...* sagt Montaigne (I, 56), *que nous nous servons de nos prieres comme d'un iargon, et comme ceulx qui employent les paroles sainctes et divines à des sorcelleries et effects magiciens; et que nous facions nostre compte que ce soit de la contexture, ou son, ou suitte de mots, ou de notre contenance que despende leur effect: car ayants l'ame pleine de concupiscence, non touchee de repentance ny d'aulcune nouvelle reconciliation envers Dieu, nous luy allons presenter ces paroles que la memoire preste à nostre langue, et esperons en tirer un expiation de nos fautes.*

Cyrano seinerseits läßt im *Plaidoyer* der Vögel über den Menschen sagen: *il lève en haut tous les matins ses yeux ... colle ses mains ouvertes, la pointe au Ciel, plat contre plat, ... se casse les jambes par la moitié, en sorte qu'il tombe sur ses gigots* (das ist in heiterer Art dargestellt, was Montaigne mit *contenance* bezeichnet) *puis auec des paroles magiques qu'il bourdonne, j'ai pris garde que ses jambes rompues se rattachent*[1] etc. (Jacob 287).

[1] Nach bourdonne ist wahrscheinlich eine Lücke. Zu Freimütiges wurde ausgelassen.

Der Vergleich mit dem Rezitieren magischer Formeln ist wohl von Montaigne genommen. Jedenfalls ist der Geist derjenige des Meisters.

Damit haben wir eine Übersicht über die Art und Weise, wie Cyrano Montaigne in der *Sonnenreise* benutzt hat. Eine systematische Durcharbeitung mag noch ein paar Entlehnungen fördern. Allein eine Stelle wörtlicher Entlehnung wie diejenige zu dem Thema *fortis imaginatio generat casum* sichert einmal, daß Cyrano Leser der *Essays* war und nicht nur indirekt von ihnen gehört hatte, sichert weiterhin, daß auch die anderen Parallelen nicht bloß Zufallsparallelen sind, sichert schließlich, daß die *Sonnenreise,* da sie in all diesem die gleichen Arbeitsmethoden wie die *Mondreise* zeigt, als echt angesehen werden muß. Da ich nun schon erkennen ließ, daß nicht alle Stellen echt sind, sondern daß mehrere die Tätigkeit stärkerer Redaktion erkennen lassen, so soll in einer Tabelle, die der Seitenzahl der Ausgabe Jacob folgt, alles bisherige zur Beurteilung der Echtheit einer Partie Erforschte eingereiht werden und zugleich Bedenken geäußert werden, wo solche angebracht sind.

5. Echtheit der einzelnen Teile der *Sonnenreise* und Spuren redaktioneller Tätigkeit.

Éd. Jacob, 205—237. Einleitung = echt. Es wird an das Ende der *Mondreise* angeknüpft, so wie es in den Handschriften sich findet, nicht aber an das von Le Bret stammende Ende der Drucke. Fast auf jeder Seite finden sich Varianten zu den Briefen (vgl. oben). Auch zur *Mondreise* und zum *Pédant Joué* Parallelen. Keinerlei Spuren redaktioneller Tätigkeit.

237—273. Die Reise zur Sonne = echt, aber vermutlich stark retuschiert. Keinerlei Parallelen zum Briefstil. Dagegen Weltanschauung durchaus gassendistisch: S. 240, 241. Das Feuer als Urprinzip, *le Soleil, cette grande âme du Monde,* stammt, wie in einem späteren Aufsatz gezeigt wird, von Campanella. Starke, zum Teil wörtliche Entlehnungen aus den *Essays* (*fortis imaginatio generat casum*). Auch der Tanz der Atome echt Cyrano. Dagegen ist wohl stilistisch von fremder Hand gefeilt und gelegentlich gefaßt worden. So scheint Jacob 259 unecht. Vgl. *mignardes langueurs,* den ungeschickten Übergang: *Tout cela veut dire, en deux mots, que je me couchai.*

Dagegen ist auf S. 261 kaum eine Lücke anzunehmen, wie Jacob dies tut.

273—296. *Histoire des Oiseaux* = echt, gelegentlich Beziehungen zu den Briefen, starke Parallelen zur *Mondreise,*

zahlreiche, zum Teil wörtliche Entlehnungen aus den *Essays*: *fortis imaginatio,* Freundschaft, Tod, Gebet usw. Im Gebet (Jacob 287) nach *paroles magiques qu'il bourdonne* vermutlich Auslassung des Herausgebers.

296—314. Baumreich = echt. Zahlreiche Parallelen zu den Briefen und zu Montaigne. Echt Cyranosche Erfindung.

314—321. Der Kampf vom Feuertier und vom Eistier = echt. Das Feuertier, der Salamander, bereits in den Briefen, die *Remora,* das Eistier, wird von Montaigne in den *Essays* besprochen und kommt mit einem Beispiel, das Montaigne zitiert, schon im *Pédant Joué* vor. Brun sieht in diesem Kampfe die verlorene *Histoire de l'Etincelle* Cyranos. Dies ist vollkommen unbegründet. Das Ganze eine Illustrierung zu Campanellas Lehre.

321—327. Begegnung mit Campanella = echt ... gelegentlich redigiert (S. 319 oben Lücke).

Von der Begegnung mit Campanella ab mehren sich die Entlehnungen aus dessen Werken. Es soll in einer besonderen Arbeit dargestellt werden, wie Cyrano Teile der Lehre des süditalienischen Dominikaners verarbeitete, und auch hier wird sich zeigen, wie dieser Einfluß durch das ganze Werk von der *Mondreise* an durchgeht, was ein letzter Beweis für die Echtheit des Schlusses ist.

327—333. Das Schlummerreich, die drei Flüsse = echt. Beziehungen zu den Briefen wie zu Montaigne. Hier sind es die *petits corps innés* der Sonnenbewohner, die durch die drei Flüsse umgeformt zu Sonnenstrahlen werden (Campanellasche Lehre + Gassendische Atomistik), die Erde bescheinen und auf sie die Wunderkraft der Flüsse übertragen: *il se laissent attirer aux plantes pour végéter; les plantes se laissent brouter aux animaux pour sentir; et les animaux se laissent manger aux hommes, afin qu'étant passés en leur substance, ils viennent à réparer ces trois facultés de la Mémoire, de l'Imagination du Jugement.* (Die drei Flüsse!)

335—336. Der Tod des Philosophen gibt kaum Anhaltspunkte zu seiner Beurteilung. Die Erfindung ist echt cyranoisch.

337—345. Das Liebesreich = echt: starke Entlehnungen aus Campanellas *Civitas Solis.*

345—347. Descartes.

Hier kommt nun der schwierigste Punkt: Descartes war der Gegner Gassendis. Ihm setzt Cyrano, der Gassendist, Essay-Leser, Anti-Aristoteliker, ein Denkmal!? Mancherlei spricht da-

für, daß die Stelle echt ist, mancherlei dagegen. eine Entscheidung ist a priori nicht zu fällen.

Für die Echtheit des Schlusses, der ja kein Abschluß ist, spricht, daß Cyrano in einer zweifellos echten Stelle sich als Leser Descartes entpuppt: in der *Sonnenreise* (218) stoßen die abergläubischen Bauern auf die *Physique* des Descartes: *quand ils aperçurent tous les cercles par lesquels ce Philosophe a distingué le mouvement de chaque Planète, tous d'une voix hurlèrent que c'étaient les cernes que je traçois pour appeler Belzébut.* In der Tat sind die *Principia* des Descartes voll solcher Holzschnitte. Aber die Bauern 'lesen' weiter (219): *à l'endroit dont je parle, il y a une figure de cette pierre métallique, où les petits corps qui se déprennent de sa masse pour accrocher le fer sont représentés comme des bras.* Mit diesem Zeichen habe man Pferde getötet. Ich habe die Figur in den *Principia* nicht gefunden, wohl aber zahlreiche Hände beim Experimentieren. Also Descartesleser ist Cyrano gewesen, daran ist kein Zweifel. Allein vom Leser zum Anhänger ist ein weiter Schritt. Die angeführte Stelle ist kein Zeugnis der Anhängerschaft; sie bedeutet: selbst die Figuren des zahmen, akademischen Herrn Descartes, der nicht im Geruche des Freidenkertums steht, werden für Zauberformeln gehalten.

Das stärkste Argument für die Echtheit ist, daß Descartes († 1650) als eben verstorben bezeichnet wird, was für den Redaktor, der erst gegen 1660 seiner Tätigkeit oblag, die Aktualität der Anregung nimmt.

Das wichtigste Argument, das gegen die Echtheit der letzten Seiten vorgebracht werden könnte, ist die Tradition, daß ein Cartesianer die *Sonnenreise* herausgab. Allein der Herausgeber hat wenig Spuren hinterlassen: in der *Sonnenreise* ist Cyrano der schärfste Gegner Descartes, keine der in den *Principia* vorgetragenen Descartesschen Lehren wird angenommen. Die *Sonnenreise* ist so uncartesianisch wie möglich. Und gerade darum wird man um so mehr geneigt sein, in den gelegentlichen cartesianischen Spuren eine Tätigkeit des Redaktors zu sehen.

Ohne hier systematisch vorzugehen, will ich doch die Hauptpunkte nennen, an denen Cyrano und Descartes Antipoden sind. Ich benutze die französische Übersetzung der *Principia*, die Descartes einleitete, also autorisierte:

Der Grundgedanke der *Sonnenreise*, wie sie uns vorliegt, mit ihrem Vogelreiche und ihrem Pflanzenreiche, mit ihrer ständigen Unterscheidung dreier Seelenstufen der *âme végétative* (= Pflanzen), *sensitive* (= Tiere) und *intellectuelle*, der menschlichen Seele, ist entgegengesetzt cartesianischer Denkweise; denn Car-

tesius dachte anthropozentrisch und machte die Tiere zu Maschinen. Aus diesem Rahmen soll in der *Sonnenreise* das Philosophenreich herausfallen. Ist es von Cyrano, so wollte er hier Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung mit Descartes haben, die nicht zu dessen Gunsten ausfallen konnte, wenn sie erhalten wäre. Denn wie in der *Mondreise* — ich habe dies in meiner Einleitung gegen Brun, Loewenstein und andere gezeigt —, ist auch jede Seite der *Sonnenreise* anticartesianisch, vom Verlassen der Erde ab, wie ich nun zeigen will:

Cyranos Maschine beruht (S. 238) darauf, daß sich in einem Ikosaeder aus Kristall ein leerer Raum bildet; durch das *horror vacui* getrieben, dringt die Luft von unten ein, um den leeren Raum zu füllen, der sich aber immer erneuert, so daß der Kasten gehoben wird. Die Erklärung der Bewegung durch den leeren Raum, wenn auch in etwas anderem Sinne, ist gassendistisch. Vgl. S. 79 meiner Ausgabe. Cyrano bleibt in der *Sonnenreise* bei dieser Theorie; denn in der Nähe der Sonne geht die Reise viel langsamer (S. 255) *la matière en cet étage est fort déliée pour le grand vide dont elle est pleine etc.*

Die Leugnung des leeren Raumes ist eine Grundlage cartesianischer Denkweise. Der 16. Abschnitt II. Teils der *Principia* ist betitelt: *Qu'il ne peut y auoir aucun vuide au sens que les Philosophes prennent ce mot.* Cyrano kannte diese Theorie sehr wohl, denn vor der Begegnung mit Descartes läßt er sich in eine Diskussion gerade über diesen Gegenstand ein: (S. 325) *'Mais, lui* (Campanella) *dis-je, il me semble que ce Philosophe* (Descartes) *a toujours impugné le vide'* etc. Campanella antwortet, Descartes würde hierzu selber Rede und Antwort stehen, und verrät so den Sinn, den Cyrano der Begegnung mit Descartes geben wollte.

S. 240, 241 (Jacob) wird über das Feuer gesprochen: *ce que l'on nomme chaleur est une brouine d'atomes de feu.* Das Feuer ist ein Element, das aus besonderen Atomen gebildet wird. Dies ist, wie ich in meiner Einleitung (78, 78 [2]) ebenfalls gezeigt habe, gassendistisch. *Brouine* ist das in diesem Zusammenhang gebrauchte lukrezische *pruina* (frz. *bruine*). Descartes' Anschauung ist geradeso falsch, chemisch gefaßt, wie diese (vgl. Teil IV der *Principia* Nr. 80). Aber er würde nie das Feuer aus Atomen bilden lassen, da er die Atomlehre ja bekämpft, aus dem Grundsatz heraus, daß es für Gott nichts Unteilbares gibt: (II, 10) *Qu'il ne peut y auoir aucuns atomes ou petits corps indiuisibles.* Diese von Descartes stets geleugnete Atomlehre ist aber wiederum eine der Grundlagen, nicht nur der *Mondreise*, sondern auch der *Sonnenreise*; ich kann es unterlassen, Belegstellen anzuführen. Nur die eine sei abermals erwähnt: Dyrcona trifft einen wunder-

baren Baum auf der Sonne. Der Baum zerfällt in lauter kleine Männerchen (S. 261). Plötzlich, aus einem mit der Erzählung eng verknüpften Grunde, beginnen diese einen Tanz und bilden einen Jüngling, in denen der Sprecher als letzter (die Seele) durch den Mund schlüpft: *la liaison de toutes les parties qui achevèrent ce parfait microcosme se fit en un clin d'œil.* Der junge Mann erklärt, die *fortis imaginatio,* verbunden mit der puren Materie, bedingte ihren leichten Gestaltwechsel. Die Lösung des Rätsels aber, das längst von meinen Vorarbeitern gelöst wurde, vermittelt eine Stelle der Mondreise (vgl. S. 74 meiner Einleitung): aus den verschieden geformten Atomen entstehen die Elemente, das Feuer aus runden Atomen (S. 195 meiner Ausgabe) wie in der *Sonnenreise* (Jacob 241), das Feuer treibt die anderen Atome zur Bildung der Körper: *Un peu moins de certaine figure c'eût été un orme ...; un peu plus de certaines autres figures, c'eût été ... un moineau, un singe, un homme.* Daß hier die Ordnung von Epikurs Chaos zugrunde liegt, habe ich gezeigt. Cyrano faßt, vermutlich Gassendi folgend, diesen Bau aus Atomen ganz modern: *peut-être que notre chair, notre sang et nos esprits, ne sont autre chose qu'une tissure de petits animaux qui s'entretiennent, nous prêtent mouvement par le leur* etc. Ich brauche nicht auszuführen, daß der Tanz der Männerchen zur Bildung eines Jünglings nichts anderes ist, als die Illustrierung der oben angeführten Theorien. Diese echt epikurischen Theorien sind Descartes entgegengesetzt, einmal wegen der Atomistik, das andere Mal, weil hier Descartes streng bei dem Schöpfungsgedanken bleibt: (*Principia* I, 20) *Que nous ne sommes pas la cause de nous même, mais que c'est Dieu* — wogegen Cyrano ganz bewußt ketzerisch, vielleicht absichtlich gegen Descartes polemisierend, als der Jüngling wieder zerfallen und die Seele die Form einer Nachtigall annahm: *Ce Rossignol, créature de soi-même.*

Brauche ich noch zu erwähnen, daß Descartes die Bewegung der Erde leugnet: (*Principia* III, 19) *que je nie le mouvement de la terre,* Die Erde ruht in ihrem 'Himmel', mit diesem dreht sie (Tourbillons-Theorie). Natürlich ist diese Hypothese nur eine Umgehung, vielleicht eine Konzession an die Kirche. Aber Cyrano und Descartes sind auch hier Antipoden.

Und so ist es in allem, wenn sie sich auch in Einzelheiten, bald zufällig, bald auch auf Grund der Lektüre Cyranos treffen: die Sonne ist bei Descartes (III. 21) flüssig, das Feuer (ein Element!) braucht, wie bei Cyrano, keinen Gegenstand, an dem es brennt (III. 22; Cyrano ed. Jacob 241: *ce qui brûle n'est pas le feu, mais la matière où il est attaché; et que le feu du Soleil ne peut êstre mêlé d'aucune matière*). — Daß Descartes die Sonnen-

flecken (III, 32) sich um die Sonne drehen läßt = *une de ces petites terres qui voltigent à l'entour du Soleil* (Jacob 245), daß die Entstehung dieses *Macules*, wie schon Brun nachwies (*Thèse* S. 302), bei beiden gleich erklärt wird (*Principia* III, 94 ff.). Aber diese Sonne hat bei Descartes ein Zentrum (III, 61), bei Cyrano hat sie keins (Jacob 258), ein Umstand, der das Gewicht aufhebt, der Materie also auch diese Eigenschaft nimmt.

So ist also der Einfluß Gassendis noch allmächtig, auch die *Sonnenreise* beruht auf der gleichen philosophischen Anschauung wie die *Mondreise.* Ein paar Anregungen aus den *Principia* genügen nicht, die Behauptung zu stützen, Cyrano sei auf dem Wege, Cartesianer zu werden. In allem Wesentlichen ist er noch Anticartensianer, und die Besprechung mit dem Verstorbenen, wenn sie von Cyrano ist, hätte Kontroversen enthalten, wie das ja auch ganz deutlich aus den Seiten 325 ff. der Ausgabe Jacobs hervorgeht. Cyrano kann nicht seine Reise nach der Sonne auf dem Prinzip des leeren Raumes aufbauen und ihn auf der Sonne mit Descartes leugnen. Als sollte Descartes zum Erkennen seiner Irrtümer geführt werden. Hat das Cyrano etwa durchgeführt, und hat es der Herausgeber unterdrückt, eben weil es die herrschende Philosophie bekämpfte? Le Bret hatte in der *Mondreise* geschrieben: *Son Histoire de l'Estincelle & de la Republique du Soleil, où en mesme stile qu'il a prouué la Lune habitable, il prouuoit le sentiment des Pierres, & le raisonnement des Brutes, estoit encore au-dessus de tout cela.* Le Bret sagt kein Wort davon, daß die *Sonnenreise* ein Torso sei; wo ist die *Histoire de l'Estincelle*? Wenn sie Brun im Kampfe von Feuertier und Remora finden will, was ganz unwahrscheinlich ist, wo ist dann das Steinreich, die logische Fortsetzung des Pflanzenreichs? Le Bret kannte also vermutlich mehr, als 1662 herausgegeben wurde. Hinterließ Cyrano also das Werk als Torso, dann doch nicht in der Form und in dem Grade, wie es heute erhalten ist.

Resultate.

Die Vergleiche mit älteren Werken Cyranos, mit Montaignes *Essays*, Gassendis Lehren haben gezeigt, daß die *Sonnenreise* eine authentische Dichtung Cyranos ist. Auch die Beziehungen zu Campanellas *de sensu rerum* und zur *Civitas Solis* zeigen dies. Auch ihr Einfluß geht durch beide Romane. In einer späteren Arbeit soll dies noch gezeigt werden. Für die *Sonnenreise* ist die Hauptfrage schon ohne diese letzten Nachweise gesichert. 'Letzte Nachweise' ist nicht in dem Sinne gebraucht, als ob nun damit alles erschöpft sei, was Cyranos beeinflußte und was er

verarbeitet hat. Noch fehlt so mancher Nachweis für Einzelheiten, aber die Grundlinien sind gezogen.

Cyranos innere Entwicklung, die Haupteinflüsse, die diese bedingten, die Werke, die ihnen entflossen, kennen wir heute so gut, wie die Wissenschaft eine fremde, innere Entwicklung erschließen kann. Er hat kein Geheimnis aus seinen Ideen, aus seinen Studien gemacht. Sie flossen, allerdings immer von seiner Einbildungskraft umgeformt, dem Gesamtwerk assimiliert, in seine Dichtungen. Wörtlich, wenn es sich um Reden handelte, bis zum Punkte, bei dem die Wahrscheinlichkeit seiner Darstellung gelitten hätte. Da machte er sich dann kein Gewissen daraus, eine Anekdote, die Montaigne von sich und einem Greis erzählte, dem König Codrus anzudichten, oder von Cardan etwas zu zitieren, was in dessen Werken nicht zu finden ist.

Was lag daran? Er wollte *une œuvre d'imagination* schaffen; nicht ohne Sinn verlegt er auf der Sonne die von ihm umgestaltete Wirklichkeit und die Fabeln der Alten in den *fleuve d'Imagination*. Aber hinter seiner *Remora*, seinem *Feuertier*, seiner *Imagination* steckte Positives. Und hinter seinen Bildern bald antike, bald moderne Ideen. Weltanschauung vermittelte jede Seite fast seines Romans. Oft schrullig, oft heute verlassen, physikalisch, chemisch, mathematisch unmöglich. Oft aber auch überaus weitsichtig, modern, modernste Ideen vorausahnend, ohne daß man ihm einen Vorgänger weiß, wenn nicht Gassendi mündlich solche Gedanken verbreitete, die er sich hütete schriftlich auszusprechen.

Mut hatte Cyrano, nicht nur auf dem Paukboden. Er getraute sich die Dinge zu sagen, genau wie Montaigne, sein geistiges Vorbild. Entschlossen war er an der Wende der Zeiten den beiden großen neuen Parteien beigetreten, die den geozentrischen und anthropozentrischen Standpunkt der Antiken ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων wie der Kirche bekämpften. Hier focht er für die Grundlagen unserer heutigen Überzeugungen: die Erde ein verlorener Winkel, der Mensch die höchste Stufe einer Entwicklung, die Natur ein großes Wunderbares, bis zu einem gewissen Punkt Begreifbares. Das Ganze schwer denkbar ohne ein göttliches Wesen, das das All schuf und die Zügel hält — mit diesem All sich deckt. Denn All und Gottheit müssen ewig und unendlich sein (Campanella).

Fast zehn Jahre nun, seit der Entdeckung der Münchener Handschrift der *Mondreise*, habe ich Cyranos Werke zum Gegenstand meiner Forschung gemacht. Ich verdanke ihm die Freude wissenschaftlicher Funde, viele angenehme Stunden über seinen Werken, den Wegweiser zu den größten Geistern seiner Zeit. Er offenbarte mir, wenn nicht sein Innerstes, so doch wesentliche Seiten seines Inneren. So wird es eine schöne Pflicht, fröhlicher

Forschung frohe Zusammenfassung sein, ihm das Buch zu schreiben, das er verdient, und das besser wie eine Komödie oder die Arbeiten von Brun und Dübi, die nur äußerer Entwicklung galten, sein Wesen veranschaulicht. Diese Biographie zu schreiben, habe ich ein Recht, denn die wesentlichsten Seiten seines Denkens sind durch meine Arbeit erst geklärt worden, wie die Beziehungen zu Gassendi, die nur behauptet worden, die angeblichen zu Descartes, die sich auf ein Minimum reduziert haben; die Beziehungen zu Montaigne aber, die literarisch tiefsten und folgenschwersten, sind allen anderen entgangen. Diejenigen zu Campanella, nicht die losesten, werde ich demnächst aufweisen.

Das Recht aber, ihm einmal dies Buch zu schreiben, das sein Wesen erfaßt, nicht am Äußeren hängen bleibt, wird nach dem Gesagten zur Pflicht!

München. Leo Jordan.

Kleinere Mitteilungen.

Zu einem Briefe Goethes.

Auch Briefe haben ihre Schicksale, und die Herausgeber von Briefen wissen ein Liedchen davon zu singen, in welch liederlicher Weise Briefe herausgegeben, und namentlich darüber, wie einzelne Stellen aus Briefen zitiert werden. Ein recht charakteristisches Beispiel liegt in der neuen Veröffentlichung vor: 'Veröffentlichung des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. Briefe an und von Johann George Scheffner, herausgegeben von Arthur Warda. Erster Band, erster und zweiter Teil. München u. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1918.' W. Dorow, der bekannte Schriftsteller und Herausgeber von vielen Hunderten von Aktenstücken, beabsichtigte eine neue Hamann-Ausgabe. Zu dieser hatte er von Hamanns Freund J. G. Scheffner viel Material erhalten und wandte sich zu demselben Zwecke an Jean Paul, F. H. Jacobi und andere. Von letzterem erhielt er reichliches Material. In derselben Absicht ging er auch Goethe an. Dieser antwortete am 29. August 1818 mit einem Schreiben, das bei Dorow, Denkschriften und Briefe IV, 167 und danach zugleich mit Benutzung des Goetheschen, von Stadelmann geschriebenen Konzepts in der Weimarer Ausgabe, Bd. 29, S. 274 f., gedruckt ist. In diesen Fassungen (also nach dem Konzept und nach dem Original, welches letztere allerdings jetzt verschollen ist) lautet der Schluß: 'Von Hamann'schen Schriften besitze ich Manches, wovon ich ein Verzeichnis übersende, sobald ich nach Hause komme.' (Der Brief ist aus Karlsbad geschrieben.) Diese Stelle teilte nun Dorow am 9. November 1818 Scheffner mit (die oben angeführte Briefsammlung Bd. I, S. 165). Diese Mitteilung ist nicht ganz genau. Statt des Sätzchens 'wovon ich ein Verzeichnis übersende' heißt es nämlich 'und übersende ein Verzeichnis'. Dann aber folgt in dem Briefe Dorows an Scheffner noch die Stelle: 'Teile gern alles mit, was Sie noch brauchen können'. Hat Goethe nun wirklich diese Worte geschrieben? Eine bestimmte Antwort auf diese Frage wird man nicht leicht erteilen können, da, wie bereits erwähnt, das Original nicht mehr vorhanden ist. Im Konzept standen sie sicher nicht. Aber der Kenner Goethescher Briefe weiß gar wohl, daß Goethe in dem Mundum mancherlei hinzufügte. Andererseits aber muß man sagen, daß, wenn sich die Stelle wirklich im Original befunden hätte, kein Grund einzusehen wäre, warum Dorow sie nicht in seinen Abdruck aufgenommen haben sollte. Daher wird man wohl annehmen können, er habe sie absichtlich seiner Mitteilung an Scheffner beigefügt, und kann leicht einen Grund für diesen Zusatz vermuten. Dieser Grund könnte sein, daß der Schreiber Goethes Willfährigkeit Scheffner als mahnendes Beispiel vorhalten und ihn, der freilich schon vielerlei gegeben, veranlassen wollte, ihm alles anzuvertrauen, was er besaß. Ich will nicht so weit gehen, dieses eigenartige Verfahren Dorows geradezu als eine Fälschung zu bezeichnen, aber immerhin ist es ein willkürliches Umspringen mit einem Texte, das man in keiner Weise gutheißen kann. Natürlich ist es ein einzelnes Beispiel. Aber es ist so typisch für die Mitteilung von Briefstellen, daß es als ein warnendes Exempel hervorgehoben zu werden verdient.

Berlin. Ludwig Geiger.

Venantius Fortunatus und die ags. Elegien 'Wanderer' und 'Ruine'.

Im Jahre 569/70 schrieb der dem fränkischen Hofe nahestehende Fortunatus zu Poitiers für die thüringische Prinzessin Radegunde den lateinischen Versbrief 'De excidio Thoringiae' (Leos Ausg. 1881, S. 271 ff.). Er schildert die Zerstörung der Herrscherburg, den Fall der Mannen, das Walten der Fortuna, die Seefahrt der Flüchtigen über winterliches Meer und namentlich auch die Erinnerung an frühere Liebe zu einem väterlichen Freunde mit Küssen — in einer Weise, die manchmal bis auf Einzelheiten in den genannten Elegien wiederkehrt. Beigefügt hat der englische Dichter die Spezialangaben über Bath in der 'Ruine' und die Klage über die Zerstörung im ganzen *middangeard*, womit der 'Wanderer' wohl auf den Sturz der Angelreiche um 870 anspielt. Näheres in der 2. Aufl. meiner ags. Literaturgeschichte, bei deren Vorbereitung mir der Fund begegnete. Da der Dichter des Originals ein Geistlicher war, dürfte auch der ags. Nachahmer diesem Stande angehört haben. Der Theorie, wonach die ags. Elegien aus der germ. Totenklage hervorgegangen seien, geht es dabei nicht gut. Dagegen erweist sich das, was man für die Zusammenhänge der frühags. Literatur mit fränkischen Personen und Dingen vorgebracht hat, als sehr beachtenswert; so Imelsmanns Eadwacer-Forschung und die Beobachtung, daß die erste Redaktion der ags. Annalen mit einem Besuch des damaligen Westsachsenkönigs am Frankenhofe, wo die weltliche Geschichtschreibung blühte, zeitlich zusammenfiel.

Berlin. A. Brandl.

Ein staatsrechtlicher Satz Ælfrics aus lateinischer Quelle.

Aus einer zu Köln im 12. Jahrhundert angelegten Sammlung, die in einer Handschrift zu Trier um 1200 erhalten ist, gab Floß[1] ein ungewöhnlich langes Privileg Leos VIII. für Otto I. von angeblich 964 heraus, das einige Zeilen enthält über den vom Volke erwählten König und die Unmöglichkeit, daß es den einmal eingesetzten abschüttle. Diese lange Form erkannte Waitz[2] als weitere Verfälschung einer an sich schon unechten Urkunde,[3] die in kürzerer Form schon vor Floß bekannt war. Giesebrecht[2] sah in dem Fälscher einen kaiserlichen Parteigänger aus der Zeit des Investiturstreites und wies darauf hin, daß der Satz 'niemand kann sich selbst zum König machen' usw. auch in der Streitschrift eines Kardinals gegen die Gregorianer[4] sich vorfindet. Fälscher und Pamphletist benutzen ferner gemeinsam das jenem Satze vorangehende *Concilium Toletanum VI.* von 638.

Jener staatsrechtliche Satz aber ist älter als das 11. Jahrhundert. Bereits 990 oder bald nachher übersetzte ihn nämlich Ælfric[5] als ein *bigspell* für seine Palmsonntag-Predigt. Dieser steht an sieben Punkten dem Texte der Streitschrift näher als dem der Urkunde.

[1] *Papstwahl unter den Ottonen;* Urk. 162; vgl. Darst. 103.
[2] Giesebrecht, *Gesch. dt. Kaiserzeit* I (1863) 831.
[3] Jaffé-Löwenfeld, *Regesta pont. Rom.* n. 3704.
[4] Ed. Francke, *Mon. Germ. hist., Lib. de lite, imp. et pont. II* (1892) 422.
[5] *Homil.* ed. Thorpe I 212.

Kardinal um 1098.

Inprimis[1] quidem nemo[2] potest se ipsum regem facere, sed populus creat[3] sibi regem, quem elegit;[4] sed cum rex[5] ille fuerit factus et confirmatus in regno, iam habet[6] potestatem in hominibus,[7] et nullo[8] modo potest populus iugum eius de cervice sua repellere.

Ælfric.

Ne mæg nan man hine sylfne to cynge gedon. Ac þæt folc hæfđ cyre to ceosenne þone to cyninge þe him sylfum licađ; ac siđđan he to cyninge gehalgod biđ, þonne hæfđ hé anweald ofer þæt folc, and hí ne magon his geoc of heora swuran asceacan.

Sachlich bemerkenswert scheint an der Übersetzung nur, daß der angelsächsische Mönch die Königsweihe als Bestätigung in der Regierung betrachtete.

Berlin. F. Liebermann.

Ansprache am Shakespeare-Tag im Deutschen Theater zu Berlin 1919.

In ruhigen Zeiten pflegt die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft in unserem klassischen Weimar den Tag zu begehen, an dem Shakespeare starb und wahrscheinlich auch geboren wurde. Solche jährliche Erinnerung an den fremden Dramatiker, von dem unser eigenes Poesietheater ausgegangen ist, die Menschenverkörperung Goethes und Schillers und Grillparzers und vieler neuerer Bühnendichter bis auf den heutigen Tag, ist uns so zur Gewohnheit geworden, daß wir sie auch diesmal, wo uns Weimar durch die Unruhen und Verkehrsschwierigkeiten versperrt ist, nicht missen mögen. Als eine Schar von Schönheitsfreunden lassen wir es uns nicht nehmen, am Shakespeare-Tage mit geistigen Blumen, mit einem Kranze dankbarer Erinnerung aufzuziehen und gegenüber allen materialistischen Strömungen uns als Verehrer des Ewig-Großen zu bekennen. Kein Lügenfeldzug englischer Presse soll uns davon abhalten und uns in Philister verwandeln. Wir empfinden tief die Grausamkeit, mit der viele unserer Kommilitonen noch immer von den Landsleuten Shakespeares in den Gefangenenlagern festgehalten werden, wo doch schon längst Deutschland die Waffen niedergelegt hat. Hinter Stacheldraht führen sie ein Leben, richtiger ein Vegetieren der Verödung und müssen vergessen, während wir uns über den Niedergang des Vaterlandes wenigstens durch angestrengte Berufsarbeit in Hörsaal und Seminar hinwegzuhelfen vermögen. Unerhört in der Weltgeschichte finden wir es, daß immer noch die Hungerblockade gegen unser Volk fortgesetzt wird, obwohl sich die Festung längst ergeben hat. Aber nicht mit dem modernen England der Politiker und Imperialisten haben wir es hier zu tun, sondern mit einem Dichter der Renaissance, dessen Genie der ganzen Welt angehört, und dem am meisten, der es am tiefsten ausschöpft. Unsere eigenen Klassiker sind uns heute gegenwärtig, wie sie aus den Dramen des Stratforders unser deutsches Poesietheater ableiteten, den Götz und den Faust, die Räuber und den Wallenstein, deren Nachfolger in ununterbrochener Reihe immer noch unsere Bühnen zieren, unsere Gebildeten erheben, dem Deutschen weltgeschichtliche Aufgaben vor Augen führen.

---

[1] I. q. *fehlt Floß.* [2] n. enim se i. po. *Fl.* [3] primum si. creavit r. *F.* [4] voluerat *F.* [5] fac. fuerat rex *ohne* et c. in r. *F.* [6] habuit *F.* [7] omnibus *F.* [8] iam non po. *F.*

Was könnte ich Ihnen in dieser Stunde Besseres bieten als einige von den Aussprüchen, die damals, als die deutsche Literatur in Maienblüte aufschoß, im unvergeßlichen Straßburg an der Seite von Erwins Münster der begeisterte Anreger Herder an Goethe richtete, um ihm Verständnis und Liebe zu Shakespeare ins Herz zu pflanzen. Uns drückt eine schwere Zeit; Müdigkeit und Verzagtheit wollen uns schier übermannen; mühsam wehren wir uns gegen die dumpfe Schlaffheit, die der schlimmste Begleiter des Unglücks ist. Da soll uns der Herold deutschen Literaturaufstiegs den Mut bestärken. Das Elsaß französisch zu wissen hat damals unsere Geistesführer nicht abgehalten, mit den Waffen des Ausländers Shakespeare die deutsche Poesie, bis dahin so ärmlich und kümmerlich, auf den Thron zu setzen. Das uneinige und zerrissene Deutschland vor anderthalb Jahrhunderten war imstande, eine Literatur zu schaffen, an der sich das ganze Volk in wenigen Jahrzehnten emporgerankt hat zu den Taten der Befreiungskriege. Ich verzichte also auf alle eigene Weisheit, indem ich Ihnen solche Sätze aus Herders Shakespeare-Aufsatz von 1771 und dessen endgültiger Fassung von 1773 einfach vorlese:

'Shakespeare, der Sohn der Natur, Vertrauter der Gottheit, Dolmetscher aller Sprachen und Leidenschaften und Charaktere, Führer und Verwickler des Fadens aller Begebenheiten, die menschliche Herzen treffen können' usw.

Dann ein Wort des gereiften, älteren Goethe aus Dichtung und Wahrheit:

Shakespeares Einfluß hat uns zu 'höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht. ... Ich habe jederzeit, was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja ihn zu entschuldigen gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher dargestellt. ... Die Verehrung Shakespeares ging bei uns bis zur Anbetung.'

Genug der Sätze aus deutscher Vergangenheit. Wie damals, handelt es sich heute darum, die Geister straff zu halten und künstlerische Eroberungen zu machen. Noch lange ist Shakespeare in der Darstellung nicht ausgeschöpft. Es ist deutscher Ehrgeiz, anderen Völkern in der Ausmünzung seiner Gestalten und Gedanken voranzugehen. Vieles ist in diesem Theater schon in solcher Richtung geleistet worden. Unvergeßlich bleibt uns das Jahr, in dem hier Abend für Abend ununterbrochen nur der durch Schlegel und Tieck ins Deutsche umgewandelte Shakespeare auf der Bühne erschien. Doppelt warm danken wir es Professor Reinhardt, daß wir heute in diesen Räumen zu Gaste sein und solche Szenen aus Shakespeare sehen können, in denen seine derbere Komik Triumphe feiert. Schwank und Posse haben auf der englischen Bühne sich toller ausgetobt als auf unserer. Eine Keckheit und Tollheit steckt in den Shakespeareschen Rüpeln, die mit vollem Saft und voller Kraft herauszubringen noch zu den Aufgaben unserer Schauspielkunst gehört. Wir haben die Darsteller dazu; das wird sich bei der Aufführung zeigen. Möge solche gesunde Realistik sich weit bei uns verbreiten, um unserem Theater die Lebendigkeit, die Frische, auch den Übermut zu erhalten, der als Gegensatz zur Tragik das Theaterleben ergänzen muß.

Auch die Bühneneinrichtung der Shakespeare-Zeit besaß Vorteile, die für die heutigen Methoden der Aufführung noch nicht ganz ausgebeutet sind. In weiten Kreisen herrscht sogar noch der Glaube an den leeren Balkenboden, auf dem Shakespeare seine Dramen nur mit Hilfe des Dichterwortes

aufgeführt habe, und an das Brett, dessen Aufschrift jedesmal den Schauplatz der Handlung bezeichnet habe. Lichtbilder von den erhaltenen Skizzen, die wir von Londoner Bühnen der Shakespeare-Zeit besitzen, mögen die wirkliche Kenntnis von jenen Verhältnissen endlich in weitere Kreise tragen und vielleicht geschickte Originalgeister in unserer Mitte veranlassen, die Mittel zu neuen Shakespeare-Wirkungen zu entdecken.

Wir haben viel Demütigung, die unser Volk vor anderen Völkern erfahren hat, wieder gutzumachen; wir können es zur Zeit nicht besser tun, als wenn wir viel geschmähte Barbaren auf den Wegen der Kunst und Dichtung mutig vordringen und die anderen vielleicht mit Glück überholen.

Berlin. Hermann Kügler.

Eine Vorahnung von Flugzeug und U-Boot.

Der greise Fred. Harrison lenkt (in *Fortnightly Review*, March 1918, p. 328) die Aufmerksamkeit auf die epische Satire *Scribleriad*, die Rich. Owen Cambridge 1751 in Nachahmung der *Dunciad* Popes veröffentlichte. Darin wird ein Luftkampf beschrieben, den ein Kupferstich von Boitard illustriert:

The one a German of distinguish'd fame:
His rival from projecting Britain came.
They spread their wings, and with a rising bound,
Swift as the wind together quit the ground; IV, p. 137.

Das andere wissenschaftliche Wunder der Neuzeit sei das Unterseeboot:

from the flood
A bark emergent rose; with oars well-timed,
Cut the smooth wave, and o'er the surface skimmed,
Then sank again, but still her course pursu'd; II, p. 312.

Der Dichter zitiert in den Anmerkungen für beide technische Wunder die *Mathematical Magick* (1648) des Bischofs Wilkins, der ein Kollege Newtons und ein Schwager Cromwells war und selbst schon das Wort *submarine* anwendet.

Berlin. F. Liebermann.

Randnoten zu Emil Levys provenzalischen Wörterbüchern (Nr. 1—8).

1. Im Pet. Dict. verzeichnet Levy *asenhorar* (v. a.) und *asenhorir* (v. n.) 'dominer, maîtriser', nicht aber *asenhorivar* (v. n.). Letzteres begegnet in dem Gedichte des R. d'Aurenga *A mon vers*, Str. VIII. Anders nämlich als Rayn. Choix 5, 406 und MW. 1, 69, Str. II, wo der fragliche Vers 8 statt 7 Silben hat, wird die Stelle gemäß den Hss. *Aa*, die da *Ca seignoriu* aufweisen, lauten:

Et es paraula certana
C'a midonz laisset en patz
C' aseignoriu vas totz latz

'und es ist bestimmt wahr, daß er (Gott) meiner Herrin ruhig überließ, überall zu herrschen'. *Aseignoriu* ist dann 3. Pers. praes. conj., und ein Verbum *senhorivar*, von dem *as.* das Kompositum wäre, verhielte sich zum Adj. *senhoriu* 'herrisch' etwa wie *aizivar* (refl. 'sich nähern') zu *aiziu* ('nahe').

2. Für *escobrir* setzt Levy, Sw. 3, 174 unter 1 frageweise die Bedeutung 'freimachen' an. Einen neuen Beleg für *escobrir* in ähnlichem Sinne scheint mir die letzte Strophe des Gedichtes B. Gr. 323, 1 (ed. Appel, P. Rogier, S. 98) darzubieten, deren gegenwärtiger Wortlaut den Herausgeber selbst, gemäß seiner Anmerkung S. 107 zu 5, 53, nicht befriedigt. Für den in Frage kommenden Vers das *que ses* aus *C* (*E*) mit *coberta* aus *ABQ* kombinierend, würde ich lesen:

E cobezetatz abrazec
Un' arsor, qu'es escoberta,
Don vezem manht ric abrazar

und übersetzen: 'Und Habgier entfachte eine Glut, die freigemacht ist (um sich gegriffen hat), von der wir manchen Reichen erglühen sehen.'

3. Der Satz aus R. Vidal, *So fo* 318, in dem das Wort *esvelh* dem Hrsg. Cornicelius 'dunkel' vorkommt und Levy, Sw. 3, 359a 'Schwierigkeiten bietet', ist wohl so zu deuten: 'Und ich werde euch sagen, was nicht alle euch sagen könnten, und frische in dieser Beziehung auf, was Giraut de Bornelh sagte, und rufe euch nachdrücklich ins Gedächtnis zurück ...' Statt *n'esvelh* könnte, da die Handschrift an der Stelle undeutlich zu sein scheint (s. Cornicelius' Varianten S. 55), im Original auch *resvelh* gestanden haben; vgl. die Var. *resveilhar* aus Hs. *e* zu Giraut de Bornelh Nr. 65, 1 *Per solatz revelhar*. Auch nfrz. *réveiller* und it. *risvegliare* begegnen im Sinne von 'erneuern, auffrischen'.

4. In den beiden Zitaten G. de la Barra[2] 196 u. 1434 ist Levy, Sw. 5, 285 unter *mirar* 4 beide Male der Vers *Qu'om s'i pogra per cert mirar* 'nicht klar'. Gewiß ist davor je ein Punkt zu setzen, *que* als Frageadverb (s. Schultz-Gora, 'Zwei altfrz. Dichtungen'[3] II, 333 und meine 'Dichtungen d. Trobad.' Nr. 31, 58) aufzufassen und zu verstehen: 'Wie könnte man sich wahrlich darin spiegeln!'[1]

5. Für *natural* 12 'Angehöriger, Getreuer', Sw. 5, 365, kann wohl auch das durch Kannegießer, Gedichte S. 73 mißdeutete Geleit von Gr. 389, 18 als Beispiel dienen, das ich nach MW. 1, 72 und Hs. *V* (Arch. 36, 448) so rekonstruiere: *Mos vers venra* (*tenra*), *c'a·n fin e paus* (*V*: filipaus), *A Rodes, don son naturaus* und verstehe: 'Mein Vers wird seinen Weg zu (dem Grafen von) Rodez nehmen, dessen Getreuer ich bin, denn er hat dadurch (bekommt durch den Vers) Frieden und Ruhe.' Daraus ließe sich dann schließen, daß R. d'Aurenga, der Verfasser des Gedichtes, mit einem Grafen von Rodez befreundet war.[2]

6. *Ses orgolh* (Sw. 5, 520, 4) wird im ersten Beleg mit Appel 'ohne Überhebung' bedeuten, da ja, was nach Levy der Zusammenhang erfordert, durch *ses ganda* ausgedrückt wird. Im zweiten Beleg ist *ses orgolh* ebenfalls 'ohne Stolz'; man lese da *pair'e* und verstehe *sa e sal e ses orguelh*.

[1] Anders deutet diese Stellen Stimming, BBorn[3], S. 213 zu V. 26.

[2] Eine Gräfin von Rodez sollte Raimbaut in der *tornada* von Gr. 389, 8 direkt erwähnen (s. Appa, Poés. prov. inéd. S. 119/20 und Bergert, Damen, S. 121). Indes heißt es da nicht *ma chansos ... tengra vas Rodes a vos, comtessa*, sondern mit der bis jetzt allein die richtigen Reime *os, iva, ai*; *iva, ai* aufweisenden Hs. *C* (MG. 357) *vas Rodes en lai* ('dorthin' oder 'weg, fort'), während mit *comtessa* ein zweites Geleit beginnt.

7. Das Verbum *perdezirar* = afrz. *pardesirer* 'désirer extrêmement' und *perdeziraire*, Subst. oder Adj., 'einer, der zuviel wünscht' sind wohl in Levys Wörterbüchern noch nachzutragen. Bei Dejeanne heißt der ihm, gemäß der Anm. S. 218, unverständlich gebliebene V. 55 von Marcabrus Gedicht V· *Desirat per desiraire.* Gibt man dem Geleit die Gestalt: *Desirans perdesiraire A nom qui·n vol Amor traire,* so läßt sich verstehen: 'Ein begehrlicher Anmaßender (oder ein anmaßender Leidenschaftlicher) heißt derjenige, der die Minne daraus (aus ihrem Heim) herausholen will.' Zu *aver nom* mit dem Nom. des Namens s. Schultz-Gora, Prov. E.-B.3, § 171, und zu *desirans,* für das in einer Vorlage vielleicht *desirãt* stand, Gir. de B., Nr. 7, 45: *Tan sui sobreja(u)zens e dezirans.*

8. Das bei Levy noch fehlende Verbum *pervaler* = afrz. *parvaloir* 'avoir une grande valeur' ist Jaufre Rudel 3, 58 zu entnehmen, wo Stimming, der einzigen Hs. *e* gemäß, *Bona es l'amors e molt per vau,* Jeanroy aber in seiner Ausgabe von 1915 zu Unrecht *pro vau* schreibt. In den Text gehört m. E. *pervau.*

Berlin. Adolf Kolsen.

Frz. *fleurs* = *fluores*?

Archiv 1917, S. 361, Anm. 1 will El. Richter frz. *à fleur d'eau* einerseits aus *flos* 'die Blüte, das Beste, das Oberste', anderseits aus *fluor* 'der an der Oberfläche schwimmende Ausfluß' erklären. Es wären also mehrere Etyma in eins zusammengelaufen, eine Möglichkeit, die schon Schuchardt theoretisch für möglich gehalten hat und El. Richter selbst wieder für *boche* (ZffSpr. 45, 131) erwägt. Dabei bemerkt El. Richter: 'Anderseits ergibt *fluor* ja ebenfalls *fleur* Ausfluß, Fluoreszenz: *fleur d'alun, de soufre* = "Schwefelblumen" drückt in einer Lautreihe beides aus. *Fleur de vin* "Schimmel" usw., alles, was an oder unmittelbar unter der Oberfläche schwimmt.' Etwas zurückhaltender drückt sich Meyer-Lübke, *Hist. Gramm. der frz. Sprache*[1], S. 112, aus: 'Nur *ǫ-eu* scheint [im Hiatus] zusammengezogen zu werden: *fleur* 'Menstruation' FLUORE, doch ist das Wort erst seit dem 16. Jahrhundert belegt und gehört vielleicht nicht dem Erbwortschatz an.' Immerhin erscheint REW s. v. *fluor* 'Menstruation' rum. *florĭ* (letzteres wie auch im *Dicţionarul limbii romîne* s. v. *florĭ*), frz. *fleur.* Nun haben wir aber auch ein altprov. *flors* 'Menstruation', keineswegs ein **flöörs,* span. *flor* 'Menstruation' (schon bei Nebrija und Oudin), ferner versteht man die rumänische zweisilbige Form *florĭ* nicht; endlich besitzen wir ein ital. *fiori* 'il mestruo' bei Francesco Redi (17. Jh., nach Petrocchi; vgl. abruzz. *fiuri* 'mestruo' Finamore, furbesco *fiore-frole* 'mestruo', Mirabella), das schon Littré als Beweis gegen die Etymologie *fluores* anführt, während Dict. gén., dem offenbar REW und auch Puşcariu im *Dict. limbii romîne* folgen, *fluores* annimmt, was nun wieder auf Du Cange zurückgeht, der s. v. *flores* sagt: 'Nostri *Fleurs* dicunt, non a floribus sed a *fluore*: ita enim *ῥοῦν* mulierum vertunt Latini Medici.' Nun

[1] Auch im Lat. ist eine Kontraktion von *flŭōr* zu *flor* undenkbar (vgl. über die Nichtzusammenziehbarkeit von *ŭ* und *ō* Sommer, *Handb. d. lat. Laut- u. Formenl.*2 S. 117). — Für ein vlt. *flore* aus *fluore* könnte man sich allerdings auf die Entwicklung von *quattuor, battuo, futtuo* und *tuum* berufen, die aber die Betonung ˊ˘˘ bzw. ˘˘ˊ, nicht ˘ˊ aufweisen.

ist aber frz. *fleurs* nicht erst aus dem 16. Jahrhundert belegt, wie Dict. gén. und REW angeben, sondern aus dem 14. Jahrhundert (Littré), engl. *flowers* ist nach *New Engl. Dict.* schon 1400 in dieser Bedeutung belegt, altprov. *flors* rückt uns noch weiter hinauf, und noch weiter das *flores* bei Michael Scotus († 1250, vgl. Du Canges Beleg: ... *quod Flos nominatur in vulgari, et Menstruum in Scriptura*).

Um also ein *fluor* als Etymon anzusehen, müssen wir hinnehmen: 1. daß keine zweisilbige *flo-or*-Form belegt ist, die unzweideutig für *fluor* spräche,[1] 2. daß ital. *fiore*, rum. *florĭ* und mlt. *flores* aus frz. *fleurs* umgesetzt wäre, was mit dem Datum des ersten Auftretens des mittellateinischen Wortes in Widerspruch steht. Dtsch. *Blume* 'Menstruation' (*Dtsch. Wb.* s. v. *blume*, 6: *ihrer blume fluß*) könnte ja übersetzt sein, worauf vielleicht auch die Zusammenstellung *blume* und *fluß* (wie *fleur* und *flueur* bei Ch. Estienne) weist. Ähnlich müßte es mit alb. *l'ul'e* 'Blume', 'Menstruation' stehen, das Treimer, *Mitt. d. rum. Inst.* I, S. 352 bespricht (nach seinen Worten '"Menstruation" ist eine anscheinend unverständliche Nebenbedeutung und lag aller Wahrscheinlichkeit nach auch in *l'ul'e* ursprünglich nicht drinnen' müßte auch angenommen werden, daß er an eine Lehnübersetzung nach rum. *florĭ* denkt).

Wir müssen uns also mit *flores* 'Blumen' als Etymon begnügen. Wie ist die Bedeutungsentwicklung zu erklären? Littré meint: 'ainsi dit parce qu'on a comparé les menstrues, à cause de leur couleur rouge, à une fleur.' Sicher ist, daß die von El. Richter angeführten *fleur d'alun*, *fleur de soufre* auf *flos* 'Blume' zurückgehen (*fleur de vin* vollends geht auf griech. *ἄνθος οἴνου* 'Kahm, Schimmel', lat. *flos vini* dass. zurück und vergleicht sich mit rum. *florĭ* 'Schimmel', kat. *florirse* 'schimmelig werden', neuprov. *flouri* 'moisi'). Man vergleiche, was M. Berthelot in der *Grande Encyclopédie* s. v. *fleur* VI sagt: 'Le mot *fleur* est employé par Dioscoride et par Pline pour désigner certains produits métalliques ou salins: *flos æris*, de cuivre ... *flos salis*, efflorescence saline ... Chez les alchimistes, le mot a pris un sens plus compréhensif et dans lequel intervient le double sens des mots *flos* et *ἄνθος*, qui désignent à la fois la fleur d'une plante et la couleur ou principe colorant d'une dissolution. C'est ce que montrent certains passages de Synérius. Il insiste notamment sur la sublimation des matières volatiles, appelées esprits ou fleurs des métaux, assimilées aux âmes des plantes et désignées par les noms de celles-ci, conformément aux principes de la nomenclature des prophètes egyptiens. Ce sont, pour nous, des oxydes et des sulfures sublimés et entraînés par les gaz, pendant les opérations chimiques. On dit encore fleurs aujourd'hui, dans un sens analogue aux alchimistes: *fleurs argentines d'antimoine*, *fleurs de zinc*, *fleurs de soufre* ... Les noms *fleurs de safran* et *safrans* désignaient diverses matières minérales colorées, des sulfures d'arsénic, par exemple ... Les *fleurs d'alun* sont l'alun de plume; les *fleurs de cobalt* sont une efflorescence minérale rose, annonçant les mines de cobalt. Rappelons encore que le mot *fleur* s'applique de nos jours au velouté des fruits, à la farine la plus fine, aux mycodermes qui se forment à la surface du vin et de la bière altérés, etc. Une fois le mot fleur prononcé, il était développé de toute manière, avec des sens métaphoriques. De même, dans d'autres passages, certaines substances minérales sont appelées *plantes* ou *herbes*; on assimile leur accroissement à celui des végétaux, et les teintures métalliques fugaces sont assimilées aux couleurs

végétales ... La connaissance de ces analogies et de ces assimilations est indispensable pour bien entendre les textes alchimiques.'

Aber von den alchimistischen Bezeichnungen der Minerale ist es weit zu der der periodischen Blutabsonderung des weiblichen Organismus, und schließlich leuchtet auch ein Vergleich des Menstruationsblutes mit einer Blume nicht von vornherein ein. Dozent Dr. J. Fischer, Direktor des Wiener Frauenkrankeninstituts 'Charité', weist mich auf Ploss, *Das Weib*[7] I, 338:

'Bei den Nayecs in Malabar heißt das von einer Prinzessin während dieser Zeit ausgeschiedene Blut *tirrapickerdu*, das bedeutet heilige Blüthen.

Auch die Letten bezeichnen nach Alksnis die Menstruation mit dem Worte Blüthen (seedi), und danach ist auch einer ihrer Namen für den Uterus gebildet, nemlich *seedu mahte*, d. h. Blüthenmutter. ...

Das erste Eintreten der Menstruation wird ... von den Xosa-Kaffern das Aufknospen der Blume genannt (Kropf).

Der Serbe nennt sie die weibliche Blüthe. ...

Der getreue Eckarth [ein Hebammenbuch in Romanform 1715] spricht von einer Rosenblüth und von den rothen Amaranthen.'

Krauß' *Anthropophyteia* VI, 216 belegt für Šumadija (Serbien) *dobijati ružu* 'die Rose (= Periode) bekommen', VII, 286 für Pleternica (Slavonien) die Redensart 'ein Weib, das ihre Blume (*svoj cvit*) hat'.

Der letzte Beleg bei Ploss könnte auf die Farbe des rosa Menstruationsblutes anspielen,[1] sonst wird aber der Gedanke nicht abzuweisen sein, den Fischer mir nahelegt: Das Mädchen, das zu menstruieren anfängt, wird mit der aufblühenden Blume verglichen. Nicht nur der Dichtung (von Goethes 'Heideröslein' bis zu Bierbaums 'Rosen') ist das Mädchen eine Blume: das geläufige Wort *deflorieren*, mhd. *den bluomen nemen*, für 'entjungfern' heißt doch 'die Blume des Mädchens wegnehmen' (nämlich die Blume der Unberührtheit, vgl. ital. *fiore* 'perfezione virginale' bei Ariost etc. nach Diz. univ. ital.)! Bedenkt man, daß die weibliche Menstruation der Brunstzeit der Tiere entspricht, so wäre bei ursprünglichen Völkern eine Bezeichnung wie 'Blüte' sehr entsprechend. Fischer erinnert auch daran, daß für sexuelle Vorgänge gern Vergleiche aus dem Pflanzenleben angewendet werden (Leibesfrucht, ἀρόω 'zeugen' usw.). Ich möchte hier noch erwähnen, daß nach Krauß, VIII, 140 der Arzt A. Paréo ('Thesaurus Chirurg.', Frankfurt 1610, S. 532) bemerkt: 'ut flos fructum in plantis, sic in mulierum genere hic fluor foetus conceptionem solet praecedere.'[2] Wie auch Michael Scotus ausdrücklich be-

[1] Vgl. ein scherzhaftes deutsches *Frau von Rothenburg*, die neuprov. Redensart *lis Anglès an desbarca* 'se dit d'une femme qui a ses mois', *rouge coume un anglès* 'allusion à l'habit rouge des soldats anglais' (Mistral), ferner die von Krauß (VII, 93) noch erwähnten frz. *écraser des tomates, sauce tomate, passer la mer rouge, fleurs rouges, cardinales* (der Kardinalspurpur hat auch sonst die rote Farbe bezeichnen müssen: im Don Quijote wird *cardenal* von einer roten Wunde gebraucht, Rabelais spricht von *cardinaliser* beim Rotkochen von Krebsen) usw.

[2] Barbusse in dem eine Philosophie des Sexuellen darstellenden Roman *L'enfer* bezeichnet sogar den weiblichen Geschlechtsteil als 'Frucht' (S. 42): *Et ils avaient presque ce qu'ils voulaient, dans cette ombre ouverte, dans cette ombre nue, au centre d'elle, ... — dans cette ombre qui, au fond, est un fruit.* — Über einen — unsexuellen — Vergleich von Blüte und Mensch hat Lommatzsch *hier* 135, 170 aus Anlaß von afrz. *fleuri* gehandelt.

zeugt, hätten wir es also bei *fleurs* 'Menstruation' mit einer volkstümlichen Bezeichnung zu tun — im Gegensatz zu den aus Alchimistenkreisen stammenden *fleur d'alun*, *fleur de soufre*. Anderseits ist auch in diesen Kreisen jede rote Absonderung des menschlichen Leibes seit alter Zeit als 'Blüte' bezeichnet worden,[1] wie die von Fischer mir mitgeteilte Stelle aus Galen beweist, die sogar an eine lat. Lehnübersetzung *flos* 'Menstruation' (aus *ἄνθος*) denken läßt:

> *ἄνθεα: οὐ μόνον ταῦτα τὰ εἰς τὰ στέφανα, ἀλλὰ καὶ τὰ ἄλλα πάντα οὕτως ὀνομάζει καὶ τὰ σπέρματα δὲ ὡσαύτως ἐνίοτε καλεῖ, ὥσπερ καὶ ἐν τῷ δευτέρῳ τῶν γυναικείων, ἀλλὰ καὶ τὰ ἐρυθήματα, ὡς ἐν κωακαῖς· καὶ πτύσματα δε ἀνθηρὰ τὰ ἐρυθρὰ καὶ ὕφαιμα λέγει ἐν τῷ ς΄ τῶν ἐπιδημιῶν.*

(*Γαληνοῦ τῶν Ἱπποκράτους γλωσσῶν ἐξήγησις* ed. Kühn XIX, 81). Als Repräsentanten der Blumen gelten wohl meist solche mit relativ einfachen Farben, daher als Blume *καὶ ἐξοχὴν* in volkstümlicher Rede entweder die Lilie als die weiße Blume (*fleur* [*de lis*]) oder die Rose als die rote erscheint. Daß die 'Menstruationsblumen' tatsächlich als Rosen aufgefaßt werden, zeigt außer dtsch. *Rosenblüth*, serb. *dobijati ružu* noch die Variante zu der Stelle des andalusischen Volksliedes:

> *Tendí 'r pañuelo 'n er arao*
> *Y me se yenó de rosas*

bei Rodríguez Marín *Cantos populares españoles* II, 101:

> *En un praito berde*
> *Tendí mi pañuelo;*
> *Como salieron, — mare, tres rositas*
> *Como tres luseros,*

wobei schon Demófilo (Coleccion de cantes flamencos 117) 'la costumbre que tienen los gitanos de presentar, al dia siguiente de la boda, la camisa de la desposada, para que las familias conocidas puedan cerciorarse de la virginidad de la ex-doncella'[2] zur Erklärung erwähnt hat. Vgl. auch span. *flores* = rote Blumen in der Bedeutung 'roter König, roter Schnupfen'.

Eine andere Frage ist es, ob *fluor* und *flor-* infolge ihrer Synonymität wie ihres lautlichen Gleichklanges nicht schon im Lateinischen des Mittelalters zusammengefallen sind: die Etymologie Isidors, der *flos* durch *fluor* etymologisiert (XVII, 6, 21), würde dafür sprechen. Dann stellten die romanischen Völker ein *flores* dar, das — unter dem Einfluß in der gleichen Richtung wirkender Volksanschauungen — irrtümlich mit *fluores* zusammengeworfen wurde. Ein etymologisches Wörterbuch, das die lautliche Vor-

---

[1] Vgl. heute auf eine mit Pickeln besetzte Nase: *deine Nase blüht*, *un nez fleuri de boutons*, gr. *ἐξάνθημα*, span. *flores* 'roter König, roter Schnupfen' oder (Nicéforo, 'Le génie de l'argot' S. 267) *Le printemps est de la bâte, tout est en fleur* 'annonce que l'une d'entre elles [les prostituées] est tombée malade et devra passer à l'hôpital'.

[2] Ähnliche Wertschätzung des Menstrualblutes in Deutschland: Strack, *Das Blut im Glauben und Aberglauben*, S. 30 führt den Satz der 'Hauß-Apothek' an: 'Bevorab wird die erste jungferliche Blume, auf dem Hemd oder einem Leinwand verwahret, in hohem Wert gehalten.' Vgl. span. *flor de la camisa* 'Menstruation'.

stufe der Wörter anführt, müßte daher *flores*, ein die Begriffsahnen buchendes Wörterbuch *fluores* als Etymon angeben. Umgekehrt scheint ja frz. *fleurs blanches*, kat. *flors blanques* 'weißer Fluß' ein nach *fleurs* 'Blumen' und 'Menstruation' ausgeglichenes *flueurs blanches* (= Leukorrhöe) zu sein (vgl. *le fleeur de sang* = la flueur de sang bei Jônain, *Pat. saintong.*) und steht bei Maupas (vgl. den großen Larousse) im Wortspiel mit *fleurs* 'Blumen'. Zu diesen volksetymologischen Wortspielen hatte das Volk noch einen besonderen Grund: die euphemistische Verhüllungstendenz, die Nicéforo, *Le génie de l'argot*, S. 270 f. vortrefflich beschreibt:

'Le sang de la menstruation, ainsi que le sang de la défloration, est sacré, puisqu'il représente le sang de la race et puisqu'il contient un principe spirituel: l'âme du vivant (c'était aussi l'opinion des Juifs, des Romains, des Arabes). Il représente aussi le *totem*, c'est-à-dire l'ancêtre et le protecteur du clan, qui réside dans le sang de chaque individu. Quand le sang s'écoule, c'est l'être totémique, c'est un dieu, c'est ce qui est sacré, qui se répand; donc le sang est sacré, il est *tabou*. De là le rituel spécial surveillant et réglant l'effusion du sang de la part des membres du clan, et toutes les interdictions concernant soit le sang féminin, soit les objets et les gestes de la vie sexuelle ... Havelock Ellis a rappelé avec une grande justesse, au chapitre dédié à la *pudeur*, dans le premier volume de ses *Etudes de psychologie sexuelle* ... la répulsion qu'éprouvent les femmes, et même les hommes d'aujourd'hui, à prononcer le nom clair des menstruations. Le nom même de menses n'est-il pas déjà par lui-même un euphémisme, un doublet? ... Schuring (Parthenologia 1739 [1]) a donné la terminologie usitée pour désigner cette fonction, antérieurement au XVIIIe siécle. Chez les peuples latins et germaniques les femmes recouraient à des métaphores suggérées par le mot *fleur*, ‚parce que, dit-il, c'est la fleur qui présage la possibilité du fruit.' [2] Les paysannes allemandes l'appelaient *Rosenkranz* (couronnes de roses); nos dames italiennes contemporaines l'appellent *marchese* (marquis);[3] les françaises: *les anglais*, ou *les affaires*; les dames allemandes disent: *j'ai reçu une lettre*; les femmes du bas peuple en Italie, disent: *je suis empêchée.* ... Cette interdiction linguistique est tellement ancrée dans nos mœurs que, pour la plupart des cas, les mères elles-mêmes n'osent pas en parler à leurs filles. Plusieurs d'entre elles [junge Amerikanerinnen] furent même très épouvantées par la première apparition du sang — tout comme l'héroïne d'Edmond de Goncourt qui s'effraie — dans *Chérie* — de voir s'épanouir la fleur de sa puberté.[4]

---

[1] Desselben Autors *Gynaecologia* gebraucht sowohl *fluxus mensium* wie *fluor* für 'Menstruation'.

[2] Vgl. die obige Deutung, die übrigens in dem stilistischen Gebrauch der Wendung *la fleur de sa puberté* durch Nicéforo nochmals durchschimmert. Ähnlich schreibt Krauß VIII, 140 über den Brauch in Nicastro (Kalabrien), daß 'das Mädchen nur in dieser Zeit, welche *die aufgeblüte* [sic!] *Blume ihrer Jugend* anzeigt, den grünen Unterrock ablegt, um den scharlachroten anzuziehen, der den Verlobten (Bräuten) und den Ehefrauen gebührt.'

[3] Wohl Umdeutung aus *marca* 'Merkzeichen' (vgl. argotfrz. *marquise* 'Dirne' zu *marque*, dem mittelalterlichen Dirnenabzeichen, worüber zuletzt Dauz t, *L'argot de la guerre*, S. 169).

[4] Euphemistisch werden auch 'Blumen' verwendet in der mir aus Schlesien bekannten Redensart *Blümchen pflücken* für 'urinieren': es handelt sich

Wir stehen hier vor der alten Frage, die Schuchardt in die für jeden Linguisten beängstigende Alternative 'Elementarverwandt oder geschichtlich verwandt?' gepreßt hat: der Bedeutungsübergang 'Blüte' > 'Menstruation' ist allenthalben durch die elementare Anschauung gegeben, durch elementares Schamgefühl auf weiten Gebieten nahegelegt — anderseits bietet sich in einer Sprache der Gleichklang *fluor-*, *flor-*. Welchem der beiden Umstände werden wir das romanische **flores* 'Menstruation' zuschreiben? Non liquet et non liquebit.

Nach dem Gesagten kann denn auch frz. *à fleur d'eau*, das übrigens nicht erst seit Rabelais, wie El. Richter angibt, sondern seit dem 14. Jahrhundert (vgl. Littré) belegt ist und dem ein ital. *a fior d'acqua*, span. *á flor de agua*, mall. *a la flor del mon* 'auf Erden', wörtl. 'auf der Erdoberfläche' *Rondayes mallorquines*, zur Seite steht, nur mit Littré als *flos* in der Bedeutung 'superficie' erklärt werden: *à fleur de* wie *à niveau de*. Es ist nicht auffälliger wie ital. *fior di latte*. Vielleicht gehört hierher der bei Froissart belegte Ausdruck *sus fleur de coursier* (God.), wenn er 'auf der Oberfläche des Zelters', nicht 'auf dem besten der Zelter' bedeutet. Fraglich ist, ob frz. *effleurer*, ital. *sfiorare* hier anzuführen ist (zu *fleur*, *fiore* 'Oberfläche'?): es wird nämlich wahrscheinlich 'entblättern, abstreifen' und dann 'oben hinstreifen' bedeutet haben (vgl. lt. *deflorare*).

Bonn. L. Spitzer.

Altprov. *lieis*.

Die Nebenform *l(i)eis* neben *l(i)ei* im Altprovenzalischen hat bisher eine ausreichende Erklärung nicht gefunden. Das *-s* ist noch nicht befriedigend erklärt, meint z. B. Schultz-Gora, Prov. Elementarb.3, S. 73, § 115.

Feststehen dürfte, daß die *-s*-lose Form die ältere ist. Der Boeci hat sie einmal, V. 253: *qui amor ab lei pren*, die *St. Fides*, V. 162: *fa estar de lei marritz*, dann aber schon V. 444: *Deus li reddet per leis la luz*. Ursprünglich Obliquus, ist *l(i)ei(s)* bald auch Subjektskasus geworden.

Die ältesten Grammatiken kennen die Form *lieis* weder als Nominativ noch als Obliquus. Die Leys dagegen behaupten (II, 224): 'Item havem *liey* o *lieys*. *Lieys* es tostemps del feminin e no ha plural, e deu hom dire en lo nominativ singular *lieys* ab *s* et en los autres cazes *liey* o *lieys*. quar loncs uzatges o requier empero miels es dig en los oblics *lieys* can vocals se sec e *liey* can consonans se sec.' Tatsächlich kommt *lieis* fast immer für den Subjektskasus vor (doch auch *lei* bei Bern. Martí); aber die Forderung der Toulousaner, *lei* vor Konsonant und *leis* vor Vokal zu gebrauchen, wurde nicht eingehalten.[1]

Im Neuprov. ist *lieis*, ebenso wie *lui*, verschwunden, beide finden sich

---

aber um eine fiktive Beschäftigung, die zur Entschuldigung des Zurückbleibens einer Persönlichkeit angeführt werden mag (wie etwa das geläufige *sich die Hände waschen gehen* für 'auf den Abort gehen'), selbstverständlich hier ebenso spöttisch wie etwa im frz. Kriegsargot *téléphoner à Guillaume* 'aller à la selle' (Dauzat l. c. S. 142). — Die geläufigste deutsche Umschreibung für *Periode*, das nach meiner Beobachtung nur Männer, und *Menstruation*, das nur Ärzte gebrauchen, erwähnt Nicéforo nicht: *Unwohlsein*.

[1] Siehe Wilh. Bohnhardt, Das Personalpron. im Altprov. Marburg 1888 (Ausg. u. Abh. LXXIV), S. 12 u. 28.

nach Chabaneau[1] noch in Texten aus Limoges vom Ende des 15. Jahrhunderts, geraten aber vom Beginn des 16. Jahrhunderts an gänzlich außer Gebrauch.

Daß *l(i)ei* wie rum. *eĭ*, it. *lei* einem *illaei* entspricht, das *illui* nachgebildet ist, wird wohl heute von niemand bestritten.

Was aber ist *lieis*? Tobler, der ZRPh III, 159 *lei, liei* aus *illaec* erklärte, sah in *lieis*: *illaece*. Da aber *illaec* als Etymon nicht mehr in Frage kommt, fällt auch *illaece* von selbst.

Die ältere Annahme, es handle sich um *illae* + *ipsu*, hat in Ascoli, AGI XV, 314 u. 396—97 einen Verteidiger gefunden. Und diese Annahme stützt sich vor allem auch darauf, daß *lei(s)* auch mit geschlossenem *e* bindet;[2] doch sind solche Reime mit *ẹi* selten.[3]

Und müßte es nicht auffallen, daß eine solche Verbindung *illae* + *ipsu* nur im Provenzalischen auftritt, und noch dazu als unzweifelhaft jüngere Form?[4] Auch würde es merkwürdig sein, daß nirgend ein *illui* + *ipsu* daneben auftritt.

A. Thomas endlich erklärt Ro XII, 332 *lieis* aus dem Genitiv *illaeius*, der ein Seitenstück zu dem Gen. masc. *illius* wäre. Aber wieder wird man fragen: Weshalb kommt dieses *illaeius* (gegen das ja an sich nichts einzuwenden wäre, um so weniger, als es inschriftlich belegt ist) nur hier vor, noch dazu als jüngere Form, warum gibt es keine entsprechende Maskulinform, endlich, wie schon Meyer-Lübke, Rom. Gr. II, S. 95 einwendete: 'was soll ein Genitiv auf einem Gebiete, das den Dativ kaum kennt?'

Da es sich um eine ausschließliche Form der provenzalischen Dichtersprache handelt und da dieser mit lautlichen Mitteln nicht beizukommen ist, da endlich, was von größter Wichtigkeit ist, dem *lieis* kein **luis* entspricht, wird man versuchen müssen, die Form aus dem Provenzalischen selbst heraus zu erklären.

Das Pronomen bezieht sich in erster Linie und an unzähligen Stellen auf die angebetete Dame, den hauptsächlichsten Gegenstand, um den sich die ganze altprovenzalische Kunstlyrik dreht, und zwar dann, wenn von der Dame in der dritten Person die Rede ist. Wendet sich der Dichter an die Geliebte selbst, so gebraucht er, zumal es meist eine über ihm stehende Dame ist, fast ausnahmslos das ehrerbietige *vos*.[5] Ist es also nicht naheliegend, die Form *lieis* als eine Kreuzung der beiden Pronomina für die Geliebte *liei* × *vos* anzusehen? Mag diese Erklärung auch nicht tatsächlich beweisbar sein, so hat sie doch das eine für sich, daß sie die nur provenzalische Form mit den Mitteln des Provenzalischen deutet, daß sie begreiflich macht, weshalb neben *lieis* kein **luis* steht, daß sie eine Form der Kunstsprache aus den kulturellen Voraussetzungen dieser erklärt.

Charlottenburg. M. L. Wagner.

---

[1] Chabaneau, Gramm. limousine. Paris 1876. S. 178 u. Anm. 4.

[2] P. Lienig, Die Grammatik der prov. Leys d'amors, verglichen mit der Sprache der Troubadors, S. 43; Stengel, Die beiden ältesten prov. Grammatiken, S. 116.

[3] Lienig, a. a. O.; Crescini, Manuale2, S. 100, Anm. 1.

[4] Appel, Prov. Lautlehre (Leipzig 1918), § 54, scheint die alte Erklärung noch aufrechtzuerhalten, da er von *lieis* in dem Kapitel 'Ursprüngliche Doppelkonsonanz im provenzalischen Auslaut' spricht.

[5] Bohnhardt, a. a. O., S. 99.

Lat. *fundibulum* > **funibulum* und *intestinae* > *istentinae*.

Im REW 3583 führt Meyer-Lübke als romanische Abkommen von lat. *fundibulum* 'Trichter' an: prov. *(en)fonilh*, span. *fonil*, pg. *funil*, und fügt hinzu: '*-nd-* zu *-n-* ist als Katalanismus oder als Gaskognismus erklärbar, Ausgangspunkt also etwa Bordeaux, wozu auch die Verbreitung in den nprov. Mundarten paßt.'

Auffallend ist aber doch, daß die Form mit *-n-* so weit verbreitet ist, die ganze Pyrenäenhalbinsel bedeckt (aus dem Romanischen auch bask. *unila*, Diez, Wtb. 451) und daß dieselbe Form auch im Norden auftaucht. Denn mittelengl. *fonel*, das im Oxford Dictionary für das 15. Jahrhundert belegt wird (> ne. *funnel*) und breton. *founil* setzen doch wohl ein afrz. *fo(u)nil* voraus, wie schon Diez annahm.[1] Ist es wahrscheinlich, daß eine von Bordeaux ausgehende Dialektform sich die ganze Westromania erobert hat, ohne daß von der *-nd*-Form auch nur irgendwo Spuren geblieben wären?

Mir scheint es, daß eine schon für das Vulgärlatein anzusetzende Beeinflussung durch das entsprechende griechische Wort *χωνίον* (ngr. *χουνί*) vorzuziehen ist, die um so unbedenklicher ist, als griechisch-lateinische 'Wortehen' (um mich eines einst von Schuchardt geprägten Ausdruckes zu bedienen) nichts Seltenes sind. Man denke an einen so merkwürdigen Fall wie *συκωτὸν* — *fícatum*.

Auch in der metathetischen Form *(i)stentinae* für *intestinae*, die reichlich belegt ist (Heraeus, Sprache des Petron. S. 41; Ahlquist, Stud. z. Mulomedicina Chironis S. 115, Anm. 1; Meyer-Lübke in Gröbers Grdr. I2, S. 477, § 44) und im Südital. und Sardischen sowie im Altspanischen und in Tirol sich fortsetzt, sehe ich den Einfluß des gleichbedeutenden griech. *ἔντερα*. Für Meyer-Lübke, RG I, S. 483, § 582 war die Umstellung 'dunkel'. Dunkle Umstellungen, bei denen weder bestimmte lautliche Vertauschungen noch Einfluß von Suffixen in Frage kommen, sind aber meist solche, bei denen ein anderes Wort sich eingemischt und die Umstellung begünstigt hat, vgl. M.-L., a. a. O. § 583.

Zu beachten ist auch, daß es sich bei all den erwähnten Wörtern um Küchenausdrücke handelt; und daß auf diesem Gebiete der griechische Einfluß besonders stark war, ist bekannt.

Charlottenburg. M. L. Wagner.

Sobre el castellano *enhiesto*.

Como es sabido, la etimología *fastigium*, propuesta por Diez, Etym. Wört. 451, para las formas ibéricas y para el francés *faïste*[2] > *faîte*, no ha tenido fortuna, y parece definitivamente aceptado como base de todas las formas francesas y españolas el alemán *first* 'altura'. Realmente ella parece asegurada por formas con *r*, como el antiguo francés *freste* y el provenzal *frest*.[3] Pero la cuestión no es saber si la voz germánica dió origen a algunas formas, sino si todas las formas románicas proceden de ella, o bien al lado

[1] Leider umfaßt die Karte *entonnoir* des AL nur den Süden.

[2] Ich kenne nur *fest* (*faist*), *feste*, s. Godefroy III, 770a, 770c, IX, 613c und REW. Nr. 3321. (Sch.-G.)

[3] Ein prov. *frest* ist recht problematisch, s. Levy, S.-W. III, 599. (Sch.-G.)

de los derivados germánicos subsisten formas de un origen latino. Desde luego no es imposible que un diptongo *ie* castellano se produzca de *i* original por influencia de etimología popular, como en *spiculu esplego espliego*, aunque este trato por ser anormal es indicio desfavorable para el origen germánico: *first* pudo dar en castellano **fest-o*, con reducción normal de *rs > s*, y *enfiesto* por atracción material de *fiesta*. Pero las formas de la península ibérica parecen referirse a una composición primitiva con *in*, y deben referirse a una forma adjetiva. En efecto los casos raros de *fiesto* se contienen en la frase *en fiesto*, que puede ser un análisis coincidente, como en el vulgar *mujer en cinta* 'embarazada' por *encinta incincta*. La misma forma sustantiva *enfesta* 'altura, cima' del portugués, debe tener un origen adjetivo, que se conserva en el aragonés, *monte enfiesto* 'alto, elevado' (Huesca). En los más antiguos textos españoles se nos descubre como base la forma *enfiesto* de valor adjetivo, por 'erguido, derecho': 'E quando [el Rey] se yrguiesse no deue pararse mucho *enfiesto* nin acoruado' *Partidas*, 11, 5, 4; 'Otro si que anden apuestamente, non muy *enfiestos* nin otrosi coruos' 11, 7, 8. El moderno castellano *enhiesto* y el leonés *enjiesto* conservan fielmente esta significación. El verbo *enhestar* castellano, como el salmantino *enjiestar* (Gabriel y Galán, *Extremeñas*, pág. 46) son formaciones a base de los adjetivos citados. Si, como parece, estos son el tipo primitivo, no sería absurdo admitir que pudiesen referirse a una base *infestu*. Es cierto que no hay pruebas seguras de un latin *infestu* que ofrezca la significación de 'levantado, erguido', pero la existencia de *fastus* y *fastigium* no haría absurda tal suposición. Aunque admitiésemos el distinto origen *bhr̥s* y *dhr̥s* de *fastgium* e *infestus* (Walde, *Lat. Wört.* s. v.), aún sería preciso aclarar oscuras relaciones, y ver si en las significaciones de *infestus* que nos descubren frases como *infestis pilis*, *infestis signis*, no hay, además de la idea de 'enemigo, hostil' otras ideas que pudieran ser la base del español *enfiesto enhiesto*, frecuentemente aplicado como en las frases latinas a armas, banderas, etc. 'erguidas, enarboladas, enhiestas'.

Zaragoza. Vicente García de Diego.

Berichtigung.

S. 109 Artikel *ghjamberluccu* Z. 3 lies disgiungerlo statt disgiungesto; Z. 6 l. *mammalucco* st. *mammalucca*; Anm. 1 Z. 2 l. *giammirgu* st. *giamonirgk*; S. 110 Z. 20 v. o. l. *jamuli* st. *jamuti*; Z. 22 v. o. l. G. Meyer st. H. Steyer; S. 234 Z. 12 v. o. l. Frommans Zeitschr. st. Frommann, *Zeitschr.*; Anm. 1 Z. 3 l. Meyer st. Müller.

Bonn. Leo Spitzer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Jones, Daniel, An outline of English phonetics. Leipzig, Teubner (1908; the greater part was in print in July 1914). XII, 221 S. M. 10.

Das Buch will hauptsächlich einem praktischen Zwecke dienen, nämlich der Verhütung von Fehlern, die Ausländer zu machen pflegen, wenn sie Englisch sprechen. Bescheiden nennt es sich 'outline'. Tatsächlich ist es die vollständigste Anleitung zu genauer ne. Aussprache, die wir zurzeit besitzen, und vielfach fördert es zugleich die allgemeine Lautphysiologie sowie die anglistische Sprachgeschichte.

Als *standard* schwebt dem Verfasser die Aussprache vor, die man in den großen südenglischen Staatsinternaten hört. Und zwar unterscheidet er dabei zwischen Rezitation, Konversation und vertraulicher (familiar) Rede: erstere ist zu stattlich, letztere zu flüchtig; nur höfliche Umgangsrede soll gelehrt werden. All das ist einwandfrei. Es kommt dabei zum Ausdruck, was Oxford und Cambridge, Eton, Harrow und andere Schulen für die Spracheinigung der gebildeten Engländer in London vorgearbeitet haben. Die Bühne befleißt sich einer deutlicheren *elocution*, z. B. beim *r*; die Kanzel läßt sich Zeit zu viel mehr Wort- und Satzakzenten, wovon auf S. 96 f. eine Reihe Proben gegeben wird; bei rascher, formloser Verständigung aber fallen viele Vokale unter den Tisch, so daß von einem Satz wie *Won't you have another cup of tea* oft nicht mehr übrigbleibt als einige Geräusche, das Wörtchen *tea* und ein Frageton. Zu solch extremer Lautgestaltung rhetorischer oder unvollkommener Art mag der Nichtengländer allmählich durch den Gebrauch vordringen, denn ihre Grenzen sind subjektiv; aber die Mittelstufe bleibt naturgemäß die Hauptsache.

Indem sich Jones anschickt, die Hervorbringung der Laute zu beschreiben, geht er mit Recht wesentlich von Sweet aus. Fast zu sehr hält er sich an dessen allgemeine Zungendirektive *front, back, high, low* usw., die doch erst vom geübten Phonetiker frei getroffen werden und nur bei extremen Stellungen, aber nicht bei *mid* u. dgl., Klarheit geben. Soweit meine Erfahrung reicht, geht man praktischer vom nächstverwandten Laut kontinentaler Art aus, z. B. für *ɔ:* von *o:*, für den Vokal in *come* von dem in deutsch *kamm* oder franz. *femme, (ma)dame*, um dann möglichst einfach zur Produktionsweise des englischen Lautes überzuleiten; also von *so* zu *saw*, indem man die Zungenwurzel senken läßt, von *kamm* zu *come*, indem man eine leise Aufkrümmung des Zungenrückens verlangt. Dagegen lehrt Jones *ɔ:* in folgender gewiß viel umständlicherer Weise: 'The tongue is low down in the mouth and very slightly raised at the back, but not so high as the half open position ...; the lips are rounded so as to leave only a small opening ...; the soft palate is raised; the lip of the tongue is generally, though not necessarily, slightly retracted from the lower teeth; the lower jaw is lowered very considerably' (S. 82). Ich fürchte, trotz so vieler Worte wird ein deutscher Schüler da meist nur zu einem Mittelding zwischen *a:* und *ɔ:* gelangen, wie man es besonders in hannoverischen und bayrischen Dialekten hört. Jones hört ja gern auf einen vernünftigen Wunsch. — In manchen Dingen aber ist Jones auch über Sweet hinausgegangen. Statt Sweets *narrow* und *wide* gebraucht er *tense* und *lax*, was mir ein Fortschritt scheint. Für *ij* transkribiert er nach Passy *i:*, für *uw* entsprechend *u:*, indem er gegenüber der kontinentalen Gepflogenheit, diese Laute straff zu sprechen, schlaffe Vokalbildung einschärft; dann müßte freilich wenigstens bei *ɔ:* die stark abweichende Straffbildung des Engländers hervorgehoben werden. Bei *l(l)* vor Geräuschlaut oder im Auslaut fordert

Jones nicht Rückbewegung der Zungenspitze, sondern deren Anlegung an die Zahnschneiden verbunden mit einem *u*-Laut — Sweet sagte *a grunting sound*; ich werde fortan Jones folgen. Bei *w* schreibt Jones vor: *rounding and pushing forward the lips* und *raising the back of the tongue in the direction of the soft palate* (S. 64); da bleibe ich lieber bei Sweets Anweisung: '*u* mit Zurückziehung der Zungenwurzel'. Im übrigen weiß ich wohl, daß wir beide so ziemlich im Dunkeln tappen, bis uns einmal eine verbesserte Zungenphotographie deutliche Maße schafft.

Es ist dankenswert, daß Jones seine Vorschriften nicht bloß durch viele Photographien von Lippenstellungen erläutert, sondern auch durch solche von Palatogrammen. Experiment und Dokument gehören zum Hausrat gesunder Phonetik. Einen weiteren, sehr einfachen und lehrreichen Versuch möchte ich dazu vorschlagen, um *p* gegenüber *b*, *t* gegenüber *d* zu verdeutlichen. Tenuis und Media stehen einander nicht bloß als stimmlos und stimmhaft gegenüber (S. 25, 28), sondern bekanntlich auch dadurch, daß die Tenuis — selbst wenn sie nicht aspiriert ist — einen intensiven Luftdruck voraussetzt, die Media einen schwachen. Veranschaulichung: Glasröhrchen, aufgesetzt auf dünnen Gummischlauch, lotrecht gestellt und mit farbiger Flüssigkeit, z. B. tintigem Wasser, gefüllt; das andere Ende des Gummischlauches zwischen die Lippen (bei p, b) oder zwischen Zungenspitze und Vordergaumen (bei t, d) gesteckt; dann veranlassen *p* und *t* einen starken Ausschlag der Wassersäule in der Glasröhre, *b* und *d* einen ganz unbedeutenden. Besonders wichtig für 'genigliche Sachsen', deren Tenues meist sehr zaghaft sind.

Die allgemeine Lautphysiologie wird vielleicht am meisten auf einem Gebiete gefördert, für das bereits Jespersen ('Handb. d. Phon.'[2] 1912, S. 169 ff.: Assimilationen) viel gesammelt hat, nämlich durch die Darlegungen über Angleichung zusammenstoßender Laute. Die Gleitelaute, zu deren Kenntnis die Studien Scriptures über Grammophonkurven und Gutzmanns Beobachtungsmethoden vieles beitragen konnten, sind weniger beachtet. Die englische Sprachgeschichte gewinnt durch die Zusammenstellung der *o*-Wörter mit *u*-Aussprache wie *come* (S. 84 f. — ich weiß sie nirgends so vollständig aufgezählt), durch die reiche Materialsammlung über die Akzentlage bei zwei- und mehrsilbigen Fremdwörtern (S. 112 ff.) und namentlich durch das Kapitel über die Wörter mit zwei gleichen Akzenten, das mir, zusammen mit Jespersens Darlegungen (S. 220 ff.), für diese Frage grundlegend scheint. Nachtrag: man sagt immer *Oxford Street* mit nur einem Akzent auf dem ersten Wort, aber *Oxford Circus, Oxford Terrace* u. dgl. mit Hauptakzent auf beiden Wörtern. Bei 'Rhytmus' (S. 123 ff.) stellt sich die große Abneigung des Engländers heraus, zwei haupttonige Silben oder Wörter aufeinander folgen zu lassen; daher heißt es z. B. (*the ˌfellow ˎis*) *goód for nóthing*, aber (*he is a*) *goód for nòthing féllow*; auch *Úpper Òxford Térrace, shòrt-sìghted mán* u. dgl. Für Satzmelodie, 'intonation', ist Jones ebenfalls sehr freigebig; viel mehr als Storm in 'English philology'[2] war; es wundert mich, daß bei diesem Material, das mit dem bloßen Ohr doch schwer abzuschätzen ist, die — allerdings unvollendeten — Forschungen von W. Effenberger (1908) unverwendet blieben.

Künftige Phonetiker werden sich auch mit der akustisch auskalkulierten Vokalhervorbringungsmaschine von Stumpf (Berliner Akad. d. Wiss. 1918) auseinanderzusetzen haben. Es ist dies der erste Apparat, von dem ich wirkliches *i, e, a* usw. gehört habe.

Die Leistung von Jones verdient aufmerksames Studium und weite Verbreitung. Je mehr der Leser bereits vom Englischen weiß, desto mehr wird sie ihm sagen.

Berlin. A. Brandl.

Anton Marty, Gesammelte Schriften, herausgegeben von Josef Eisenmeier, Alfred Kastil, Oskar Kraus. 1. Band, 1. Abteilung. Mit einem Lebensabriß und einem Bildnis. Halle a. d. S., Niemeyer, 1916. IX, 329 S. — 1. Band, 2. Abteilung. Schriften zur genetischen Sprachphilosophie. 1916. IX, 329 S. — 2. Band, 1. Abteilung. Schriften zur deskriptiven Psychologie und Sprachphilosophie. 1918. XXI, 364 S.

Ist eine Betrachtung des Gedankens, unabhängig von seinem sprachlichen Ausdruck, möglich? Marty beantwortet die Frage in bejahendem Sinne. Nach ihm gibt es ein Denken des Begriffsinhaltes vor und neben dem symbolischen Denken, dem Denken des stellvertretenden Zeichens. Diese Stellungnahme grenzt die Gebiete der Logik und der Grammatik deutlicher ab, als es bis jetzt geschehen ist, und gibt auch dem Philologen zu denken, der lernen muß, sein eigenes Gebiet der Ausdruckslehre von dem Gebiet der Urteilslehre zu trennen und der, wenn er diese Trennung scharf durchgeführt hat, manchen Erscheinungen des Sprachlebens gerechter werden wird. Verschiedene Form bedeutet noch lange nicht verschiedenes Denken. Martys Schriften gehen mit besonderer Vorliebe derartigen Fragen nach, und so wird auch der Philologe die Herausgabe seiner Gesammelten Schriften mit Freuden begrüßen.

Die erste Abteilung des ersten Bandes enthält ein Verzeichnis der von Marty veröffentlichten Schriften in zeitlicher Reihenfolge — es sind deren 29 —, von denen neun in dieser Abteilung abgedruckt werden, die aber für uns weniger Interesse[1] haben. Vorausgeschickt wird von Oskar Kraus eine lebensgeschichtliche Einleitung, die uns in liebevoller Weise ein Bild dieses mutigen, scharfsinnigen Denkers entwirft, der als Mensch so aufrichtig und so schlicht war und der sein körperliches Leiden und seine schwermütige Veranlagung in harter wissenschaftlicher Arbeit zu überwinden suchte. Einen eigenartigen Lebensweg ist er gegangen. Geboren 1847 in dem trauten Städtchen Schwyz, in der Stiftsschule zu Einsiedeln erzogen, am Seminar in Mainz weiter ausgebildet, empfing er die Priesterweihe, las im Herbst 1870 zum erstenmal die Messe und wirkte zu gleicher Zeit am Schwyzer Lyzeum als Professor der Philosophie; denn schon früh hatte er sich mit Philosophie beschäftigt und sich von dem Priester-Professor Brentano in Würzburg angezogen gefühlt, der ausschlaggebend auf ihn wirken sollte. Als Brentano 1873 seine Professur niederlegte, weil er aufhörte, gläubiger Katholik zu sein, wurde Marty tief erschüttert, und derselbe Wandel vollzog sich auch in ihm. Er promoviert in Göttingen, 1875 ist er schon Professor in Czernowitz, 1880 erfolgt seine Berufung nach Prag, wo er bis zu seinem Tode 1914 lebte. Wien war ihm versagt; seine Berufung dorthin scheiterte an seiner Vergangenheit. Seine Heimat, an der er, wie jeder Schweizer, mit aller Liebe hing, hatte er schon viele, viele Jahre nicht mehr gesehen.

In gedrängter Form gibt uns Kraus eine meisterhaft klare Übersicht der Werke und Schriften Martys.

Die zweite Abteilung des ersten Bandes enthält als Nr. X die 304 Seiten umfassende Abhandlung: 'Über Sprachreflex, Nati-

[1] Die drei polemischen Artikel über den Farbensinn (Nr. VII—IX) setzen Bekanntschaft mit seinem Buche 'Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes' (Wien 1877) voraus. Es schneidet ein Problem an, das den Literarhistoriker interessiert. Waren die Zeitgenossen des Homer blau- oder grünblind, weil Homer dieselben Worte für diese zwei verschiedenen Farben brauchte?

vismus und absichtliche Sprachbildung' (1884). Hier rollt er noch einmal die ganze Frage auf, die er in seinem Buche über den 'Ursprung der Sprache' 1875 schon behandelt hatte. Er wandte sich gegen die von ihm so benannte nativistische Theorie des Sprachursprungs. W. v. Humboldt hatte die Sprache als eine unbewußte Emanation des Geistes erklärt. Steinthal, Lazarus, M. Müller und Wundt brachten die Sprache unter die Gattung der Reflexbewegungen. Marty schloß sich den Empirikern wie Bleek, Whytney, Tylor, Geiger und Madvig an, die die Sprache aus dem Trieb und Verlangen nach Mitteilung erklärten, obschon er sich vor allem in der Methode von ihnen unterschied. Absichtliche, aber planlose Bildung schuf aus nachahmenden Bezeichnungsmitteln den großen Bau der Sprache. Die Zeichen wählte man sich nach dem Prinzip der Ähnlichkeit oder der Assoziation, wobei die Assoziationsvorstellung eine Hilfsvorstellung war, die auf die eigentliche Bedeutung hinweisen sollte; sie war selbst nur ein Zeichen, das Etymon oder, wie es Humboldt genannt hatte, die innere Sprachform. ('Wau-wau' weckt die Vorstellung des Bellens, die aber dazu dienen soll, die Vorstellung des Hundes zu bezeichnen. Das Bellen ist das Etymon, die innere Form.)

Das Problem der inneren Form hat Marty immer wieder beschäftigt, und es spielt in seiner Abhandlung über die subjektlosen Sätze, auf die wir nachher eingehen wollen, eine große Rolle. Auch sein großes Hauptwerk 'Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie' Band I (Halle 1908) befaßt sich eingehend mit der inneren Sprachform. Dieses große Werk, das sich die neuere Philologie bereits zunutze gemacht hat, wendet sich der wichtigen Aufgabe einer deskriptiven Semasiologie zu, wo bei der Spaltung von Stoff und Form die sprachliche Form als äußere und innere Sprachform und die letztere wiederum als figürliche und konstruktive unterschieden wird.

Die lange Abhandlung über Nativismus usw. setzt sich mit Wundt und auch mit dem bekannten Buche Pauls, 'Prinzipien der Sprachgeschichte', auseinander.

Die erste Abteilung des zweiten Bandes bringt als Nr. XIII die Abhandlung 'Über subjektlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zur Logik und Psychologie' (erster bis dritter Artikel 1884, vierter bis siebenter Artikel 1894—1895) und als Nr. XIV den Aufsatz 'Über die Scheidung von grammatischem, logischem und psychologischem Subjekt resp. Prädikat'.

Diese letzte Abhandlung schlägt vor, statt von einem grammatischen von einem scheinbaren Subjekt zu reden — denn der Ausdruck 'grammatisches Subjekt resp. Prädikat' beruht auf einer Übertragung der Bezeichnung der Teilgedanken eines Doppelurteils, die man Subjekt und Prädikat nennt, auf den sprachlichen Ausdruck. Marty untersucht die Fälle, die scheinbare Subjekte und Prädikate aufweisen. (Wunschsätze z. B. haben nicht Subjekt und Prädikat, weil sie Gemütstätigkeiten, nicht Urteile ausdrücken; ebenso erwecken Existentialsätze bloß den Anschein, Subjekt und Prädikat zu haben.) Er deckt uns aber auch Fälle auf, wo Subjekt und Prädikat tatsächlich gegeben werden, wo das eine oder andere dieser Gedankenelemente oder beide nicht durch diejenigen sprachlichen Ausdrücke repräsentiert sind, welche durch ihre übliche Form und Syntaxe dies prätendieren. Eine Diskrepanz also zwischen dem, was der Bedeutung nach Subjekt und Prädikat ist, und dem, was der üblichen sprachlichen Bezeichnung nach diesen Schein erweckt. In 'Alle Bäume meines Gartens sind fruchtbar' (d. h. 'alle A sind B') ist der Prädikatsbegriff 'unfruchtbar', d. h. etwas anderes als das Prädikatszeichen uns vortäuscht, etwas Negatives, nämlich 'nicht-B', da 'alle' eine doppelte Negation in sich schließt, wovon die erste zur Kopula, die zweite zum Prädikatsbegriff gehört, d. h. die Ausnahme wird geleugnet: Es gibt in meinem Garten Bäume;

unter ihnen ist nicht ein unfruchtbarer. Das 'fruchtbar' erweckt eine Hilfsvorstellung, von der man zum eigentlichen Prädikat 'unfruchtbar' übergeht.

Um es dem Leser zu ermöglichen, sich in Martys Gedankengänge einzufühlen, sei es gestattet, die Hauptpunkte seiner Abhandlung über die subjektlosen Sätze wiederzugeben.

Ausgangspunkt dieser langen Untersuchung war Miklosich, 'Die Verba impersonalia im Slawischen', K. Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse, Bd. XIV, 199—244 (1865), und 'Subjektlose Sätze', Wien 1883. Marty durchgeht alle bisherigen Erklärungen der Impersonalia und zeigt, wie man vergeblich versucht hat, dem 'Es' ein Subjekt einzuverleiben. Den Ausweg, solche Es-Sätze als Existentialsätze aufzufassen, wobei das Prädikat der Existenz und das Subjekt dem Nomen des Verbes gleichkommt — 'es sommert' gleich 'Sommer ist' —, verwirft er, da der Existenzbegriff nicht ursprünglich ist, sondern aus der Betrachtung des Urteils abstrahiert ist. Auch der Ausweg 'unvollständiges Urteil' hilft nicht. Marty tut nun den Schritt, daß er Sätze zugibt, die keine Zusammensetzung von Begriffen aussprechen und doch Ausdruck eines Urteils sind. Dies ruft einer neuen Definition des Urteils. Ein Urteil ist Anerkennung oder Verwerfung eines vorgestellten Inhalts. In kategorischen Aussagen (A ist B) wie in existentialen (A ist) wird durch 'ist' der Gegenstand anerkannt, durch 'ist nicht' verworfen, und zwar beim Existentialsatz explicite, beim kategorischen Satze implicite (dadurch daß ich in A ist B dem A etwas zuerkenne, anerkenne ich implicite auch das A). Die Unterscheidung von Subjekt und Prädikat (A B) ist nicht etwas dem Urteil Wesentliches. Notwendige Bestandteile für jede Aussage sind nur: ein Name, welcher eine gewisse Vorstellung erweckt, und ein Zeichen, welches das Vorgestellte als anzuerkennend oder verwerfend kundgibt (A ist). Diese Definition umfaßt die existentiale und die kategorische Formel. Weil aber die kategorische Redeweise bei uns überwiegt, hat man behauptet, jedes Urteil verbinde zwei Begriffe als Subjekt und Prädikat. Wenn also beim Impersonale 'Es regnet' kein Subjekt nachgewiesen ist, so hindert das nicht, daß es ein wahrhaftes Urteil ist. Eine nicht in Subjekt und Prädikat gegliederte Materie wird anerkannt.

Es gibt kategorische Aussagen, die nur scheinbar Subjekt und Prädikat enthalten. Dieser Schein ist Sache des sprachlichen Ausdrucks. Aus wahrhaft kategorischen entstanden scheinbar kategorische Aussagen.

Alles, was in kategorischer Form ausgesprochen wird, läßt auch eine einfachere Form des Ausdrucks zu, die existentiale, wo kein eigentliches Subjekt und Prädikat vorliegt. 'Jeder Schuldige ist unglücklich' = 'Es gibt keinen nicht unglücklichen Schuldigen'. Nun ist aber der Unterschied zwischen der kategorischen und der entsprechenden existentialen Ausdrucksformel nicht nur lautlich äußerlich, sondern auch innerlich. Woher kommt nun dieser innere Unterschied? Hier wirken gewisse begleitende, dem ästhetischen Vergnügen oder dem weiteren Verständnis dienende Nebenvorstellungen, die zu der die Bedeutung des Namens ausmachenden hinzutreten, die W. v. Humboldt als die innere Sprachform bezeichnet hat. Sie dient als Assoziationsband zwischen dem äußerlich wahrnehmbaren Zeichen und seiner Bedeutung, seinem psychischen Inhalt, der im Hörer herbeigeführt werden soll. Sie ist ein Hilfsmittel, das den Begriff des psychischen Zustandes, der die Bedeutung des Namens bildet, erwecken soll, ohne die Bedeutung selber zu sein, eine Mitbedeutung im weitesten Sinne des Wortes — also nicht nur eine Metapher, sondern ebenso eine sprachliche Form oder Anordnung, in ihrer Funktion ähnliche Zwecke wie die Metapher verfolgend. Es kann also in 'es regnet' als 'innere Form' die

Vorstellung eines tätigen Subjekts nebenher gehen. Die 'innere Form' faßt hier anders auf als die Logik. Deshalb hat es seine guten Gründe, warum man einfache An- und Aberkennungen nicht bloß im einfachen Existentialsatz, sondern auch in der kategorischen Formel ausdrückt.

Diese kategorische oder zweigliedrige Aussageform ist entstanden als angemessener Ausdruck für Doppelurteile. Ein solches liegt z. B. vor in: Diese Blume ist blau. Schon durch 'diese Blume' ist die Anerkennung eines Gegenstandes gegeben. Das erste Urteil liegt hier vor. Auf seiner Basis ist eine zweite Anerkennung gebaut, welche ohne die erste nicht denkbar wäre. Dieses zusammengesetzte Urteil läßt die Unterscheidung eines subjektischen und eines prädizierenden Teiles oder Teilurteils zu. Es liegen nicht zwei Begriffe, sondern zwei Urteile vor, wobei allerdings das zweite das erste involviert. Ein solches Doppelurteil kann nicht durch eine Formel wiedergegeben werden, die einem einfachen Urteil entspricht. 'Diese Blume ist blau' ist nicht: 'es existiert eine blaue Blume'. Der zweite Satz enthält ein zusammengesetztes Begriffsgebilde (blaue Blume), das erst sekundär in Reflexion auf das Urteil des ersten Satzes gebildet wurde. (Doppelurteile liegen immer vor bei Personal- und Demonstrativpronomen als Subjekt — auch bei Städtenamen: Prag = das Prag genannte.) Statt zweier affirmativer Urteile können auch eine Anerkennung und eine Verwerfung miteinaider verbunden sein: Alle Apostel sind Juden = Keiner der Apostel ist ein Nichtjude, d. h. Es gibt Apostel. Unter ihnen ist keiner ein Nichtjude ('Alle' involviert eine doppelte Negation, s. oben).

Die zusammengesetzte Natur der Gegenstände brachte den Menschen auf das Doppelurteil. Sobald er an einem Gegenstand irgendeinen neuen Teil entdeckt, bildet er ein Doppelurteil. Dazu liegt für ihn häufiger ein Anlaß vor als zum bloßen Anerkennen und Verwerfen. Dieser Anlaß tritt ein, sobald er einen Gegenstand analysiert, d. h. die Teile auf das Ganze bezieht. Hat er auf Grund solcher Doppelurteile prädikative Urteilssynthesen gewonnen, so reflektiert er auf sie und gelangt zu Vorstellungssynthesen. 'Dieses Rote ist rund' (Doppelurteil), woraus wird: 'Rundes-Rotes' (Vorstellungssynthese).

Bei der erdrückenden Häufigkeit der Doppelurteile gewann der für sie ausgebildete sprachliche Ausdruck, die kategorische Formel, das Übergewicht über jede andere Form der Urteilsäußerung und wurde zum eigentlichen Typus unserer Aussagen.

Man hat schon oft die Idee von Ding und inhärierender Eigenschaft als Wesen der kategorischen Aussageformel hingestellt. Dies beruhte aber auf einer Überschätzung oder falschen Einschätzung einer oft nebenherlaufenden Bedeutung — eben der inneren Form —, die fälschlich als Kern der Aussage betrachtet wurde. Die nackte Formel A ist B hat natürlich keine innere Form, und die Gefahr, in ihr eine Nebenbedeutung neben der Hauptbedeutung zu sehen, ist nicht vorhanden. Bei keinem Menschen könnte hier die Vorstellung der Inhärenz aufkommen. Hier wird einfach dem A zuerkannt. Anders steht es mit dem bedeutungsvollen Satz: 'Röte ist eine Farbe'. Hier inhäriert 'Röte' den Begriff 'Farbe'.

Man kann daher sagen: Als innere Form haftet die Dingvorstellung und die Vorstellung einer ihr anhaftenden Eigenschaft, Tuns oder Leidens unseren kategorischen Sätzen an, während sie das kategorische Urteil als solches nicht notwendig angeht. Am liebsten nehmen wir denjenigen Begriff ins Subjekt auf, der ein Ganzes auffaßt, und machen eine neu erfaßte, bisher unbekannte Bestimmung zum Inhalt seines Prädikats. Nun überwiegt gewöhnlich das Verhältnis von Ding und Eigenschaft derart, daß für uns das Ding, die Substanz, meistens als Subjekt,

das Akzidens als Prädikat auftritt. Der Subjektsname rückt deshalb das von ihm bezeichnete jedesmal unter das sprachliche Bild einer Substanz.

Ebenso wird die Eigenschaft im weitesten Sinne des Wortes zum Typus des Prädikats, vor allen Dingen die Relation des Tuns und Leidens, die wir bei psychischen und unbeseelten Wesen — oft in poetischer Auffassung — wahrzunehmen glauben, wodurch sich für uns die stehende Form von Aktiv und Passiv schuf, so daß das Verbum finitum zum notwendigen Element jedes Prädikats wurde. Die grammatischen Kategorien, die sich das häufige Verhältnis von Ding und inhärierendem Tun und Leiden geschaffen hatte, übertrugen sich irrigerweise auch auf Prädikationen, in denen dieses Verhältnis fehlte, und was dort logisch geforderte richtige Vorstellung war, sank hier zur inneren Sprachform herab — die Erinnerung an Ding und Eigenschaft verblieb, so daß der Grammatiker hinter jedem Subjekts- und Prädikatsverhältnis das reale Verhältnis von Substanz und Inhärenz witterte, während dies Verhältnis nur symbolisch bestand.

Ähnlich ist auch das Prädiziertwerden selber einer Bestimmung von einer anderen oft nur Bild und nicht Bedeutung gewisser Sätze. Es gibt pseudokategorische Aussagen, die einfache Urteile ausdrücken — sie prädizieren nur bildlich, der inneren Form nach —: 'Alle Dreiecke haben zur Winkelsumme zwei Rechte', was ein einfaches negatives Urteil in scheinbar kategorischer Form ist: 'Es gibt nicht ein Dreieck, das nicht zwei Rechte zur Winkelsumme hätte'. Oder man nehme die folgende einfache Anerkennung: 'Einige Waldbäume sind Koniferen', wodurch bloß die Existenz wirklicher Koniferenwaldbäume anerkannt wird. Der Ausdruck dieser einfachen Urteile ist einem kategorischen Satze täuschend ähnlich, und zwar nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Form nach. Wir haben beim Aussprechen symbolisch oder bildlich die Vorstellung des Prädiziertwerdens einer Bestimmung von einer anderen anerkannten. Zuerkennen und Absprechen war häufiger als einfaches Anerkennen oder Verwerfen, und deshalb wurden auch die Urteile letzterer Art in der Form der ersteren — mit ihrer syntaktischen Gliederung Subjekt-Prädikat — ausgedrückt.

Die Übertragung der kategorischen Syntaxe auf einfache Anerkennung dient in hohem Maße dazu, in angenehmer Weise die Aufmerksamkeit zunächst auf die Substanz zu lenken und von dort auf das Attribut. 'Einige Blumen sind gelb' fordert auf, sich zuerst unter den Blumen umzusehen und darunter gelbe wahrzunehmen. ('Es gibt gelbe Blumen' tut das nicht.) Daher ergibt sich auch so leicht die Täuschung, es sei hier nicht nur äußerlich und innerlich die Form von Subjekt und Prädikat, sondern auch wirkliche Zu- oder Absprechung einer weiteren Bestimmung an etwas bereits Anerkanntes vorhanden.

Bei 'Es regnet' ist die Entfremdung zwischen Aussageform und Bedeutung noch viel weiter gediehen. Hier liegt keine prädikative Vorstellung zugrunde. Der Schein der Kategorie entsteht, indem ein Verbum finitum in der 3. Person Singularis die Täuschung erweckt, als ob es ein pronomisches Subjekt und ein verbales Prädikat involviere, während es bloß den Namen eines Vorganges nebst dem Zeichen der Anerkennung oder Verwerfung involviert (es regnet). Bei 'Gott ist' ruft ein scheinbar bedeutungsvolles Verbum, das in Wahrheit zu einem Zeichen der Anerkennung resp. Verwerfung herabgesunken ist, den Anschein hervor, als ob es als Prädikatsname zu einem Subjekt hinzukomme. Unser 'bin, ist, gewesen' ist wohl aus einem wirklichen Prädikatsbegriff wie Stehen, Sitzen, Wachsen usw. hervorgegangen, dann zur Bedeutung des bloßen Seins im Sinne des Anerkanntwerdenkönnens verblaßt.

Neben die pseudokategorischen Sätze, die thetische (d. h. einfache) Urteile in ungewöhnlicher Form ausdrücken, stellen sich gewisse disjunktive und hypothetische Sätze. 'Entweder gibt es einsichtige Urteile, oder es gibt keine Wissenschaft' — 'Wenn es keine Evidenz gibt, so gibt es keine Wissenschaft'. Hier stehen wir vor einer einfachen Anerkennung[1] resp. Verwerfung[2], und nur in der Materie liegt eine Komplikation vor gegenüber einfachen Urteilen wie 'Es gibt evidente Urteile'. Diese disjunktiven und hypothetischen Sätze — wobei ein Urteil über eine disjunktive Materie stets affirmativ, ein Urteil über eine hypothetische Materie stets negativ ist — haben weder logisches Subjekt noch Prädikat und sind wie die Impersonalien usw. subjektlos.

Einigen wir uns dahin, daß wir sagen: 1. Impersonalien, Existential- und kategoroïde Sätze sind thetische Aussagen mit pseudokategorischer Form — 2. Subjektlose, disjunktive und hypothetische Sätze sind thetische Aussagen mit konjunktionaler Form (d. h. hier ist der anerkennende oder verwerfende Charakter nicht durch den Schein des Zu- und Aberkennens, sondern durch eine eigentümliche Konjunktion der Satzglieder ausgedrückt). Unbeschränkte Anwendung hat der Existentialsatz, der für den Inhalt jedes kategoroïden und impersonalen Satzes, für jedes in einer disjunktiven oder hypothetischen Aussage liegende Urteil den Ausdruck geben kann. Das engste Anwendungsgebiet hat die impersonale Formel, die im Deutschen besonders stark vertreten ist. Sache des Grammatikers ist es, festzustellen, welche Sprache diese, welche andere Sprache die andere Form anwendet.

Was hat der Philologe von diesen sprachphilosophischen Betrachtungen zu lernen? Gewiß sehr vieles, wenn ihm ein voll ausgebautes System der Urteilslehre vorläge. Hier haben wir es mit einem ganzen Werke über die subjektlosen Sätze zu tun. Eine Urteilslehre würde eine ganze Bibliothek umfassen, und aus dieser Bibliothek ließe sich mancherlei herausdestillieren, was für den Sprachforscher Betätigung verheißt. Dabei wird er sich aber nicht auf eine Sprache oder eine Sprachgruppe beschränken dürfen, sondern er wird über den Kreis der europäischen Sprachen hinausgehen müssen, um hier Übereinstimmung, dort Diskrepanz zwischen Urteil und Aussage feststellen zu können. Marty muß das auch tun, um mit ein paar spärlichen Beispielen aufwarten zu können.[3] Er greift zu Mistelis bekanntem Buche 'Typen des Sprachbaues'. Gelegenheit zur Anwendung der Martyschen Ergebnisse hat noch am ehesten der Dialektforscher, der beobachten kann, wie der Trieb nach Mitteilung die Möglichkeiten der 'inneren Sprachform' bewußt, aber planlos ausbeutet. Vorsicht gebieten dem Sprachforscher die Uneinigkeiten unter den Sprachphilosophen. Der eine oder andere Philologe hat schon versucht, sich Wundts Führung anzuvertrauen. Marty aber widerlegt so oft — vielleicht mit Recht — den berühmten Leipziger Psychologen. Wir aber fragen doch: Wo liegt die Wahrheit? Am Ende ist das Beste, was uns Marty hinterlassen hat, seine feine, gesunde Methode. Der Philologe wird sie anwenden, um das Brauchbare sich selber zu schmieden.[4]

z. Z. Basel. Bernhard Fehr.

---

[1] Sowohl A als B sind.

[2] Die Existenz von A ohne die Existenz von B ist nicht.

[3] Wie oft seufzt man über Martys abstrakten Ausführungen, wo ein einziges Beispiel erlösend wirken würde!

[4] Wie weit Martys sprachphilosophische von der philologischen Erörterung abweicht, zeigt ein Vergleich der Martyschen Abhandlung über die subjektlosen Sätze mit K. Brugmanns lichtvoller Arbeit: 'Der Ursprung des Scheinsubjekts "es" in den germanischen und romanischen

Alice Weil, Die Sprache des Gilles de Chin von Gauthier de Tournay (Laut- und Flexionslehre). Dissertation. Heidelberg 1916. 124 S. 8°.

Das wichtige Buch von Camille Liégeois über 'Gilles de Chin, l'histoire et la légende'[1] hat Fräulein Alice Weil leider nicht gekannt und natürlich auch nicht seine Besprechungen. Infolgedessen ist ihr Urteil über die Verfasser- und die Zeitfrage willkürlich und unsicher. Während Liégeois die 'Histoire de Gilles de Chin' für ein einheitliches Werk hält, nur daß Gautier de Tournay für die Darstellung der Kreuzfahrt des Helden ein älteres und kürzeres Gedicht von Gautier le Cordier benutzte und überarbeitete, haben J. Pirson, Zts. f. frz. Sprache u. Lit. 27 II 40 ff. und ich selbst in diesem Archiv CXIII 447 ff. übereinstimmend, obschon mit verschiedenartigen Gründen, nachzuweisen gesucht, daß nach V. 4903 eine wirkliche Kluft ist und ein neuer Mann eine neue Darstellung beginnt.[2] Noch weiter ist Ernest Langlois, Bibl. de l'École des Chartes LXV (1904) 203 ff. gegangen: nach ihm sind die Verse 4904—5487 von einem Unbekannten interpoliert, die letzten Verse 5488—5543 gehören wieder dem Verfasser der Verse 1—4903;[3] dieser, der eigentliche Dichter, nennt sich selbst V. 5528 und 5538 Gautiers de Tornai, wird aber von dem Interpolator V. 4904 Gautiers li Cordiers genannt und ist somit ein Gautier le Cordier aus Tournay. Die Ansicht des französischen Gelehrten halte ich jetzt für unbedingt richtig. Auch Frl. W. neigt, wie sie in ihrer ziemlich flüchtigen Einleitung[4] gesteht, der Annahme von zwei Teilen und zwei Verfassern zu, zieht aber nicht die selbstverständliche Folgerung, daß sie die beiden bei der Untersuchung der

---

Sprachen' (Berichte über die Verhandlungen der Kgl. sächs. Ges. der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Kl., Bd. 69, Heft 5, 1917).

Es wird von beiden Gelehrten mehrfach das gleiche vorgetragen, aber in zwei ganz verschiedenen Zunftsprachen — verschiedene Form bedeutet noch lange nicht verschiedenes Denken! —, wobei allerdings Brugmanns Idiom uns das verständlichere ist. (Vgl. besonders Brugmann S. 8 und 24—25.) Die Hinzutretung des 'es' bei den Impersonalien — und um eine solche handelt es sich im Germanischen und Romanischen; denn einem 'es regnet' steht im Gotischen noch ein *rigneiþ* (ahd. *regenōt*) gegenüber — entspricht auch nach Brugmann der Befriedigung nicht eines semantischen, sondern eines formal syntaktischen Bedürfnisses (Martys 'innere [syntaktische] Form'!). Das 'es' in 'es regnet' ist — sagt Brugmann — ganz undeïktisch. (Marty sagt: Hier involviert 'es regnet' nicht pronominales Subjekt und Verbalprädikat, sondern bloß den Namen eines Vorgangs nebst dem Zeichen der Anerkennung). — Martys Erkenntnis: 'Verschiedene Form bedeutet noch lange nicht verschiedenes Denken' steht bei Brugmann als hübsches Gegenstück zur Seite: 'Gleiche Form bedeutet noch lange nicht gleiches Denken' mit dem schönen Beispiel: Es brennt: 1. auf der Straße gerufen, mit undeïktischem 'es' (nach Marty: Anerkennung eines Vorgangs in pseudokategorischer Form); 2. im Zimmer gesprochen, im Hinblick auf das Ofenfeuer mit außendeïktischem 'es' (Marty würde sagen: kategorisches oder Doppelurteil und damit sich deckende kategorische Syntaxe).

[1] Université de Louvain. Recueil de travaux publiés par les membres des conférences d'histoire et de philologie, 11e fasc., Louvain-Paris 1903.

[2] Ph. Aug. Becker, Literaturblatt 1904, 109 ff. hat die Grenze anders gezogen, mich aber keineswegs überzeugt.

[3] Langlois meint übrigens S. 208, man müsse auch in Gautiers Anteil mit der Möglichkeit unbedeutender Interpolationen rechnen.

[4] S. 7 verwechselt sie sogar Gröber mit H. Suchier!

Sprache, und wäre es auch nur zur Probe, auseinanderhalten müßte — und sie kann es auch ohne auffallende Widersprüche unterlassen. Der Unterschied ist eben, soweit die Laut- und Formenlehre in Betracht kommt, ganz gering; er zeigt sich aber in der Stilistik und der Reimtechnik wie in der Auffassung und Darstellung. Die Herkunft Gautiers ist durch seinen Namen gegeben, und auch der Interpolator stammt zweifellos aus derselben Gegend. Als Abfassungszeit bezeichnet Frl. W. mit dem Herausgeber, dem Baron de Reiffenberg,[1] das Ende des 13. oder den Anfang des 14. Jahrhunderts. Das ist viel zu spät. Ich habe hier ausgesprochen (S. 451), daß Gautier le Cordier etwa im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts gewirkt habe, der Interpolator, wie ich heute sagen würde, gewiß noch im ersten Drittel des folgenden. Von dieser Datierung abzugehen habe ich keinen Grund; im Gegenteil, ich finde sie durch die Betrachtung der Sprache und namentlich der Deklination bestätigt.

Mit großem Fleiße hat Frl. W. für die Untersuchung ein umfangreiches und brauchbares Material herbeigeschafft. Die richtige Beurteilung wird freilich durch mehrere Mängel erschwert. Zunächst durch jene Gleichgültigkeit gegen die Verfasserfrage. Sodann steht sie der veralteten Ausgabe, die auf Schritt und Tritt zu Besserungen auffordert,[2] nicht kritisch genug gegenüber. Endlich nützt es wenig, daß sie sich theoretisch klarmacht, daß die späte Hs. (1571) die Sprachformen des Originals unvollkommen wiedergibt: sie hätte schärfer zwischen Schreiber und Dichter unterscheiden und zu dem Zweck die Reime und die Ergebnisse der Silbenzählung mehr herausstellen sollen. Man wird gleich sehen, daß die Sprache bei ihr in einigen Punkten geradezu jünger erscheint, als sie in Wirklichkeit ist.

Nun eine Reihe einzelner Bemerkungen. (Ich bezeichne hierbei das interpolierte Stück mit J.) S. 12 ff. Die Verfasserin beginnt mit einem kurzen Abschnitt 'Metrik', der von Reim und Silbenzählung handelt und besser mit den späteren §§ 38 und 39 'Vokale in Hiatusstellung' verschmolzen worden wäre. *aroute* : *some* 3363 ist keine Assonanz; die Ausgabe hat richtig *arouté* : *sonné*. Unter den mit sich selbst reimenden Wörtern durfte nicht *roi* 2547 genannt werden; denn nur das erste *roi* kommt von r e g e m, das zweite von germ. r ē d s; l. *garir ne sevent roi.* Die Liste der Verse, die um eine Silbe zu kurz sind, ließe sich stark vermehren, und die vorgeschlagenen Besserungen sind nicht alle glücklich. V. 1830 l. *Mais Gilles de Cyn nequedent* (Hs. *quident*), *Son oirre atorne,* 1858 *Ensi que anuit* (*ains*) *le demaine,* 3951 *Si n'avoi[en]t autre desir,* 4046 *Molt i laiss[ier]ent grant tresor.*

Vokalismus. S. 17. Interessanter als die Schreibung *escherpe* sind mir *esprès*: *près* 5214 J, die offenbar für *espers* (s p a r s u s) und *pers* (p a r t e s) stehen. *gaignons* 2152 ist das Substantiv 'Hofhunde'; es ist also kein vortoniges Hiatus-*a* verstummt. Ein anderes Beispiel bringt Frl. W. nicht. Man könnte aus J zweisilbiges *gaagniet* 5475 anführen, wird aber vorziehen,

---

[1] Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg, recueillis et publiés ... par le baron de Reiffenberg, t. VII, Bruxelles 1847.

[2] V. 925 ist besonders merkwürdig und komisch entstellt. Bei einem Turnier in Maastricht ist auch der Graf von Jülich erschienen. *Ainc hom ne vit si bon tornoi. Li quens de Julers Adefroi Assanle a iaus o sa baniere, Tout le tornoi remet arriere Dusqu'au bosquet de la sapoie.* Hierzu bemerkt Reiffenberg: *On ne sera pas surpris qu'aucun comte réel de Juliers ne se soit appelé ainsi,* und Liégeois, der S. 26 mit gutem Recht ausführt, daß die meisten Nebenpersonen sich nicht identifizieren lassen, weil der Dichter über sie keine bestimmten historischen Kenntnisse habe, benutzt triumphierend diese Stelle, um die *ignorance* des Ärmsten festzunageln. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß einfach *a desroi* zu lesen ist.

zu lesen *Qui gaagniet ot, sil* (statt *si le*) *tint chier Li dus.* — Der § 2 'Palatal + *a*' ist zu kurz. Nachträge stehen unter *-ier* S. 91, *-iez* S. 105, *-ié* S. 114. Gegen S. 112 ist auch *-ierent* zu belegen mit *noierent* 2491 : *fierent.* Überhaupt scheint Bartsch' Gesetz durchaus befolgt. Ein Gegenbeispiel, das mir aufstieß, beruht auf falscher Herstellung von V. 2272 *a grans grés. Ains que li més soit reniés.* Die Hs. hat angeblich *reunies*; l. *remués.* — S. 19. Der Übergang von *ai* zu offenem *e* ist nur in geschlossener Silbe vor *s* nachzuweisen. Zu den wenigen Belegen kommt *a eslès* 914 (gänzlich mißdeutet) : *après* hinzu. Daß in *maufez, het* das *e* nicht aus *ai* entstanden ist, sollte die Verfasserin wissen. — S. 23. Dreisilbiges *taierme* 3605 für *terme,* angeblich das einzige Beispiel für Diphthongierung von gedecktem offenem *e,* ist kaum möglich; schon der Sinn verlangt an der Stelle *fors a tierme.* Wenn die Erhaltung des vortonigen *e* von *merite, menestreil* usw. berichtet wird, an der niemand zweifelt, war ein Wort über *vrai* für *verai* erst recht angebracht. — S. 24. Daß in zweisilbigem *eurent, peurent, seurent* vortoniges Hiatus-*e* verstummt sei, ist mir unwahrscheinlich; dreisilbiges *seurent* 1615 ist abzulehnen, l. *Qu'il a preme[rai]ns ne le seurent.* Zweisilbiges *peussent* 5141 steht in J, hingegen *dust* 3602 (s. S. 119) ist nicht *dëust,* sondern *dut.* — In § 8 '*ę(ẹ)* + *l* + Konsonant' herrscht eine solche Verwirrung, daß dieses wichtige Stück Lautlehre nicht zur Geltung kommt. Es mag daher nachgetragen sein, daß außer *iaus* (*illos*; auch 543: *damoisiaus*) noch *ceviax* (*capillos*) 3595 : *biax* begegnet. — S. 25. Zu den wenigen Reimen, die *i* aus *ę* + *i* beweisen, könnte man außer *prise* (*pretiat*) 5400 J : *brise* wohl *fiere* (*feriat*) : *ocicre* (*occidere*) 3379 rechnen, wenn man es als *fire* : *ocire* ansieht (doch *refiere* 5099 J : *biere*); sonst müßte man *ociere* erklären wie *vierge, cierge.* — S. 27. *fiez* 1617 ist nicht *foiz,* sondern *fiés.* — S. 33. An Formen für l o c u m wird nur *liu* angegeben, das nicht im Reime vorkommt; es war daher unbedingt *leu* 726 : *leu* (l u p u m) zu erwähnen. — Der § 27 'lat. *ọ*' zeigt die Unklarheit und Unsicherheit einer Darstellung, die nicht methodisch zwischen Reim und Schreibung unterscheidet. Folgendes wäre etwa über das freie geschlossene *o* zu sagen gewesen. Die Schreibung *-or* ist viel häufiger als *-our,* und *-our* häufiger als *-eur.* Im Reime begegnen 1. zu *jor*: *jongleor* 4689 (übersehen), zu *jour*: *honour, coulour, errour, dolour* (erwähnt), zu *estor*: *poigneor* 5520, 2. zu *amor*: *sauveor, signor* und *dolor* 1894, zu *amour,* das mit *jour* reimt: *verdour, douçour, valour* und auch 1. Sg. Praes. Ind. *demour,* von der Verfasserin S. 98 vielleicht mit Recht als Analogieform betrachtet. Danach nehme ich an, daß - o r e m auf dem Standpunkt *-our* stand, aber noch nicht zu *-eur* geworden war, da sonst die Reime zu *jour, estor* und auch *amour* ausgeschlossen wären. Das einzige Beispiel für *-eur,* das ich gefunden habe, ist *vïeleurs* 449 : *entr'eurs,* d. h. *eus* (i l l o s). Bemerkenswert ist auch, daß sich *aeurent* (a d o r a n t) 2843 mit *keurent* (zu *courre*) und *demeure* (sonst: *eure* 1844, *seure* 5056 J) mit *sequeure* paaren, und wieder *sekeurent* mit *eurent.* - o s u s erscheint in der Schreibung teils als *-ous,* teils als *-eus.* *convoitous* reimt mit *vous,* und dieses als *voz* mit *dous* (d u l c i s) 2894. Demgegenüber kann *hydeus* 3751 : *deus* (d u o s) nichts beweisen, wohl aber interessiert *preus* 1029 : *menestreus*; auch die Schreibung scheint stets *preus* zu sein, nur bezeichnenderweise *prous* 403 : *cevalerous.* *sous* (s o l u s) reimt in J mit *dessous* 4953. Die Zahl der Reime von *ou* aus *ọ* + *l* vor Konsonant mit *ou* aus sonstigem gedecktem *ọ* ist größer, als man nach S. 39 denken sollte. — S. 41. Zu *un* möchte ich auf V. 5072 J verweisen: *desevrés Et desaamez et despars,* wo wahrscheinlich *desaounez* herzustellen ist, also *u* für *ü.* — S. 42. Wenn in V. 1491 *le conte de Ostarde voit* das *de* nicht elidiert ist (aber V. 870 *li quens d'Ostarde*), so mag das daran liegen, daß *Hochstaden* ursprünglich durch *Hostarde* wiedergegeben war. — S. 44 ff. An die Elision eines *-es* vor Vokal glaube ich nicht. V. 37 *grandez espaulez et pis lé* ist kein Beispiel; *eust* 5238 J ist bestimmt

= *eut*, l. *S'eut il tant plaiez et pointurez En cors, en ners*; 4767 würde ich lieber *tornés* einsetzen. — Daß *e* in *ajue* 4190, *joie* 332 verstummt wäre, ist irrig. Auch ist das mittlere *e* von *tornoiement* in der Lesart der Hs. V. 4732 mitgezählt. (Die Änderung des Herausgebers war überflüssig, aber in den beiden vorhergehenden Versen muß man eine kleine Umstellung vornehmen: *Si vinrrent as rens tout ensamble. Mesire Gilles, ce me sanle, Asanle le tornoiement.*) — Die sieben Fälle von 'Diärese' sind alle zu streichen. *brisié* 640 ist *brisíe*, ebenso *envoiez* 1703 = *envoïez*, *puie* 477 = *püíe* : *apuie*; *puest* 4347 = *pëust*, *puent* 4834 < potent bieten metrisch keine Schwierigkeiten; *iert* 482 fasse ich als *i ert* auf; V. 321 hat schon Reiffenberg *Dont il i avoit* (Hs. *ot*) *a fuison* gebessert. Umgekehrt kommt zweisilbiges *nient* oft genug vor.

Konsonantismus. S. 47. *ostez* 5079 J : *costez* wäre das einzige Beispiel im Reime für Schwund des *l* nach *e* aus *a*; es handelt sich aber um *óstes* : *cóstes*. — S. 48. Übergang von *ǫl* + Konsonant zu *au* zeigt wahrscheinlich auch *saus* (soldos) 2961; wenigstens vermute ich, daß die richtige Lesart ist *faitez prendre vers cendax Pour a couster plus de cent sax* (*fax*). — S. 54 ff. Zu *c* § 46 und 47 vermisse ich die richtigen Reime *lance* : *brance* 4418 und *lance* (Hs. *mance*) 640, *acointance* 605, *connissance* 1055 : *mance* 'Ärmel', *tence* : *detrence* 5414 J, *justice* : *rice* 3639, *Anthioce* : *force* 'Gewalt' 3843 und *face* (faciat) 139 : *sace* (sapiat), nicht *face*, wie Hs. und Ausgabe haben. — S. 63. Für Erhaltung eines isolierten *t* im Auslaut zeugt auch ein zweiter Reim, nämlich *liet* (laetum) 1366 : *siet* (sedet). — S. 64. Für Verstummen von *s* vor stimmhaftem Konsonant führt die Verfasserin den Reim *septimes* : *witismes* an, der natürlich nichts besagt; dagegen fehlt ihr (Imper.) *ditez* : *venistez* 3218, wo *s* vor *t* gefallen ist. — Verstummen von *s* im Auslaut beweist nicht einer der S. 65 paradierenden Reime. Statt *dis* 77 : *Remi* ist die alte Form *di* < dico einzusetzen, ebenso 1565 N. Sg. *mor[s]* : *desconfors*, 5237 J *li haubers fu sacie[z]* : *saciez* (sapiatis); *aver* 4920 : *laver* hat nichts mit adversus zu tun, schon weil die beiden *e* nicht reimen würden, ist vielmehr avarum; 4536 *sali en pied* : *ne fu pas liés* ist *en piés* zu bessern. — S. 67. *wident*, d. h. *vuident* 5422 J : *cuident* ist kein Beleg für *v* > *w*.

Die alte Deklination ist ausgezeichnet erhalten. Die wenigen Ausnahmen, die Frl. W. S. 69 anführt, sind nur scheinbar. *ramentëu* 500 : *vëu* ist Neutrum, *sacié* wurde eben richtiggestellt, N. Sg. *venu* 4658 steht im Versinnern. Anderseits finden sich tatsächlich einige Fälle, die sich teils sofort als Fehler des Abschreibers herausstellen: 2068 N. Pl. *chevalier(s)* : *baisier*, teils mit einiger Gewalt zu beseitigen sind: 3885 N. Pl. *miller(s)* : *chevalier(s)*, 3044 l. *est ... voisin[s]* : *Sarrazin[s]*, und wohl auch 1907 l. *haitie[z]* als N. Sg. : *por ses pitiez* (Hs. *sa pitié*), teils eine besondere Erklärung verlangen. — S. 71. Daß *conte* für *quens*, *signor* für *sire* eintreten könnte, beweist keine der 4 bzw. 10 (!) Stellen, auch nicht V. 1043, wo *au castel Le gentil conte de Duras. Venus estoit* zu interpungieren ist. — S. 72. Analoges *s* im Obl. Sg. von Femininen der ehemaligen lateinischen III. Deklination beruht nur auf Einbildung. *verités* 555, *pitiés* 3181 sind Nominativ, und *amistez* 2893 ist Plural. — Auch geht aus den Beispielen nicht hervor, daß der Obliquus als Vokativ gebraucht würde: *signor* ist stets N. Plur., über *roi* 2548 habe ich eben gehandelt, statt *amis* ist 2464 zu lesen *A nus n'en set conte tenir.*

Pronomina. S. 81. Für *lui* soll man einige Male *li* treffen. In Wirklichkeit ist *li* da Femininum. Auch kann keine Rede davon sein, daß für den Singular *il* 'häufig' *i* stünde oder gar (S. 82) für den Plural; denn von den Belegen ist höchstens *fait i* 1086 in Erwägung zu ziehen.

Die Konjugation ist ausführlich und ansprechend dargestellt. S. 102. In der 1. Sg. Praes. Ind. von I überwiegen nach Frl. W. durchaus die *e*-losen

Formen. Das ist noch zu wenig gesagt. Von den aufgezählten Formen mit *e* ist nicht eine gesichert. *demeure* 4969 J steht vor Vokal; *presente* 5250 J : *rente* ist Konjunktiv; die übrigen sind 3. Sg. Praes. Ind. — S. 106. Auch die Statistik der Formen des Sg. Praes. Konj. in I stimmt nicht. An älteren Formen ohne *e* führt die Verfasserin ein halbes Dutzend an, wozu mindestens noch hinzukommen *consaut* (consiliet) 838 und 2075 : *faut* und *avoit* 1704 (zu *avoiier*, Text *amoit*, Hs. *amit*) : *avoit* (habebat). Von den jüngeren mit *e*, die in der Mehrzahl sein sollen, lasse ich nur 1. Sg. *abasse* und *presente* (in J), zögernd auch 3. Sg. *mesvoie* und *esgarde* gelten; *mainiete* 3118 ist verlesen für *malmete*. — S. 107. *mele* 123 ist *met le*, franzisch *la*, wie Reiffenberg richtig erkannte. — S. 117. *destroit* hat nichts mit *destruire* zu tun, und S. 121 *vaus* 1257 (valles) nichts mit *valoir*.

Königsberg i. Pr. Alfred Pillet.

E. Gamillscheg und L. Spitzer, Die Bezeichnungen der Klette im Galloromanischen. Mit einer Karte. Halle, Niemeyer, 1915. (Sprachgeographische Arbeiten. 1. Heft.)

Ich habe kürzlich im Archiv[1] in schematisierender Weise festzustellen versucht, wie sich die onomasiologischen Verhältnisse in einem kolonisierten und sprachlich überwältigten Lande gestalten. Wenn wir die dort gewonnenen Gesichtspunkte auf die Bezeichnungsgeschichte der Klette (Lappa) anwenden, so können wir sagen:

1. Es ist wahrscheinlich, daß die Klette in den vorromanischen Sprachen und Mundarten Frankreichs nicht einheitlich benannt war; denn als Unkraut hatte sie keinen, als nicht angebaute Heilpflanze, soviel sich nach den Angaben von Gamillscheg und Spitzer vermuten und soweit sich das historisch Festgestellte auf die vorromanische Zeit übertragen läßt, nur einen verhältnismäßig geringen Verkehrswert. Dazu kommt, worüber sich die Verfasser nicht genügend Rechenschaft abgelegt zu haben scheinen, daß die Klette, wenn wir auch hier die heutigen Verhältnisse in die Vergangenheit projizieren dürfen, nicht überall in Frankreich vorkam oder häufig genug auftrat, um allgemein beobachtet und benannt zu werden. Die Karte bardane des Atlas linguistique zeigt im Nordwesten und im Südosten Nordfrankreichs zahlreiche Fragezeichen, die vereinzelt auch anderswo vorkommen, aber in Südfrankreich vollständig fehlen.[2]

2. Es ist aus den oben angeführten Gründen nicht anzunehmen, daß das lateinische *lappa*, vorausgesetzt, daß dies überhaupt der einzige importierte Name der Klette war, überall in Frankreich bekannt wurde. Es ist vielmehr zu vermuten, daß einerseits vorromanische Namen der Klette, wo solche vorhanden waren, sich zum Teil recht lange erhielten, daß anderseits die Neubenennung mit lateinischem oder anderem Sprachmaterial gleich einsetzte und daß erst im Verlaufe der Entwicklung die offizinelle Verwendung der Blätter, Früchte und Wurzeln der Klette von gewissen Kultur-

[1] 136 (1917), 109 ff.

[2] Ich selbst kenne, trotzdem mir die Flora von Bern und Umgebung ziemlich gut vertraut ist, Lappa nicht, wohl aber Galium aparine, das hierzulande den Namen Klette trägt und von dessen Früchten jedes Kind weiß, daß sie an den Kleidern hängen bleiben. Fischer, *Flora von Bern und Umgebung*, bezeichnet Galium aparine als gemein, Lappa major und minor als hie und da vorkommend. Das stimmt durchaus zu den Fragezeichen des Atlas im schweizerischen Mittelland. Für den Jura allerdings gibt Ch.-M. Godet, *Flore du Jura* Lappa, und zwar speziell Lappa minor, als sehr gemein an.

zentren aus die Bildung von kleineren oder größeren einheitlichen Benennungsgebieten ermöglichte. Im letzteren Falle handelt es sich um mehr oder weniger gelehrte Mediziner-, Apotheker- und Drogistenausdrücke wie *bardane, napolier, herbe aux teigneux, bouillon noir* usw., wohl auch *lappe*, neben denen sehr wohl lokale Bezeichnungen weiterbestehen konnten.[1]

Es werden somit schwerlich je in Frankreich (das gilt besonders für Nordfrankreich) so ausgedehnte einheitliche Benennungsschichten existiert haben, wie sie Gamillscheg und Spitzer rekonstruieren möchten. Wenn sie auch S. 76 sich gegen den Vorwurf verteidigen, bei der Rekonstruktion einer nordfranzösischen kletto-, einer südfranzösischen lappa-Zone den absichtslos gesammelten Materialien Gewalt angetan zu haben, so liegt doch eine nicht zu billigende petitio principii darin, daß sie z. B. S. 34 sagen, es falle schwer, in dem Vielerlei, das der Norden Frankreichs heute für die Bezeichnung der Klette biete, die ehemalige Einheit zu erkennen.

Im übrigen haben die Verfasser den die Aufgabe der Interpretation ungemein erschwerenden Doppelcharakter der Karte bardane richtig erkannt: die Karte weist größere zusammenhängende Benennungsgebiete auf oder verrät ein mehr oder weniger zusammenhangloses Wuchern lokaler Benennungen, je nachdem bei der Namengebung der offizielle oder der Unkrautcharakter der Pflanze im Vordergrund stand, je nachdem sie allgemein bekannt oder wenig beachtet war. Da, wo sich größere Gebiete feststellen lassen, suchen die Verfasser aus ihrer Form und Lage Rückschlüsse zu ziehen. Überzeugend weisen sie nach, wie in Südfrankreich die Verwendung des Stammes lapp- für die Bezeichnung der Königskerze und des Sauerampfers die Verwendung für die Klette ausschließt oder zur Anfügung unterscheidender Suffixe und Zusätze zwingt. Sie zeigen an einer Reihe von instruktiven Beispielen, daß, wie Gilliéron seit Jahren lehrt — auch der tüchtigen Arbeit von Merian[2] über die französischen Namen des Regenbogens sei in diesem Zusammenhang gedacht —, die Volksphantasie nicht so unabhängig schöpft, wie man oft glauben möchte. Der Anstoß kommt vielmehr häufig von außen, sei

---

[1] Es ist für die Methodik der Pflanzennamenforschung von Wichtigkeit, sich daran zu erinnern, daß nur eine sehr beschränkte Zahl von Pflanzennamen allgemein bekannt sind. Die einheimische Tradition wird zum großen Teil durch einheimische Pflanzenkenner aufrechterhalten, die sich aus beruflichen Gründen oder aus Liebhaberei besonders dafür interessieren. Anderseits kennen gerade solche Leute auch nichteinheimische Ausdrücke. Daher das Nebeneinander von lokalen und provinziellen oder schriftsprachlichen Benennungen und ein häufiges Abweichen von der lokalen Lautgebung. Vgl. z. B. in P. 150 u. 69 (lothringisch) der K. bardane ein *queue de renard*, das mit den einheimischen Reflexen von *queue* nicht übereinstimmt. Für Huflattich gibt Haillant, *Essai sur un patois vosgien* S. 574 neben lokalem [*tacon*] ein provinzielles *taconnet* (vgl. *Atl.* K. 1345 tussilage) etc. Umgekehrt verzeichnet der Atlas für Klette das doch wohl recht vrbreitete *herbe aux teigneux* nicht. Sprachgeographisch äußern sich diese Verhältnisse darin, daß die Benennungsgebiete bei Pflanzen in viel höherem Maße übereinandergreifen als anderswo, und daß die Kontakterscheinungen hier besonders häufig auftreten.

Wo die dialektische Tradition überhaupt unsicher geworden ist, leidet die Pflanzenbenennung natürlich besonders stark. Den etwas simplistischen, eine wissenschaftliche Untersuchung ausschließenden Ausspruch von Bruneau (*La limite des dialectes wallon, champenois et lorrain en Ardenne,* S. 13) 'Presque toutes les plantes sont nommées au hasard' werden aber doch wohl Gamillscheg und Spitzer nicht ganz ernst nehmen, trotzdem sie ihn S. 34 zitieren.

[2] Basler Diss. Halle 1914.

es, daß die metaphorische Bezeichnung des Nachbardialekts nachgeahmt, vergröbert oder übertrumpft wird (*Wolfskamm* für 'Weberkarde' zieht *Katzenkamm, Schweinekamm, Zaubererkamm*; *Wolfskamm* für 'Klette' sogar *Hurenkamm* nach sich;[1] das [*tire-poils*][2] von P. 967 der K. b a r d a n e wird zum [*pouille-poils*] von P. 966[3]), sei es, daß die sinnlose Form des Nachbars sinnvoll ausgedeutet (*lappe* zu *nappe* wegen der Form der Blätter, *apolier* < *napolier* zu [*appilleur*] wegen des Anhaftens der Frucht) oder eine an sich bedeutsame verdeutlicht oder korrigiert wird (*nappe* wird durch *feuilles de nappe* ersetzt, das den Benennungsgrund deutlicher zum Ausdruck bringt, *nappe* durch *nappcron* korrigiert), sei es, daß man in ein formales Wortelement eine konkrete Vorstellung hineindeutet (*peignelot* wird durch *peigne au loup* ersetzt), oder sei es endlich, daß die Identität der formalen Elemente bei benachbarten Formen einen Zusammenhang anzunehmen zwingt (*japisson, grattisson, coutisson, bourrisson, gafaron*).

Wenn wir bedenken, daß die Karte 112 (b a r d a n e, c a p i t u l e s d e b a r d a n e) weder für die Klette noch für die Klettenköpfchen vollständig ist, daß die Bezeichnungen für die Pflanze und diejenigen für ihre Blumenköpfchen zum Teil voneinander abweichen, zum Teil übereinstimmen, daß die Klette wegen der Form und Größe ihrer Blätter, wegen ihrer offizinellen Verwendung usw. mit anderen Pflanzen, die Köpfchen besonders wegen der Eigenschaft des Anhaftens mit anderen Blumenköpfchen oder Früchten verwechselt oder daß sie nach denselben Merkmalen benannt werden, daß endlich die oben angedeuteten geographisch bedingten Benennungsimpulse auch von diesen im allgemeinen Habitus oder in einzelnen Merkmalen der Klette ähnlichen Pflanzen ausgehen können (so von Galium aparine und Dipsacus fullonum) — wenn wir das alles überlegen, so haben wir eine Idee von den Schwierigkeiten, die sich der Interpretation der von den Verfassern gewählten Atlaskarte entgegenstellen, und werden es begreiflich finden, wenn sie nicht überall zu einer befriedigenden Lösung gelangt sind. Daß einzelne Fragen auf verschlungene Nebenpfade führen, wird unten bei der Besprechung von [*lietter*] angedeutet. Wie weit man bei derartigen Arbeiten im Aussprechen von Vermutungen gehen soll, die mehr von dem lebhaften Geist und von der neugierigen Kombinationsgabe der Verfasser zeugen, als daß sie sich auf beweiskräftige Argumente stützten, mag Geschmacksache sein. Ich hätte wohl manches beiseite gelassen, was mehr geistreich als überzeugend ist, unterlasse es aber, in den nun folgenden Einzelbemerkungen all die Fragezeichen zu kommentieren, die ich an den Rand meines Rezensionsexemplars gesetzt habe. Ich könnte sonst leicht in Versuchung kommen, Erklärungen vorzuschlagen, die ebenso subjektiver Natur wären wie manche unter denen der Verfasser.

Zu S. 7. P. 339 der Karte b a r d a n e (nicht 359!) besitzt *bardön* f. = *bardane*, vgl. K. 376 b e l l e d a m e : *b e l d ö m*. Mit dem *bardona* von Diefenbach hat also die Form nichts zu tun, und die Vermutung eines *bardon* nach *chardon* ist gegenstandslos.

Zu S. 10. Über die Glossengeschichte von *glis, glitis* 'Klette' möchte man gern mehr erfahren. Das Wort klingt merkwürdig an *gletteron* an.

S. 14. Daß *nappe* 'Tischtuch' der Fortexistenz von *nappe* 'Klette' geschadet habe, ist doch wohl kaum anzunehmen. Die beiden Begriffe stehen zu weit voneinander ab, als daß sie zu Konflikten Anlaß gäben.

Zu S. 19, Anm. 1. Warum das *lapi* von P. 976 der Karte b a r d a n e etwas anderes sein soll als l a p a t h i u m resp. mit Einmischung von l a p p a[4] l a p p a t h i u m oder mit Suffixtausch l a p p a c e u m, ist mir

[1] Ga. u. Spi. S. 51. [2] In eckigen Klammern französierte Dialekttypen.

[3] Vgl. Cerlogne 231 *picillé* 'lausen'.

[4] Wegen der lautlichen Entwicklung von - a t h i u m (resp. - a c e u m)

nicht verständlich. *lape, lapi, lāpe* 'Rumex' ist in den frankoprov. Mundarten der Westschweiz weitverbreitet, vgl. *Atl.* K. 1657 patience, Bridel 219 *lampé, lappé,* Odin, Blonay 310 *lâpe* (waadtl. volksfranz. *lâpé*), Vionn. 161 *lape. lapē* habe ich auch in Leysin notiert. Hierher wohl auch das *lape* in P. 60 der Karte 206 céleri. Apium erscheint im Wallis und im Aostatal als *apio.* Vgl. Atl. ling. K. 206 céleri, Bridel 15 und Cerlogne 80 *apio,* Leysin und Blonay *atso.*

Zu S. 27. Ob das [*patterasse* (*faterasse*)] der K. molène, das [*pattes*] f. pl. der Karten tussilage, molène und bardane ursprünglich, wie Gamillscheg und Spitzer meinen, von *patte* 'Tatze' oder, wie v. Wartburg, *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* 37 (1916) 123 vermutet, von *patte* 'Lumpen' ausgehen, ist ohne ein eingehenderes Studium, vor allem der Karte tussilage und speziell des Typus *pas d'âne* und seiner Abkömmlinge, kaum zu entscheiden. Heute wird *patte* in den Namen der genannten Pflanzen offensichtlich teils als 'Pfote', teils als 'Lumpen' aufgefaßt. Bemerkenswert ist der Parallelismus zwischen dem [*feuilles de nappe*] der Karte bardane und dem [*feuilles de patte*] der Karten molène (P. 933) und tussilage (P. 942), dem [*feuille de tacon*] der Karte tussilage (P. 130), die alle die Großblättrigkeit der fraglichen Pflanzen als charakteristisches Merkmal auffassen,[1] geradeso wie das lothr. *tacon* und das frkprov. *taconnet* 'Huflattich'[2] zu *tacon* 'Flicken', wobei man beachte, daß *taconnet* von einem *patte*-Kranz umgeben ist.

Zu S. 29. Ich habe in Pral, d. h. in der Nähe von P. 982 (der übrigens wie der stark französierte P. 972 und der stark piemontisierte P. 992 provenzalisch und nicht südostfranzösisch spricht, wie immer wieder behauptet wird) *napulīje* notiert. Von den Deformationen, die das Wort erlitten hat, ist die volksetymologische Anlehnung an *piliare in P. 972 bemerkenswert. Das dort belegte *apiñou* ist = [*appilleur*].[3] [*Appiller*] in der Bedeutung 'ergreifen', 'kleben' etc. ist im Frankoprovenzalischen und in den Westalpen verbreitet. Vgl. die Karten 1581 gluant (P. 978, 975, 963),[4] 389 dénicher (P. 979) des *Atlas ling.*[5], Fankhauser, *Val d'Illiez* 141, Anm. 2 *apəñi,* Cerl. Valdost. *apeillé,* Const. u. Dés. sav. *apəñe* etc., Brachet sav. *appellier,* Puitspelu lyonn. *apio,* vielleicht auch *appeillir,* Ravanat Grenoble *appiâ,* Mistral *apiha, apilha* etc.

Wenig überzeugend ist der Rekonstruktionsversuch eines französischen *lappul(l)a-Gebietes.[6] Auch die Begründung des Typus *lappúl(l)a befriedigt nicht. *napolier* ist nur in den Waldensermundarten und in dem Gebiete von Briançon (P. 971), das sprachlich gewöhnlich mit den Waldensermundarten zusammengeht, zuverlässig belegt. Die *napolier*-Belege, die anderswoher stammen, machen durchaus den Eindruck verschleppter

---

vgl. K. 171 bras. Die Regelmäßigkeit der Resultate in der Schweiz spricht für eine recht alte formale Vermischung von lapathium und lappa. Doch möchte ich die Möglichkeit der Erhaltung von *p* in lapathium unter gelehrtem Einfluß nicht ausschließen.

[1] Es ist übrigens bezeichnend, daß sich Tschirsch in seinem *Handbuch der Pharmakognosie* II, 1, 218 veranlaßt sieht, die Unterschiede in den Blättern dieser Pflanzen besonders festzustellen.

[2] Vgl. *napperon* 'Klette' zu *nappe.*

[3] Formal wäre auch [*appilloir*] möglich; -atorem und -atorium fallen in diesen Mundarten zusammen. Vgl. *Arch. glott.* 11, 335 und *Studi romanzi* 10, 33 f.

[4] In P. 955 (Savoie) hat wohl *peñe* das Fragezeichen nicht verdient.

[5] Vgl. [*empiller*] im Wallis auf der Karte 455 empoigner.

[6] Zugunsten der Verfasser sei noch auf P. 814 (H. Loire) *grapuva* der Karte gratteron hingewiesen.

Wörterbuchformen, die für eine sprachgeographische Untersuchung keinerlei dokumentarischen Wert besitzen.

napolier finde ich bei Rob. Estienne, *Dict. fr.-lat.* 1549 nicht, sondern erst in der Neuauflage von Thierry (1564), und zwar ausdrücklich mit dem Zeichen versehen, das die Beifügungen von 'M. Jehan Thierri & plusieurs aultres sçauants personnages' andeutet.

Zu S. 31 f. Der geographische Zusammenhang zwischen den Typen [*lappeux*],[1] [*lippeux*], [*limpeux*] der K. 1581 gluant des *Atlas ling.*, die ihrerseits von *lipa, lepa, lüpa* 'lecken' (Mistral) nicht zu trennen sein werden, verbietet, das Verbum *lapper* in der Bedeutung 'klebrig sein', wie wir es im Champagnischen und Burgundischen finden,[2] von lappa abzuleiten.[3] Dagegen mögen der Stammvokal und die sekundäre Bedeutungsentwicklung 'kleben' > 'ergreifen' (refl. 'sich an etwas machen' etc.), wie sie das Burgundische und das Bourbonnais aufweisen,[4] dem Anklang an lappa zu danken sein. Umgekehrt ist *lappe* 'Klette' im Bourbonnais wohl eben gerade durch *lapper* gehalten worden.

Zu S. 32 ff. Den Abkömmlingen von drauoca sei beigefügt: Leysin *lə drutse* f. pl. 'Petasites vulgaris'.

Zu S. 38 f. Daß *gletton* auf frankoprov. Gebiet mit dem Typus [*lietter*], [*alietter*] in Verbindung gebracht worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Zur Verbreitung von [*lietter*] mit der Bedeutung 'binden', 'anbinden', 'befestigen' etc. vgl. *Atl.* 767 lier les gerbes, Bridel 226 *liettha* 'tordre; attacher, accrocher', ebenda 200 *hlletta, gletta, lietta* 'tordre; prendre, attraper; lier, attacher', Hérém. 110 *ɦeta,* Vionn. 182 *deta,* Val d'Ill. 142 *đetä,* Leys. *đε ᵃ,* Häfelin Freibg. 176 *liεttå* 'saisir', Blon. 325 *ɦεtå,* Const. Dés. 249 *lieta* 'lier, attacher, coller'.

Mit Präfix ad-[5]: Bridel 10 *allietta* 'attacher, lier, coller agglutiner, avoir de l'inclination pour quelqu'un', Odin, Blon. 12 *aɦεtå* 'adhérer, agglutiner', dazu das Beispiel *la ɦ tala l ah t ei-z åɦõ k õ pou på s' è deferε* [la liettelle elle aliette aux haillons qu'on peut pas s'en défaire] = 'le grateron s'attache [de telle façon] aux vêtements qu'on ne peut pas s'en défaire'.

Von den Ableitungen ist Leys. *đεtõ* 'Strick zum Anbinden der Kühe' bemerkenswert, das zeigt, wie nahe Berührungspunkte *gletton* (*gl* > *ɦ*!) mit [*lietter*] hatte.

Das von Cornu zitierte *lietála* 'Klette' (so, nicht *lietáta* ist S. 39 Anm. offensichtlich zu lesen; korrigiere dort auch Nevey in Vevey) findet man in dem oben aus dem Wörterbuch von Blonay zitierten Beispiel. Siehe dort auch S. 325 unter *ɦεtala* = 'Lolch' und 'Klebekraut' (Galium aparine). Vgl. Brid. 226 *liettala* s. f. 'glouteron, gratteron Galium aparine' (Lavaux).

Es ist der lautliche Übergang *gl* > *ɦ*, der *gletton* in den Bannkreis von [*(a)lietter*] gezogen und die Wortbildung neu angeregt hat. Die Typen [*(a)lietton*], [*(a)liette*],[6] [*liettelle*] sind also neben die kletto-Formen mit Einmischung von Verben wie *gratter, gripper, grapper* etc. zu stellen.

---

[1] Dieses bei Tarbé II, 80 belegt. *lipeux* finde ich bei Mège, *Souv. de la langue d'Auv.* S. 156 mit der Bedeutung 'gras, visqueux, gluant, filandreux'.

[2] Vgl. Tarbé, Baudouin, Chambure. Barbier, *Rev. l. r.* 51, 273 zitiert auch Lalanne poitev. *lapai* 'saisir, empoigner, coller', was ich nicht kontrollieren kann.

[3] Nicht weit von dem *lapo* von P. 841 der K. limon findet sich *lipon.* Vgl. Mistral *lapo, làpio, loupa* 'boue, vase' etc., *lapoun* 'limon, vase', *limpo, limpoun* in derselben Bedeutung.

[4] Chambure, Duchon, Choussy.

[5] Von einer lautlichen Erklärung von *a-* in *aɦεtõ* etc. kann nicht die Rede sein.

[6] [*liette*] in P. 977 der K. 1584 gratteron; vgl. ähnlich neben einem

Das sav. *agńeta* 'englué' und *agńεtā* 'gluant' der K. 1581 gluant gehört zu dem von Constantin und Désormaux S. 11 aus derselben Gegend verzeichnten *agńəta* 'coller, accoupler, attacher', zu dem das zitierte Wörterbuch *agńətō* stellt = 'tête épineuse du chardon, de la bardone ou autres plantes semblables, dont les enfants aiment à se servir comme projectile'. Von dem eben erwähnten Verbum *agńəta* nicht zu trennen ist das ebenfalls savoyische *gńəta* (Const. Dés. 207) 'attacher, accoupler, mettre sous le joug'. Daß der Anlaut *gń* hier lautlichen Fluktationen zwischen *gń* und *ń* zu verdanken ist, wird durch die Form *gńõ* 'Gemüse' (Const. Dés. 208) nahegelegt, anderswo *ńõ* (Const. Dés. 249, vgl. Bridel 226 *liong* etc.). Doch ich gerate in ein Dickicht, das zu lichten nicht Aufgabe einer Rezension ist. Ich weise nur noch darauf hin, daß die Rückbildung von *ń* anscheinend bis zu *gl* gehen kann; so erklären sich *glətańe* s. f.[1] 'lanière de cuir servant à assujétir le joug sur la tête des bœufs; cordon de cuir servant à lacer la chaussure' (Const. Dés. 207) und *agleti* 'coller' (Const. Dés. 11), und es fällt neues Licht auf den Anlaut von *glop̄e*, das man nun kaum mehr mit Gamillscheg und Spitzer S. 72 als Kontaminationsprodukt von *gletõ* + *lop̄e* wird ansehen wollen.[2] Anderseits geht aus dem Gesagten hervor, daß nicht nur ein sav. *gńetõ*, sondern selbst ein *gletton* (P. 954 der K. bardane) das Anhaften (T. *lietter*) als Vorstellungsbestandteil enthalten kann.

Was zu S. 41—45 anschließend an amarifolium gesagt wird, steht größtenteils in der Luft.

Zu S. 44. Der Vergleich mit den Karten 552 fer und 1371 ver zeigt, daß es sich bei *amel* 'Galle' nicht um eine Kontamination *amer* + *fiel*, sondern um lautliche Entwicklung handelt.

Zu S. 48, Anm. 1. *kawe* kann nicht [*queue*], höchstens eine Ableitung davon sein.

Zu S. 51. Der für Ostfrankreich charakteristische Ableitungstypus von *peigne* sowohl in der Bedeutung 'Weberkarde' als in der Bedeutung 'Klette' ist [*peignot*],[3] nicht [*peignon*], das nur in P. 132 (und P. 59?) der Karte bardane vorkommt, wo die Nasalierungsverhältnisse besonderer Untersuchung bedürfen. Damit fällt der Erklärungsversuch für [*glette*].

Zu S. 59, Anm. 1. Daß der Bedeutungsübergang 'Klette' > 'lästiger, zudringlicher Mensch' naheliegt (vgl. Bonhote, neuch. *pignet* 'importun, ennuyeux', it. *lappola* etc.), wird niemand bestreiten wollen. Trotzdem gehört venez. *lapiò* 'lästiger Mensch' (REW 4903), wie eine Durchsicht der ostoberitalienischen Dialektwörterbücher ergibt, nicht zu lappa 'Klette', sondern zu [*lappare*] 'schwatzen', 'trödeln', 'zaudern'. — Eine Spezialuntersuchung der Wörter vom Stamme lapp- würde sich lohnen. Die Bedeutungsentwicklung älterer Typen kreuzt sich hier mit stets imminenten onomatopoetischen und lautsymbolischen Neuschöpfungen.

Zu S. 67. Das *kokaku* von P. 196 (Wallonie) ist nicht *calcaculum, sondern höchstens *calca-in-culum und entspricht dem *cok-è-kou* von Forir Liège,[4] das in der Bildungsweise an das ebenfalls von

---

[*grippon*] ein [*grippe*] bei Dottin, Bas-Maine, neben *gratt(er)on* ein [*gratte*] in P. 296 der K. gratteron, dem das [*lappe*] des Zentrums zu [*lapper*] durchaus entspricht.

[1] Vgl. auch *grətańə*, das an das *gerteń* von P. 916 der Karte bardane erinnert.

[2] Vgl. Leys. *dop̄e*, Vionn. 54 *đop̄ə*, Frankhauser, Val d'Illiez 93 *döp̄ə* mit weiteren nützlichen Angaben.

[3] Dieser Typus reicht bis ins Neuenburgische, für das Bonhote, *Gloss. neuch.* 180 *pignet* 'fruit du glouteron ou de la bardane' verzeichnet. *-et* und *-ot* fließen bekanntlich in Ostfrankreich zusammen.

[4] Vgl. K. 456 emporter P. 196 *apwarte* gegenüber dem *epwarte* der Nachbarpunkte. Vgl. K. 465 j'entends.

Forir verzeichnete *pontt-è-kou* = [*point-en-cul*] zum Verbum *pontt* 'piquer' erinnert. Ob man das erste Element von *cok-è-kou* zu Sigart Mons *cōquier* stellen darf, bleibe dahingestellt. Liège (Forir), Verviers (Remâcle) *piskou* 'bardane', das Gamillscheg und Spitzer, soviel ich sehe, nicht anführen, gehört zum Verbum *pissî* 'pincer', ist also gleichgebildet wie *gratte-cul.* Forir verzeichnet endlich auch *pochett,* bei Sigart = convolvulus.

Auch sonst ließe sich noch dies und jenes nachtragen, wovon ich nicht weiß, ob es bei Rolland steht, den ich hier nicht zur Verfügung habe, und ob es die Verfasser absichtlich beiseite gelassen haben.

Die Zahl der kleinen Irrtümer und Druckfehler sowohl im Text als auf der beigegebenen Karte übersteigt das landesübliche Maß. Sprachgeographische Arbeiten bedürfen einer außerordentlich sorgfältigen Korrektur. Für ein Register wäre der Leser sehr dankbar gewesen.

Zum Schlusse sei noch einmal ausdrücklich gesagt, daß die Arbeit, trotzdem sie zu manchen Einzelaussetzungen Anlaß gibt, eine tüchtige Leistung ist, daß die Verfasser mit frischer Energie eine schwierige Aufgabe richtig angepackt und manches Problem zu einer glücklichen Lösung gebracht haben. Die sprachgeographische Betrachtungsweise ist für sie nicht bloß eine statistische Feststellungsmethode, sondern ein verfeinertes Arbeitsinstrument für die Gewinnung historisch-biologischer Erkenntnisse.

Bern. K. Jaberg.

Walberg, E., Quelques remarques sur l'ancien français 'ne garder l'eure que ...'. S.-A. aus Filologiska föreningen i Lund (Språkliga uppsatser IV). 1915. 15 S.

Schon vor ziemlich langer Zeit war man auf die Wendung *ne garder l'eure que* ... aufmerksam geworden, hatte nicht wenige Belegstellen beigebracht und war auch hier und da zu einer Erklärung fortgeschritten, aber es kam darauf an, weitere Umschau zu halten, d. h. eine viel größere Zahl von Beispielen zu sammeln, an allen Stellen den Sinn genau zu prüfen und, auf dieser Unterlage fußend, zu einer möglichst allseitig befriedigenden Deutung des Ausdrucks zu gelangen. Man darf wohl sagen, daß E. Walberg dies in dem vorliegenden, leider nicht bequem zugänglichen und auch nicht gerade sehr übersichtlichen Aufsatze unternommen hat, wiewohl der Titel auf weniger schließen läßt und es S. 2 bescheiden heißt: *peut-être ne sera-t-il pas inutile . . . d'ajouter quelques remarques supplémentaires à ce qui a déjà été écrit là-dessus.* Allerdings scheint mir auch jetzt noch keineswegs das letzte Wort über den Gegenstand gesagt zu sein.

Es befremdet zunächst, daß bei der S. 1—2 angeführten Literatur fehlt: Bischoff, Der Konjunktiv bei Chrestien S. 87, die Anmerkung zu II, 86 der 1. und 2. Auflage meiner 'Zwei altfranz. Dichtungen', sowie die Bemerkungen von Ebeling (zur 1. Aufl.) in der Zs. f. franz. Spr. XXV 2, 34 und Alfred Schulze (zur 2. Aufl.) ebd. XXXIX 2, 173—174. Hinzugefügt sei hier gleich als später dazugekommen meine erweiterte Anmerkung in der 3. und 4. Auflage (1916, 1919) und für das Provenzalische meine 'Provenzalische Studien' (Schriften der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg 37. Heft, 1919) I, 75 zu 60, 3.

Was Gestalt und Konstruktion betrifft, so erfahren wir durch W., daß auch *ne garder quel*[1] *ore* einmal begegnet, womit das prov. *non gardar cora* (s. meine 'Prov. Stud.' a. a. O.) zu vergleichen ist, ferner, daß man im Alexander-Roman auch *ne g. que l'eure que* ... findet, an welcher

[1] Das folgende *mais tut tens l'atendez* (Hs. *lentendez*) zeigt deutlich, daß nicht etwa *que l'ore* zu schreiben ist.

Stelle fünf andere Handschriften das gewöhnliche *ne g. l'eure* bieten, zwei aber *ne g. mais l'eure* und drei weitere *ne g. ne mais l'eure* aufweisen; hierher stelle ich noch Guillaume le Maréchal 11 647—48: *Si que je ne gardoe l'ore Ne mais que il me corust sore*, wo *ne g. l.* schon wie eine zusammengewachsene Verbindung erscheint. Des weiteren wird ein *esgarder le hurre* mit *kant* + Konjunktiv und Indikativ (s. das zweite Verb) aus dem Théophile-Mirakel festgestellt: ich verweise noch auf *regart l'eure que terre pour mes pechiez m'engloute* (Rustebuef ed. Jubinal III, 314, V. 14), wo freilich die andere Hs. *ne gart l'eure* hat. Für *l'eure* erscheint an einer Stelle auch *le terme*; auf beide Ausdrücke zusammen trifft man, wie ich hinzufüge, bei Rustebuef III, 272, V. 690: *Ne garde l'eure ne le terme Que vif deable estranglé l'aient.* Auch *ne* begegnet im *que*-Satz; zu dem S. 8 zitierten Beispiel gesellt sich noch: *que ne gars l'eure qu'en mer ne verse* (Monmerqué et Michel, Th. franç. S. 522). — Was Tempus und Modus angeht, so sehen wir, daß im Hauptsatz das Futurum steht und zugleich im Nebensatz der Indikativ mehrfach auch des Futurums, aber auch einer anderen Zeit; ingleichen findet sich der Konjunktiv bei vorangehendem Futurum. Den beigebrachten Beispielen (unter ihnen auch eins mit *si* für *que*) schließe ich an Jehan et Blonde 4122—23: *Cha! vous ne garderes ja l'eure Que li quens et sa gent venrront*, und eine weitere Stelle, die im *que*-Satz den Indikativ zeigt und im Hauptsatz das Präsens: *ne garde l'eure que cil vient* (Eracle 5896). — Endlich begegnen zwei Hauptsätze nebeneinander, von denen der zweite unsere Wendung enthält. Den drei S. 5—6 beigebrachten Stellen[1] füge ich hinzu Montaiglon-Raynaud, Rec. gén. d. fabl. I, 250: *Je vi ore vostre seignor Qui revendra, je ne gart l'eure*, und weiterhin ein Beispiel, wo *on ne garde l'eure* mit *que* angeschlossen ist. *la Mort vient que on ne garde l'eure* (Sprichwörtersammlung des Mielot ed. Ulrich in Zs. f. frz. Spr. XXIV, 191, No. 177); auch sei in diesem Zusammenhang noch gleich eine Stelle namhaft gemacht, welche ein aus unserer Wendung gewonnenes Substantiv *l'eure-garde* aufweist, das mit *se doner* verbunden ist: *Tres chiere dame, il l'esconvient Que un petit encore endurez. L'eure-garde ne vous donrez, Que Dieu si grant bien vous fera Qu'a joie vous delivrera* (Th. franç. S. 552).

Hinsichtlich der Bedeutungen hätte W. sich klarer und bestimmter ausdrücken können. Er bemerkt zwar im ganzen richtig, daß *ne garder l'eure que ...* bedeutet *'s'attendre à ce que tel événement se produise d'un moment à l'autre, prévoir qu'il se produira sous peu'*, und führt eine Reihe von Beispielen dafür auf, die ich hier nicht vermehren will,[2] wendet sich dann aber nicht entschieden genug gegen die Meinung von Perle und Nyrop, die aus dem ursprünglichen Sinn 'nicht auf die Stunde achten, wo' den von *'chercher à l'éviter', 'l'attendre tranquillement'* (*comme expression d'une forte résignation*) herleiten, sondern sagt nur: *dans plusieurs des passages cités jusqu'ici le calme résigné indiqué par MM. Perle et Nyrop est bien incertain.* Auch muß es befremden, daß es S. 6 wieder nur heißt: *de quelques-uns de ces exemples il ressort avec toute évidence que la locution ne signifie pas simplement 's'attendre à, prévoir tel événement' mais que celui-ci doit arriver d'un instant à l'autre*, während es heißen mußte, daß dies aus allen deutlich hervorgeht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Redensart in den allermeisten Fällen nichts anderes bedeutet als 'jeden Augenblick einer Sache gewärtig sein', 'jeden Augenblick darauf gefaßt sein müssen'. Beachtenswert ist dabei, daß sehr oft der

---

[1] Auch das S. 7 unten aus Rustebuef angeführte Beispiel gehört hierher.

[2] Es seien immerhin ein paar neue Fundstellen genannt: Rom. d'Alix. S. 11, V. 31, Tournoiement Antecrit V. 264, Th. franç. S. 394 u. 593, Rec. gén. d. fabl. II, 106.

Inhalt des *que*-Satzes etwas für das Subjekt Peinliches darstellt; daraus erklärt sich, daß die Wendung sich zuweilen stark dem Sinne von 'fürchten' nähert, wie in dem Beispiel, das W. S. 7 aus dem 'Atre perilleus' anführt, ja geradezu 'fürchten' heißt, wie an den beiden, hier (s. vor. Seite) erwähnten Stellen, an denen sich *ne* im *que*-Satze findet. Die eben genannte Bedeutung 'jeden Augenblick auf etwas gefaßt sein müssen', die durch den Zusammenhang an mehreren Stellen gefordert wird, liegt ganz besonders vor in den Fällen, wo die Wendung als zweiter Hauptsatz auftritt, s. hier auf voriger Seite; sie setzt voraus, daß, wie *n'avoir garde, n'avoir paor, doutance* auch 'nicht Furcht zu haben brauchen' heißt, *ne garder l'eure* auch 'nicht auf die Stunde zu achten brauchen' bedeuten konnte, und dafür spricht noch deutlich die Stelle aus G. de Beaulieu *vous ne gardez quel ore mais tut tens l'atendez,* wo *ne garder* zweifellos 'nicht zu achten brauchen' heißt. — Eine zweite, weit seltenere Bedeutung, die W. feststellt, nachdem ich schon in der 2. Auflage meiner 'Zwei altfranz. Dichtungen' (1911) auf sie hingewiesen hatte, ist 'es mit etwas eilig haben', 'es nicht erwarten können', 'es lebhaft wünschen'. Allerdings wäre von den vier Belegen, die er aufführt, nach seiner Meinung nur einer entscheidend. Das ist nicht ganz richtig. Die Stelle aus dem 'Cor. Loëis' scheidet freilich aus, wenn man mit Langlois der Lesart von A folgt, was der Zusammenhang gebietet, und weiter gehört die Stelle aus dem Trojaroman nicht hierher, wohl aber liegt unser Sinn an der Mousket-Stelle (Fortune hat es eilig, das Oberste zu unterst zu kehren) fast ebenso deutlich vor. wie Montaiglon-Raynaud, Rec. gén. II, 90: *Sa queste et ses deniers en trait; Ne garde l'eure qu'i[l] l'ait fait, Moult forment se haste et esploite.* Hinzufügen kann ich noch einen ebenfalls ganz sicheren Beleg aus Aliscans: *Cil pautonier qui sont de pute orine Je ne gart l'ore j'en face decipline* (G. d'Orange ed. Jonckbloet S. 339, V. 4704—05, in der Ausgabe von Wienbeck-Hartnacke-Rasch V. 4453—54). — Eine dritte Bedeutung formuliert W. S. 10 nicht genauer, sondern sagt nur: *c'est qu'on se laisse surprendre par l'événement, qu'il arrive sans qu'on s'y attende,* also 'unversehens'. Von den angezogenen Beispielen sind die beiden letzten abzutrennen, denn es liegt hier nicht, wie W. meint, eine *'fusion'* vor, sondern wir haben es, wie schon der Konjunktiv zeigt, nur mit dem ersten Sinne zu tun. Die übrigen Stellen, denen sich die hier oben angeführten aus Jehan et Blonde und Eracle zugesellen, weisen alle den Indikativ im *que*-Satze auf. Prüft man an ihnen aufmerksam den ganzen Zusammenhang, so sieht man, daß bei G. Alexis eine Übersetzung mit 'unversehens' sich rechtfertigen läßt, wie sie denn auch an der Stelle aus Mielot (s. hier oben) das natürlichste ist, aber an den anderen Stellen heißt es m. E. geradezu 'bald'; eine nähere Begründung würde hier zu weit führen, und ich will nur bemerken, daß dieser Sinn besonders deutlich an den Beispielen aus Blancandin und Eracle zutage tritt.

Was nun die Hauptsache, die Erklärung der verschiedenen Bedeutungen, betrifft, so kann man sich mehrfach mit Walberg, soweit wie er sich deutlich äußert, nicht einverstanden erklären, am ehesten noch, wenn er zu der ersten und häufigsten bemerkt: *cette locution veut dire d'abord, ne pas faire attention au, ne pas se soucier du moment où tel événement se produira, d'où 's'attendre à ce qu'il se produise d'un moment à l'autre.* Bischoffs Auffassung 'ich kann nicht einstehen für den Zeitpunkt ..., weil dies eben jeden Augenblick stattfinden kann' ist, wie ich hier zurückgreifend anschließen möchte, unhaltbar, und ich wundere mich, daß sie eine Art Beifall bei A. Schulze (Zs. f. frz. Spr. XXXIX 2, 174) gefunden hat, der im übrigen mit Recht Ebelings Erklärung 'sich vor der Stunde nicht zu hüten brauchen, sie ist schon da' (Zs. f. frz. Spr. XXV 2, 34) zurückweist. Gar nicht befriedigt Försters Glossierung im Crestien-Wörterbuch für die Erec-Stelle 2993 'ich kann den Augenblick nicht berechnen, nicht voraussehen'. Ich habe schon in der 1. Auflage meiner 'Zwei altfranz. Dichtungen'

gesagt: 'auf die Stunde nicht achten, daß das Betreffende geschehe', d. h. 'jeden Augenblick darauf gefaßt sein'. Das deckt sich ungefähr mit dem, was Walberg bemerkt, und wenn ich nicht den Beifall von Ebeling und Schulze fand, so liegt dies wohl daran, daß ich 'Stunde' nicht gesperrt gedruckt oder 'bestimmte' nicht in Klammern hinzugefügt hatte; in der dritten Auflage glaube ich mich klarer ausgedrückt zu haben, und ich sage jetzt noch deutlicher in der vierten: 'nicht auf die Stunde, d. h. nicht auf den bestimmten Zeitpunkt achten' (ein solcher ist nicht gegeben), daher 'jeden Augenblick des Eintretens eines Geschehnisses gewärtig sein', oder auch 'jeden Augenblick darauf gefaßt sein müssen'. Mit anderen Worten, ich betone das *l'eure* und verstehe es als 'eine bestimmte Stunde', 'einen bestimmten Zeitpunkt', und daß es dies heißt, wird m. E. durch das Danebenstehen einerseits von *terme* und andererseits von *ne garder quel eure* (s. die Beispiele oben) bestätigt. Mit dem gleichen Sinn haben wir es auch in den vereinzelten Beispielen zu tun, wo im Hauptsatz kein *ne* steht (s. oben), oder wo wir *ne g. que* (*mais, ne mais* [1]) finden. Auch hier liegt zwar keine gegebene, festgesetzte Stunde vor, aber sie ist gleichsam in der Phantasie des Sprechenden vorhanden, weil er sie immer vor sich sieht, sie ihm deutlich vor Augen steht, er die Stunde erwartet, in der das Bedrohliche eintreten wird (Indik.) oder eintreten kann (Konj.).

Wie lassen sich nun mit der ersten, häufigsten Bedeutung die beiden anderen 'es eilig haben mit' und 'bald (unversehens)' vereinigen? Ich fasse zunächst die letztere ins Auge, für die Walberg mit *c'est qu'on se laisse surprendre par l'événement* gewiß keine richtige Erklärung gibt, und schicke zur größeren Deutlichkeit eine Stelle aus dem Escoufle 7668 ff. (Walberg S. 10) voraus: *Les puceles en ont ëu Tel pitié que cascunne en plore. Mais els ne garderont ja l'ore Que cil plour a ris tourneront; Que jou cuit bien qu'eles verront Par tans en la cambre tel rage Qu'ainc puis ... N'ot tant de joie ne tant ris en un ostel.* Es ist zu beachten, daß an allen Stellen der Indikativ steht und das Eintreten eines Geschehnisses gar nicht in der Vorstellung des Subjekts liegt, sondern nur vom Schriftsteller als sicher hingestellt wird. Wenn letzterer nun im Hauptsatz, der meistens das Futurum zeigt, *ne garder l'eure* gebraucht, so will er sagen, daß die betreffende Person auf die Stunde des Eintretens gar nicht zu achten, sich darum gar nicht zu kümmern braucht (an allen Stellen ist *ne g. l.* = 'nicht auf den Zeitpunkt zu achten brauchen'), da das Eintreten selbst nicht nur gesichert ist, sondern auch nahe bevorsteht, näher als sie es ahnt. So kommt es zu den Bedeutungen 'bald' und zuweilen 'unversehens'; letzteres drückt Chrestien im Yvain 2661—62 auch mit *savoir l'ore* aus: *Ja, ce cuit, l'ore ne savra Qu'esperance träi l'avra.* — Was den anderen nur dreimal belegten Sinn angeht 'es eilig haben mit', 'es nicht erwarten können', 'es lebhaft wünschen', so kann ich Walberg nicht zustimmen, wenn er S. 8 meint, von der ersten Bedeutung zu dieser sei die Entfernung nicht groß, ja, ich finde gar keinen Weg dahin. Auch sagt er nicht, wie er sich diesen Übergang vorstellt, dagegen gedenkt er einer anderen Entwicklungsmöglichkeit: 'ne pas tenir compte de l'heure' [fixée], d'où 'ne pas attendre que l'heure soit venue', 'avoir hâte de faire une chose', allein diese ist doch sehr gezwungen und nichts weniger als überzeugend, denn der Betreffende denkt ja gerade an nichts anderes als den Zeitpunkt, wo er mit etwas fertig sein, oder etwas Ersehntes eintreten könne, man erwartet also ein *il garde l'eure.* Ich sehe nicht, wie man aus unserer Wendung selbst zu einer plausiblen Erklärung gelangen kann; im besten Falle bliebe immer der Sprung von einem *ne pas tenir compte de l'heure* [*fixée*] zu einem *ne pas attendre que l'heure soit venue*, und so zweifle ich denn nicht, daß sich eine andere

[1] Auch *mais fors* mit *n'atendre* im Hunbaut 2128—29: *Si que cil n'atent mais fors l'eure De morir sans autre confort.*

Ausdrucksweise eingemischt hat, nämlich das häufige *ne cuidier vcoir l'eure que* + Konj. 'etwas lebhaft wünschen', von der Walberg S. 14 in anderem Zusammenhang spricht. Den von ihm zusammengetragenen Belegstellen füge ich noch hinzu: Rom. de Renart ed. Martin I, 84, V. 2994, Philomena 460, Clef d'amors 3219, Rom. de la poire 2585 (formal etwas abweichend) und Floire et Blancheflor 2104, vgl. Jaufre I, 131 b: *Ni cuia la sazon vezer Que ab ella puesca parlar.* Ich meine also, daß *ne garder l'eure* von *ne cuidier veoir l'eure* beeinflußt wurde und zuweilen die Bedeutung des letzteren annahm. Den gleichen Sinn hat das italienische *non veder l'ora,* das W. S. 13 unter Hinweis auf Entsprechendes im Spanischen und Rätoromanischen in dankenswerter Weise berührt. Angeschlossen sei noch Rovetta, La signorina S. 355: *non vede l'ora di cacciarsi in letto,* sowie eine andere Stelle bei demselben Autor: *non vedeva il momento d'essere a Genova,* und bemerkt sei, daß schon Goldoni, Un curioso accidente II, 8 sagt: *non vedo l'ora di veder fremere, di vedere a disperarsi Riccardo,* während Boccaccio, um Gleiches auszudrücken, *gli parve mille anni che ...* gebraucht (Decam. III, 6; IV, 2; V, 8). Freilich begegnet die Wendung schon bei Giordano Bruno, Candelaio IV, 5, aber hier in einem ganz anderen, geradezu entgegengesetzten Sinn: *Ho inviato alla botteca di Consalvo il mio garzone per certa polvere, et non vede ora di venir. Bisogna ch'io vi vadi,* d. h. 'er hat keinerlei Eile', eigentlich wohl: er sieht nicht, findet nicht eine Stunde, wo er zurückzukehren hat. Auch im Altfranzösischen kommt übrigens einfaches *ne vcoir l'eure* (*le jor*) vor, so Rec. génér. d. fabl. I, 212, II, 106, aber es heißt da nur 'die Stunde nicht erleben'.

Schließlich sei noch ein Irrtum berichtigt, der sich im Rec. gén. d. fabl. II, 106 vorfindet. Dort sagt die Dame: *Faites le bien, si vos levez, Que mes sires vient du tornoi*; das darauffolgende *Par cele foi que ge vos doi, Ge ne gart l'eure que il viegne* wird nun von den Herausgebern als Rede des Guillaume aufgefaßt. Wäre dies richtig, dann müßte der letzte Vers dem Zusammenhange gemäß heißen: 'es ist mir ganz gleichgültig, ob er kommt', 'ich mache mir nichts daraus', ein Sinn, den *ne garder l'eure* sonst niemals hat. Es ist jedoch alles bis *eschaperez* Rede der Dame; die beiden Striche, die die Wechselrede anzeigen sollen, sind zu beseitigen, und damit erhält unsere Wendung wieder ihre gewöhnliche Bedeutung.

Jena. O. Schultz-Gora.

Dantis Alagherii De monarchia libri III rec. Ludovicus Bertalot. Friedrichdorf in monte Tauno apud Francofurtum apud editorem. 1918. 111 S. 8⁰. 2 M., für Seminare und ähnliche Studiengesellschaften bei 6 und mehr Abzügen 1,60 M.

Dieselbe Handschrift Bini, die Bertalot aufgefunden, und mit deren Hilfe er die Abhandlung Dantes De vulgari eloquentia in vielfach verbesserter Gestalt 1917 im Selbstverlage herausgegeben hat, enthält auch eine gute Abschrift der drei Bücher De monarchia. Auf Grund dieser Lesart und der Lesart weiterer elf Handschriften und unter Zuhilfenahme der Übersetzung Ficinos, der Editio princeps und der kritischen Ausgabe Wittes ist der Text neugestaltet. So durchgreifende Änderungen wie bei der Vulgaris eloquentia konnte man hier nicht erwarten, da der Text in den bisher bekannten Handschriften schon gut überliefert war. In einzelnen Kleinigkeiten ist aber doch manches gebessert, z. B. gleich I, 1, 1 *quos ad amorem*; II, 1, 17—18 die Herstellung von Wittes *uitio* und *unico* usw., und die Satzzeichensetzung ist einer gründlichen Neuordnung unterzogen. Das Lesartenverzeichnis ist beschränkt; die Abweichung einer einzelnen Handschrift, selbst wenn es sich um eine der vier handelt, die noch aus dem 14. Jahrhundert stammen, ist nicht immer angeführt. Daher kommt es wohl, daß

man an manchen Stellen über die abweichende Lesart Wittes weder bei diesem noch bei Bertalot Auskunft findet. So I, 3, 33 W *hoc etiam*, B *hoc*; I, 3, 35 W *sic et*, B *sic etiam*; I, 15, 19 W *est*, B *sit*; II, 5, 98 W *putavit*, B *putat*; III, 6, 4 W *ut*, B *quod*; III, 9, 76 W *esset*, B *est*; III, 9, 86 W *pacem mittere*, B *mittere pacem*; III, 10, 54 W *eo*, B *ea*. In der Rechtschreibung befolgt Bertalot den Grundsatz, den er in seiner Ausgabe der Vulgaris eloquentia befolgt hat, ohne ihn weiter zu begründen. In Fußanmerkungen werden die Quellen Dantes kurz angegeben. Leider fehlen aber jegliche Verzeichnisse, wie sie jener Ausgabe beigegeben wurden. Immerhin ist es aber sehr erfreulich, daß man Dantes wichtige Schrift jetzt in einer so sorgfältigen, gut gedruckten und billigen Ausgabe lesen kann.

Halle. Berthold Wiese.

Dr. Werner von der Schulenburg, Ein neues Porträt Petrarcas. Eine Studie über die Wechselwirkung zwischen Literatur und bildender Kunst zu Beginn der Renaissancezeit. Bern, Francke, 1918. 64 S. Lex.-8⁰ und 4 Tafeln. M. 10.

Verfasser macht den ganz verunglückten Versuch, den Krieger auf der Miniatur Simone Martinis in der Virgilhandschrift Petrarcas als ein Bildnis Petrarcas zu erweisen. An zwei dünnen Fäden reihen sich die Beweisgründe auf. Das von de Nolhac entdeckte Petrarcabild, meint Verf. zunächst, kann nicht ähnlich sein, denn es stimmt nicht zu anderen gleichzeitigen Darstellungen, und Petrarca war auch nicht so schön, sondern eher häßlich. Ich sehe nun keinen so großen Unterschied in den verschiedenen Miniaturen und Bildern, die Anspruch auf Echtheit haben, von dem Bilde in der Franz von Carrara gewidmeten Handschrift der De viris illustribus. Weiter ist es nicht richtig, daß sich Petrarca selbst für häßlich erklärt hat. Er sagt in dem Briefe ad posteros: 'Forma non glorior excellenti, sed quae placere viridioribus annis posset: colore vivido, inter candidum et subnigrum, vivacibus oculis ...', und die S. 19 aus De contemptu mundi angeführte Stelle besagt wegen des asketischen Charakters der Schrift nichts; im Gegenteil liest man zwischen den Zeilen, daß Petrarca sich für hübsch hielt. Boccaccio, der Petrarca doch genau kannte, sagt von ihm: 'Forma venustus, facie rotunda atque decorus', und Filippo Villani: 'Fuit poeta aspectu pulcher et venerabilis, statura procerus, hilari facie et lineamentis, proportionata venuste ...' Ganz verkehrt ist aber die Erklärung des Namens S i l v a n u s, den Petrarcas Freunde ihm scherzweise gaben: 'Gewichtige literarische Quellen zeigen nämlich, daß Petrarca in der Zeit seiner Mannesjahre nicht nur in seiner Lebensführung, sondern auch in seinem Äußeren sogar etwas Faunisches gehabt hat. Die Freunde nannten den Einsiedler von Vaucluse scherzweise Silvanus: "Multi ex nostris in omni sermone saepius me Silvanum quam Franciscum vocant", schreibt der Dichter harmlos an seinen Bruder, farm. X, 4.' Es handelt sich um den bekannten Brief, in welchem Petrarca-Silvius seinem Bruder-Monicus den Sinn der Ekloge Parthenias erklärt und von dem Namen sagt: 'Nominum ratio haec est: primi quidem tum quia in silvis res acta est, tum propter insitum ab ineunte aetate urbis odium amoremque silvarum, propter quem multi ex nostris in omni sermone saepius me Silvanum quam Franciscum vocant.' Silvanus bedeutet also, wie Verfasser hätte sehen müssen, wenn er die Stelle gelesen hätte, und wie auch aus de Nolhac zu erkennen war, wie Silvius nur der Liebhaber der Einsamkeit.[1]

[1] Das beweist auch die zehnte Ekloge über den Sturz eines Lorbeerbaumes, den Verfall der Dichtkunst und den Tod Lauras, in der Petrarca sich S i l v a n u s nennt, und vgl. auch Boccaccio in seiner Vita: 'Nam quamquam solitudine ... delectatur, quod ipsemet in quadam ecloga sua,

Diese Auffassung des Verfassers leitet nun aber zu dem zweiten Teile seiner Arbeit über, der eine Miniatur Simone Martinis mit 'faunischem' Gesichtsausdruck als realistisches Petrarcabild zu erweisen sucht. Zunächst wird behauptet, daß der römische Hauptmann auf der Kreuzigungstafel dieses Malers ein Selbstbildnis des Künstlers sei, denn das S. P. in der Fahne bedeute nicht etwa, wie gewöhnlich, senatus populusque romanus (Q. R. sind verdeckt), sondern Simon pinxit. Dazu sollen noch um den Kopf die Buchstaben S. A. S. P. stehen und Simon a Sena pinxit bedeuten. Ich erkenne sie nicht und finde *a* statt *de* auffällig. Unter allen Umständen ist die Deutung nicht sicher. Die Gesichtszüge dieses Bildes werden nun in der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kopie eines Gemäldes aus der Sainte Chapelle in Paris wiedergefunden, welches den Besuch des späteren Königs Johann von Frankreich bei Clemens VI. in Avignon (1342) darstellt. Der Mann, welcher dem Papste in des Herzogs Namen ein Diptychon in senesischer Art überreicht, soll somit Simone sein, und folglich soll auch das überreichte Bild von ihm herrühren. Ich finde keine große Ähnlichkeit zwischen beiden Gesichtern. Dieselben Züge soll nun endlich auch noch der Servius auf der bekannten Miniatur Simones in Petrarcas Virgilhandschrift tragen, so daß auch diese Figur ein Selbstbildnis des Malers wäre. Diese Miniatur ist nämlich nach Verf. allegorisch zu fassen, und ihre von Petrarca in lateinischen Versen beigegebene Erklärung, daß Servius Rittern, Landleuten und Hirten Virgils Werke erklärt, ist nur der wörtliche Sinn, die schöne Hülle; der eigentliche Sinn ist, daß Servius-Simone dem Ritter (Scipio)-Petrarca in Virgil-Petrarca seine eigene künftige Dichterkrönung zeigt. Denn der Dichter trägt die verklärten Züge des Ritters, und dessen Erstaunen ist auf die Erkenntnis, sich sich selber gegenüber zu sehen, zurückzuführen. Daß dieser Dichter aber Petrarca ist, wird so erwiesen: 'Und ehe die Einladungen (zur Dichterkrönung) von Rom und Paris angelangt waren, malte er dem Dichter für seinen Vergil die eigene bevorstehende Krönung, eine höfliche, freundschaftliche Schmeichelei, ein Entgegenkommen des zarten Malers gegen den aktiven Dichter. Petrarca wird im Kostüm des Scipio Africanus dargestellt, des Helden seines Krönungsepos, des Eroberers Afrikas, mit den Löwenköpfen an den Knien. Aber nicht nur weil er Schöpfer Scipios ist, läßt sich Petrarca von Simone so darstellen, sondern als wiedergeborener Scipio. Petrarca ist Scipio usw.' (S. 42.) Weiter heißt es S. 43: 'Mit dieser Verherrlichung seiner Persönlichkeit als Scipio auf der Miniatur ist der Eitelkeit Petrarcas aber noch nicht Genüge getan. Auch von Vergil steckt ein Teil in ihm' usw. Auf eine Wiedergabe der Gedanken, wie auch die eigenhändige Eintragung Petrarcas über Lauras Tod vor der Miniatur mit dieser Allegorie in Zusammenhang zu bringen ist, verzichte ich. Es sind noch größere Hirngespinste als die vorherigen Ausführungen. Die philologische Vorbereitung des Verfassers ist übrigens viel zu dürftig; er beschränkt sich eigentlich darauf, einige Stellen aus Körting und de Nolhac auszuschreiben. Man versteht daher nicht, was die zahllosen Literaturangaben S. 5—10 sollen, die dazu zum Teil ganz ungenau sind. Das aus de Nolhac stammende Zitat S. 19 gehört nach S. 20, wo es ebenso verstümmelt wiederholt ist. In den Literaturangaben fehlt Corazzinis Ausgabe der Briefe Boccaccios bezeichnenderweise. Überzeugungstreue kann man der Arbeit nicht absprechen, aber Überzeugungskraft.

Halle. Berthold Wiese.

---

cui nomen Argus, testatur amplissime se posterum Solivagum ac etiam Sylvium vocitando, fuit tamen et est homo moribus et loquela civilis ...' (Ausgabe Solerti S. 260).

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. XVIII. Jahrgang, 1917. 5. bis 6. (Schluß-) Heft. Mitte Februar 1918. Wien, Gerold & Co., 1918. [L. von Führer: Bilder aus Sekular, Velika, Plav und Gusinje (mit 5 Abbildungen). — R. Kühnelt: Das Weib in Montenegro. — A. Dachler: Alte deutsche Siedlungen im nordöstlichen Italien (mit 9 Grundrissen).]

Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts (Neue Folge der ‚Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte'. Schriftleitung: Prof. Max Herrmann). Berlin, Weidmann, 1916. VI. Jahrgang, 1. Heft [E. Schwabe, Der Methodiker Joh. Rhenius (1574—1639). Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte von Melanchthons lateinischer Grammatik. — R. Stölzle, Schulerinnerungen eines Würzburger Jesuitenzöglings aus den Jahren 1755—63]. — 2. Heft [E. Körner, Erasmus Alber als Pädagog. — A. Arnheim, Die 'Musicomastix' des Elias Herlicius. — R. Köhler, Das höhere Schulwesen im Herzogtum Anhalt bis zum Jahre 1910]. — 3. Heft [F. Boehm, Antike Kinderspiele. — A. Herr, Die Bücherverzeichnisse der ehemaligen Schlaggenwalder Lateinschule. — A. Schnizlein, Schulgeschichtliches aus Stipendiatenbriefen]. — 4. Heft [Quellen und Abhandlungen: B. A. Müller, Zur Ikonographie Jakob Wimpflings. — R. Stölzle, Pestalozzi und die bayrische Regierung im Jahre 1802. — S. Aschner, Der deutsche Unterricht und die Romantik].

Litt, Th., Geschichte und Leben. Von den Bildungsaufgaben geschichtlichen und sprachlichen Unterrichts. Leipzig, Teubner, 1918. V, 194 S. M. 3,60. [Der Titel läßt Gutes erwarten. Wer sollte in dieser Zeit allgemeinen Umsturzes nicht aus dem Studium der Vergangenheit Lehren für die riesigen Aufgaben der Gegenwart erhoffen? Je weitere Schichten der Bevölkerung in einem demokratischen Gemeinwesen zur Teilnahme an der Regierung gelangen, desto notwendiger wird historisch-politische Massenbildung. Was ist das Ziel des Verfassers? Im Kapitel 'Normen der Gegenwart' bezeichnet er es als 'geistiges Gesamtgebilde', als 'Aufgeschlossenheit des Mitfühlens' und handelt von der Eingliederung alles Einzelwissens in dies 'historische Ganze', S. 182. Das ist die Denkweise eines Humanisten, der neben der Welt lebt. Der Engländer hat die Geschichte als das Erziehungsmittel für die Jugend zur Führung und Förderung seines Staates ausgebaut. Er hat damit seine Massen zu nationaler Gewissenhaftigkeit und zu umsichtigem sozialen Wissen gebracht. Werden wir auf die Dauer uns den Luxus einer so abstrakten Bildungsschönheit gestatten können? Und mit wie vielen Worten hat unser wohlmeinender Autor seine schönen Träume, die an transzendentale Philosophie erinnern, vorgetragen! Das Drucken scheint immer noch zu billig.]

Lenz, Max, Für die Hamburgische Universität. Zugleich eine Kritik der Gegner. Hamburg, Broschek, 1918. 51 S. 4°. [Ein Geschichtschreiber des Universitätswesens stellt hier aus genauer Kenntnis der Verhältnisse die Schwierigkeiten dar, die sich in der größten Hafenstadt Deutschlands der Ausbildung des Hochschulwesens entgegenstemmen. Ein Geist unmittelbarer Nützlichkeit und regionaler Beschränktheit werde überall fühlbar. Nicht einmal die Vertreter der neueren Sprachen würden sich in dem ihnen zugedachten Rahmen wohl fühlen können. Mit ganz anderem Verständnis für humanistische Dinge haben die Frankfurter die Universitätsfrage gelöst.]

Sachse, Arnold, Die Kriegsmaßnahmen der preußischen Unterrichtsverwaltung: I. Die Erhaltung der Schulen; II. Sorge für die Lehrer und ihre Zukunft; III. für die Familien der Lehrer; IV. Unterricht und Erziehung; V. Benutzung der Schule; VI. Zukunft der Schüler; VII. Fortsetzung der friedlichen Tätigkeit. (Internationale Monatsschrift, XI, 10. S. 1153—1196.) Leipzig, Teubner, 1917.

Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums, hg. vom Vereinsvorstand, redigiert vom Schriftführer S. Frankfurter. Wien, Fromme, 1918. Heft 18. 104 S. [Das Heft beginnt mit einem warmen Nachruf auf den Grafen Stürghk als früheren Uiterrichtsminister Österreichs und ist auch mit dessen Bilde geschmückt, in begreiflicher Erkenntlichkeit dafür, daß der Graf während seiner Amtstätigkeit die klassischen Studien möglichst gefördert hat. Dies Verdienst kann auch die Neusprachler erfreuen. Zu bedauern ist nur, daß er gleichzeitig die anglistischen Studien beschränkte, indem er eins der österreichischen Ordinariate für englische Philologie dauernd zu einem Extraordinariat zurückschraubte. — Weiterer Inhalt: W. Brecht, Klassisches Altertum und neueste deutsche Dichtung, S. 25—45. — L. Mitteis, Antike Rechtsgeschichte und romanisches Studium, S. 56—78. — Sitzungsberichte. — Zeitungsausschnitte].

Haberlandt, M., Völkerkunde. X. Allgemeine Völkerkunde. Mit 39 Abbildungen. (Sammlung Göschen, 73.) Leipzig, Göschen, 1917. 138 S.

Sieben-Sprachen-Wörterbuch: deutsch, polnisch, russisch, weißruthenisch, litauisch, lettisch, jiddisch, hg. im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost. Leipzig, Spamer, 1918. 420 S. [Unter erschwerenden Umständen in der Kriegszeit entstanden, als Nebenarbeit nach der laufenden Beschäftigung der Übersetzungsstelle, ohne wissenschaftliche Hilfsmittel und ohne die Möglichkeit, Fachleute zu dauernder Mitarbeit heranzuziehen. Die Worte sind aus dem täglichen Gebrauch des Lagerlebens geholt und dafür bestimmt. Bescheiden erbittet der ungenannte Verfasser die wohlwollende Nachhilfe kundiger Leser.]

Muhieddin, Ahmed, Türkischer Sprachführer. Taschenwörterbuch für Reise und Haus. (Meyers Sprachführer.) Leipzig, Bibl. Institut. 267 S.

Neuere Sprachen.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. (Vierteljahrsschrift der Schweizerischen Gseellschaft für Volkskunde, hg. von E. Hoffmann-Krayer und A. Rossat †.) XXII, Bd. 1, 2. Mit 12 Tafeln. Straßburg, Trübner, 1918. 128 S. Ausgegeben 1. 8. 1918 [L. Rütimeyer, Weitere Beiträge zur schweiz. Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin. Dazu Anhang: F. Fankhauser, Zu tessinisch *torba* 'Speicher'. — A. Rossat, Les 'Fôles'. VIII. — S. Meier, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt. II, III. — Miszellen. — Bücheranzeigen. — Bibliographie 1917].

Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte, Ludwig Geiger zum 70. Geburtstag (5. Juni 1918) als Festgabe dargebracht. Berlin, B. Bahr, 1918. XVI, 486 S. [Auf der ersten Seite feiert Fulda den Jubilar als 'redlichen Sucher' und 'redlichen Finder'. Dann charakterisiert ihn der Herausgeber Heinrich Stümcke, der hierbei im Namen der Gesellschaft für Theaterfreunde auftritt, als beliebten Hochschullehrer, emsigen Forscher, vielseitigen Schriftsteller und Herausgeber. Seinem Wunsche, dieser Kriegsband möge dem Vorkämpfer der Renaissance und Gegenwartsliteratur (dem auch das Archiv viele Beiträge verdankt), eine dauernde Erinnerung sein und zugleich von Deutschlands ungebrochener Kraft zeugen, kann man sich nur wärmstens anschließen. — Die Beiträge sind chronologisch geordnet und beginnen mit einer Studie von G. Ellinger über Georg Fabricius, der an der sächsischen Fürstenschule zu St. Afra in Meißen wirkte und

1545—52 drei lateinische Oden drucken ließ, dazu Reisegedichte über Italien und Straßburg, Hymnen und Engelslobgesänge. Seine reformatorische Lebhaftigkeit, seine Vorliebe für Vergleiche aus dem Landleben, seine Anlehnungen an Horaz werden hervorgehoben; dann auch die Eigenschaften seines dichterischen Freundes Adam Siber (1516—84), der als Rektor der Fürstenschule zu Grimma vorstand und sich mehr über häusliche und lokale Vorkommnisse verbreitete. Der individuelle Ton der Goethezeit soll von derlei neuliterarischen Dichtern ausgegangen sein (S. 12). War nicht schon Walther von der Vogelweide individueller? — Am meisten habe ich gelernt aus dem zweiten Beitrag, worin F. Liebermann die Anschauungen Shakespeares von Staat, Gesellschaft und Kirche aus dessen 'Heinrich VIII.' herausschält. Das Stück behandelte Halbvergangenheit; die Kämpfe lebten den Leuten, zwischen denen Shakespeare aufwuchs, noch in der Erinnerung; die Ergebnisse hatten seine Lebensform gemodelt: da ist eine besonders deutliche Parteinahme des Dramatikers zu erwarten. Liebermann findet seine Anschauung von der Sittlichkeit der höheren Gesellschaft selbständig, tief und düster (S. 14), wie sie eben ein Menschenbeobachter gewinnt, der mit mächtigen Adligen und leitenden Geistern persönlich verkehrt hat. Shakespeare hat nicht so sehr den König selbst, sondern vielmehr die zwei von ihm 'schmählich ins Unglück gestürzten Personen', Wolsey und Katharina, fein porträtiert. Die Staatsangelegenheiten, die laut Prolog den Hauptinhalt bilden sollten, werden im Drama nicht entfernt so fühlbar wie etwa bei Schiller. Mehr als in seinen früheren Königsdramen hält Shakespeare hier die hundert kleinen Einzelzüge seiner Quelle fest, viel mehr als es jemals Goethe getan hat. Anderseits vermeidet es dieser objektive Künstler, seinen Personen 'Ideen' in den Mund zu legen; er bevorzugt mit der Wirklichkeitstreue eines Modernen 'die gemischten, gebrochenen Farben der Charaktere', hatte wohl auch besondere Rücksicht auf Hof und Beamte unter seinen Zuhörern zu üben. Am Charakter des Königs hat der Dramatiker die nach englischer Nationalsitte bewährte äußere Form bei tyrannischer Handlungsweise, also die 'höfische Falschheit' festgehalten. Manche dunkle Flecken, obwohl sie geschichtlich beglaubigt waren, hat er fortgewischt: eheliche Untreue, Habgier, Blutgerichte aus Religionsgründen. Da er früher Richard III. und Johann Ohneland nicht schonte, hat er wohl auch hier nicht aus Monarchismus so gehandelt, sondern eher aus Rücksicht auf den Begründer der anglikanischen Kirche und den Großvater der populären Königin Elisabeth; als Cäsarist hätte er Heinrich weit übermenschlicher hinstellen müssen. Staatsrechtliches Denken hätte ihn veranlassen müssen, Heinrich wegen Mangels eines Erben von Katharina abrücken zu lassen. Individuelles Seelenleben ging ihm vor. An Wolsey dagegen hat Shakespeare mit 'genialem Ahnen' die staatsmännische Größe erkannt und sie seinen Tadlern gegenüber angedeutet; er sah namentlich, daß Wolsey das europäische Gleichgewichtsspiel mit England als Zünglein an der Wage begann. Gutgläubig übernahm er aus seiner Quelle das angebliche Doppelspiel Wolseys mit dem Papste als Ursache seines Sturzes; tatsächlich ist dies weder erwiesen noch wahrscheinlich. Cromwell wird nicht wegen seiner Förderung der Kronmacht und Verwaltung, sondern nur als kirchlicher Reformator gefeiert; Shakespeare zeigt sich hier ebenso der alten Kirche abgeneigt wie in 'Heinrich V.', wo er die Bischöfe einen Krieg als Abhilfe gegen ein antiklerikales Parlament anzetteln läßt. Daß Thomas Morus als Blutzeuge für römischen Katholizismus starb, wußte um 1613 jeder Engländer; Shakespeare wünscht ihm Ruhm übers Grab hinaus, verschweigt aber seine Hinrichtung, offenbar um den König oder die Anglikaner zu schonen. Den Adel bewundert er wegen seiner feinen Form, seiner Würde im Unglück, seiner Ritterlichkeit; er hat keine demokratische Ader; die 'heilige Königin' empfiehlt sterbend, ihre Hofdamen nur an

Adlige zu vermählen. Dieser Hofadel der Tudors erstrebte nicht mehr mittelalterliche Landeshoheit, sondern nur Einfluß auf einen starken Monarchen, was Shakespeare offenbar besser findet. Shakespeare weiß, daß Suffolk Schwager des Königs war, der ihn deshalb beim Vornamen anredet: Kenntnis höfischer Etikette! Die Gier des Adels nach Klostergut mußte er auch kennen — er verschweigt sie aber 'in adelsfreundlicher Absicht' (S. 30). Aber er läßt den ersten Adligen des Reiches an unsittlichen Hochverratsprozessen teilnehmen, und — wohl im Hinblick auf Burghley — zieht er für höchste Staatsämter das Talent dem Geblüt vor. Kein Wort für Parlamentsfreiheit! Das Volk erscheint ihm als Begaffer einer Hofzeremonie. Aber das Handwerk zu erhalten ist staatsnotwendig, und eine drückende Steuer für das Volk hebt Heinrich auf Bitten der Königin auf. Völlig fern lag es Shakespeare, die Reformation als Ausfluß völkischen Tuns zu betrachten. Dagegen erkennt er bereits die Macht der öffentlichen Meinung: Heinrich schmeichelt den Londonern und gibt ihnen trügerische Kunde über seine Scheidung. Buckingham wünscht dem König Volksliebe; Wolsey erhielt sie durch seine Aktion gegen Buckingham. — Juristische Schulung verrät Shakespeare nicht, wohl aber Belesenheit in staatsmännischen Schriften; sein Heinrich straft sowenig wie der historische jemals mit formloser Willkür. Ans Köpfen war jene Zeit gewöhnt; Anna unterhält ihren Heinrich damit über Mittag! 'Blutig und grausam' läßt er nur den Bischof nennen, der unter Maria die katholische Gegenreformation lenkte; Marias Hinrichtungen wenigstens hat Shakespeare deutlich mißbilligt. Rechtskorruption hat Shakespeare überhaupt gut durchschaut, und zwar selbständig, mit dem gesunden Gefühl eines Laien; er hat auch Heinrichs Schamlosigkeit bei Bestrafung eines Unrechts, das er selbst gewünscht hatte, bloßgestellt. Doch fordert er nicht bessere Einrichtungen; ihm genügt die Gnade des Despoten; er war kein politischer Reformator. Kein Haß oder Hohn gegen die katholische Hierarchie an sich und das Ehescheidungsrecht des Papstes wird laut. Er verherrlicht Katharina, er verherrlicht Elisabeth, und zwar letztere nicht bloß in der als unecht angezweifelten Weissagung am Schluß; er hat namentlich ihr Geburtsjahr anachronistisch nach den Tod der Katharina verlegt, um ihre Legitimität absolut sicherzustellen. Selbst die Mutter der Elisabeth, Anna, nennt er — im Widerspruch zur Geschichte — sanft und allgemein beliebt. Daß gerade der vom Dramatiker verehrte Cromwell sie vernichten half, ist unterdrückt, ihre historische Koketterie nur schwach angedeutet. Cranmer, von katholischer Seite als 'Lutherischer Erzketzer' geschmäht, ist ihm Ideal eines Bischofs, trotzdem ihm in Wirklichkeit bedenkliche Schwächen anhafteten; vielleicht schätzte Shakespeare sehr hoch seine Verdienste um die geistige Erziehung. Im ganzen ist das Drama eine Studie über Falschheit; aus Liebe zu England ruft dies der Dramatiker selbst den höheren Ständen seines Landes zu. — Selten gewährt ein Quellenvergleich so tiefe Einblicke in die Shakespearische Seele. — Im nächsten Artikel erzählt P. Expeditor Schmidt, wie der lateinische Schulmeister Hartmann im Jahre 1602 Hoftheaterdirektor in Dresden werden wollte; ein Kuriosum. Es folgt Droeschers Festrede auf den 200. Geburtstag Glucks, an dem zumeist die Stilfortschritte hervorgehoben werden. Muncker gibt Nachträge zu seiner Ausgabe von Klopstocks Oden (1889); Klaar schildert die österreichische Uraufführung von Lessings 'Nathan', die zu Preßburg 1785 stattfand und, wie es scheint, auch der erste Nathan-Erfolg war. — Anfänge von Maler Müllers Berühmtheit verfolgt L. Fränkel. Lauter dankenswerte Bausteine. — Mehrere gute Artikel handeln über Goethe. Rullmann setzt auseinander, wie sich der Weimarer Geh. Rat zur Reformationsfeier auf der Wartburg 1817 stellte. Goethe bewunderte die Persönlichkeit Luthers, wünschte aber doch die Feier vom 22. Oktober auf den 18. verlegt, als auf den Tag der Schlacht

bei Leipzig, denn letzteres Fest sei, weil auf alle Deutschen bezüglich, doch ein höheres (S. 106). Er begann selber eine Kantate dafür zu dichten, von der wir zwei Strophen besitzen, die allerdings gar nicht konfessionell klingen:

Was soll all der Prunk bedeuten?
Regt er nicht der Seele Spott?
Wenn wir in das Freie schreiten,
Auf den Höhen, da ist Gott.

Auf den Höhen, rein umsäuselt,
Wie es sich auch fügen mag,
Wenn das Lockenhaar sich kräuselt,
Knaben, Mädchen, hier ist Tag.

Als dann die Freiheitsreden der Studenten von Preußen und Österreich zu Vorstellungen beim liberalen Großherzog Karl August benutzt wurden, hat es der greise Goethe leider unterlassen, seinen Fürsten in der Öffentlichkeit zu verteidigen. Knebel gegenüber mißbilligte er 'den garstigen Wartburger Feuerstank'. Er riet, das von einem der Redner herausgegebene Oppositionsblatt 'Iris' zu verbieten, worauf jedoch Karl August nicht einging. — J. Landau weist nach, daß Goethe bereits an eine Wasserstraße zwischen Donau und Rhein, sowie an einen von den Engländern zu erbauenden Suezkanal dachte (1827). Etwas wie die Sommerzeit hat er 1786 in Italien erwogen, die Erörterung von Friedensbedingungen, bevor noch der Krieg beendet ist, als Träumerei bekämpft (1810). v. Westerholz geht dem wechselnden Urteil Goethes über Shakespeare als Bühnendichter nach, Fritz den Erstaufführungen des 'Faust' an rheinischen Bühnen, und E. Wolff bringt beachtenswerte Gründe dafür vor, daß der Plan des Wilhelm Meister, den 'Hamlet' für das Theater zu bearbeiten, erst nachträglich in den Meister-Roman eingeschoben wurde, als Reflex von Goethes späterer Theaterleitung. Goethe und Schiller in gegenseitiger praktischer Beurteilung erscheinen im Artikel von Kilian über ihre Bühnenbearbeitungen des 'Egmont'. Einen Bericht über Goethes Totenfeier für Schiller in Lauchstädt 1805 teilt Scheidemantel mit, und zwar aus einer Hs. von A. L. Bucher (dem Vater des Bismarckischen Bucher) im Weimarer Schillerhaus 1859. Schiller allein kommt zum Wort in einer Skizze von Petsch über das Verhältnis des 'Tell' zu Shakespeares 'Julius Cäsar'. — Die weitaus größere Hälfte des Bandes wäre noch zu besprechen übrig. Sie gilt überwiegend der modernen Theatergeschichte: Ifflands Beziehungen zur Stuttgarter Hofbühne, P. A. Wolff und Weimarer Theaterzuständen, Kotzebue, der Volksbühne am Münchner Isartor, der ältesten deutschen Schauspieler-Pensionskasse, Bauernfeld und Saphir, Haases Anfängen und Shakespearerollen, Gutzkow und der Birch-Pfeiffer, Brachvogel und Devrient, Hebbel, Anzengruber, auch Ibsen. Hervorgehoben sei, was Stahl über Kean als einen tableaugewaltigen Vorläufer der Meininger berichtet; in 'Richard II.' hat er eine ganze Szene vor dem 4. Akt eingeschoben, um — nach Andeutungen Yorks im 5. Akt — den Einzug des gestürzten und des aufstrebenden neuen Königs vorzuführen (S. 441). Merkwürdig ist endlich die Selbstkritik, mit der sich Dingelstadt, von dem wir bisher ungedruckte Briefe durch O. Francke bekommen, 1875 über seine Weimarer Aufführung der Königsdramen aussprach: 'In der letzten Aprilwoche (23. bis 30.) hoffe ich, an dem dermalen recht hell strahlenden Himmel des alten Burgtheaters das Siebengestirn der Shakespearischen Königsdramen im Zusammenhang heraufzuführen: das Werk meines Lebens, das ich zu gutem Teile mein eigen nennen darf' (S. 419). Den tiefen Eindruck, den er mit solcher Erneuerung seiner Weimarer Hauptarbeit bei den Wienern machte, konnte ich 1876 noch selbst beobachten. — Wie könnte man jede Einzelheit nennen, ohne zu ermüden?

So sei nur noch bemerkt, daß Fontane in Briefen, die Pniower mitteilt, über Echtheit und Urform von Volksliedern 'höchst ketzerische Ansichten' verrät: 'die bewiesensten Formen würden noch immer keine bindende Kraft für mich haben'. Er findet die 'sogenannten Echtheitszüge alter Lieder mitunter sehr schön', aber durchaus nicht immer. Das beste Kriterium sei 'eine feine Zunge für derlei Dinge'. Im allgemeinen sei ja das Ältere auch das Bessere. Aber wer andere als wissenschaftliche Zwecke verfolge, müsse es doch 'vermeiden, seinen überfeinten Geschmack in Widerspruch mit dem Geschmack des Publikums zu bringen'. Er selbst zitiere alles 'nur um Ton und Stimmung willen' (S. 181). So geschrieben in Berlin im Jahre 1879, als die Nibelungenkritik Lachmanns und die Beowulfkritik Müllenhoffs im Mittelpunkt der germanistischen Formung standen. Scherer wußte damals in Gesprächen den dichterischen Standpunkt Fontanes bereits vollauf zu würdigen; Müllenhoff ließ sich durch keine dichterischen Eigenempfindungen von seinen philologischen Methoden abbringen; jeder der drei Männer vertrat in seiner Art ein berechtigtes Prinzip, und wer in ihre Sphäre hineingeriet, konnte für die Sache viel lernen. A Brandl.]

Brandis, C. G., Beiträge aus der Universitätsbibliothek zu Jena zur Geschichte des Reformationsjahrhunderts. (Zs. des Vereins f. thüringische Gesch. u. Altertumskunde. Neue Folge, 8. Beiheft.) Jena, G. Fischer, 1917. 84 S. M. 2. [Für Hamletforscher ist der Artikel über den Namen Wittenberg bei den Humanisten, S. 24—26, von Interesse; um den Namen volltönender zu machen, schrieb man ihn auch Wittenburg; man übersetzte ihn mit Leuc-oris, Albi-oris, Leucorium; man wollte ihn durchaus von einem *mons candens* herleiten, der in die Elbe vorspringe. Romanisten werden den Artikel 'Die Pflege des Französischen am Hofe der sächsischen Kurfürsten Ernestinischen Stammes' gern lesen. Für Deutschphilologen sind Verse auf Friedrich den Weisen und die Fürstenbilder im Schlosse zu Wittenberg abgedruckt.]

Sigmann, Luise, Die englische Literatur von 1800—1830 im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Kritik. (Anglistische Forschungen, hg. von Hoops, 55.) Heidelberg, Winter, 1918. 318 S. M. 12,50. [Eine nützliche Zusammenstellung, allerdings mit einem überwiegend negativen Ergebnis, denn außer Scott und Byron haben die englischen Poeten der untersuchten glänzenden Periode wenig Gehör in deutschen Landen gefunden, und das vorwiegend nur bei unproduktiven Geistern. In England war man um dieselbe Zeit umsichtiger.]

Kindermann, Heinz, Hermann Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im 19. Jahrhundert. Literarhistorische Untersuchung. Suttgart, Strecker, 1918. 70 S. M. 2. [Von den anderen deutschen Übersetzern des 19. Jahrhunderts wird zwar nur weniges im Vorbeigehen bemerkt, von Kurz selber jedoch eine recht lesbare Übersicht gegeben. Er hat, vielfach vom finanziellen Knüppel getrieben, aus den verschiedensten Sprachen übersetzt: Äschylos, Shakespeare, Ariost, Lamartine, Byron, Cervantes, Gottfried von Straßburg; von einem Eigenstil, wie z. B. Schlegel in der Shakespeare-Übertragung nach Goethe ihn schuf, kann man da nicht reden. Am Grunde dieser Tätigkeit lagen einige Anregungen von Goethe sowie der Trieb der Romantiker zum Erotischen, die Beweglichkeit eines süddeutschen Geistes und der Einfluß schwäbischer Literaturkenner wie Rapp; inwiefern Kants Ästhetik und Hegels Lehre von einer Familiengemeinschaft der europäischen Völker hereinspiegelten, ist nicht ganz klargelegt. Für die Art des Übertragens verwendet Kindermann Umschreibungen, die eine lebhafte Sehnsucht nach charakteristischen Textproben wecken. Mehrfach erwähnt er auch Handschriften, ohne jedoch Proben daraus zu geben. Immerhin gibt die Schrift eine Ahnung vom Streben unserer Großväter, aus der geistigen Enge des Biedermeiers herauszuwachsen zu einem freien Umblick über

die pochende Gegenwartswelt. Es ist auch bezeichnend, daß Kurz vom Altgriechischen ausging, um dazu nie mehr zurückzukehren, daß er auf dem Gebiet der romanischen Renaissance sein Bestes leistete, und daß er nichts schwerer fand, als mhd. Verssprache gut zu modernisieren.]

Germanisch.

Kauffmann, Friedrich, Deutsche Grammatik. Kurzgefaßte Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. 7. Aufl. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun), 1917. VIII, 128 S. Br. M. 2,80, geb. M. 3,60.

Neckel, Gr., Studien zu den germ. Dichtungen vom Weltuntergang. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie, 1918, 7. Abh.) Heidelberg, Winter, 1918. 52 S. ['Sämtliche Weltbrandmotive des nordischen Ragnarök sind fremder, südöstlicher Herkunft, zur Völkerwanderungszeit durch Goten entlehnt ... Dagegen fehlt in ihnen der Gedanke, der dem germ. Ragnarök die Eigenart gibt: die Überzeugung, daß man gegen die vernichtenden Mächte bis zum letzten Blutstropfen kämpfen muß.']

Sievers, Eduard, Die altschwedischen Upplandslagh nebst Proben formverwandter germ. Sagdichtung. I: Einleitung (Sächs. Ges. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse. XXXV, 1. VII, 262 S. Mit 3 Fig. im Text. 4°. Leipzig, Teubner, 1918 [Vorbemerkungen. — A. Zum Gang und zur Methode der Untersuchung. B. Zur Gebietsumschreibung und zur Benennung. C. Zur Sprachform und Metrik. I. Sprachliches. II. Metrisches. D. Zu den Texten. Von außerskandinavischen Denkmälern sind benutzt die ags. Gesetze des Ine, Alfred und Aeþelred. Eine Klage um Land aus Liebermanns 'Gesetzen', Restitudinio, 2 Urkunden, die Annalen, Ælfric, dessen eigene Stimme S. 211 beschrieben wird, und Sprüche des Catos, ferner einige friesische Stücke].

Dresdner, Albert, Nordische Staats- und Kulturprobleme. Deutsche Rundschau 44, H. 3, S. 302—328. Berlin, Paetel.

Niederländisch.

v. Ziegesar, Niederländischer Sprachführer mit besonderer Berücksichtigung der flämischen Mundart. Taschenwörterbuch für Reise und Haus. Leipzig, Bibl. Institut, 1918. VI, 277 S. Geb. M. 3. [Das Vorwort betont, daß das Niederländische, auch von den Flamen, als Schriftsprache gebraucht wird, da leider das Flämische infolge der langen Vernachlässigung nicht den Schliff aufweise, den das nördlichere Niederländisch gewonnen hat. Der deutsch-niederländische Teil des Glossars ist ausführlich, der niederländisch-deutsche nur ganz kurz. Beigaben, Zahlwörter, Münzen und Gewichte, Briefmuster, geographische Namen, Speisen und Getränke und kurze Flexionslehre.]

Deutsch.

Wasserzieher, Ernst, Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, Dümmler, 1918. XXXII, 158 S. [Der Verf. liebt unsere Sprache, bis zur Verachtung des Englischen, das er als einen bloßen 'Mischmasch' bezeichnet; aus dem Plattdeutschen, speziell aus Reuter, hat er reichlich zitiert. Von seinen Lehrern Kluge und Trautmann hat er eine rechte Freude am Etymologisieren übernommen; er verzeichnet nicht bloß das unmittelbare Etymon, sondern bei heimischen Wörtern auch gern ags. oder an. Parallelformen, sogar Verwandtschaft mit dem Lateinischen, Griechischen, Italienischen, ferner bei geborgtem Gute die Zeit des Eindringens. Das Buch hat wissenschaftlichen Wert und linguistische An-

regungskraft. Vorangestellt sind dem Glossar große Listen von deutschem Erbgut, von Lehn- und Fremdwörtern, die überdies nach dem Jahrhundert der Aufnahme gruppiert sind, von rückgewanderten Wörtern, wobei z. B. Halsberg als Verderbnis von ahd. *diu halsberge* durch französische Zwischenstufe noch angeführt werden konnte; ferner tautologische Zusammensetzungen wie Bibelbuch, Diebstahl; Eigennamen, die zu Gattungsnamen wurden — erg. Baedeker; gelungene Verdeutschungen und Verdrängung deutscher Wörter durch ausländische; Volksetymologien; ehrlicherweise auch dunkle Wörter. Da und dort mag man zweifeln, wie dies bei einem so weiten Stoff natürlich ist; im ganzen ist es gute Arbeit.]

Jiriczek, Otto L., Seifriedsburg und Seyfriedsage. Eine Sagenstudie in Archiv und Gelände. Archiv des hist. Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, LIX (1917). 67 S. [Unweit der Saale, die bei Gemünden in den Main fällt, liegt das Dörfchen Seyfriedsburg, das in den Urkunden zuerst 1057 auftaucht. Zu diesem gehörte im 15. Jahrhundert ein 'Hoff zum Seufritz', dessen Umwallungsreste noch heute sichtbar sind; es dürfte sich um ein frühmittelalterliches Refugium, eine 'Volksburg' handeln, die man später als Viehgehege benutzte. Eine nahe Wiese unten an der Saale ist seit 1524 mit dem Namen 'Am Lindwurm' bezeugt. Nun wurde der Ortsname Seifriedsburg auf die Fluchtburg übertragen, als hätte sie einen Erbauer namens Seufritz gehabt; dieser Name wieder veranlaßte die Annahme, ein 'Sauhirt namens Fritz habe sie einst besessen; und jetzt gesellte sich das Motiv dazu — wohl durch Bänkelsang oder Siegfriedslieder —, daß der Hirt durch den Fund eines Steins sich Unverwundbarkeit errang, so daß er im Kriege viele Schätze gewinnen konnte, sowie daß er später als Ritter einen Lindwurm erlegt habe. Die Anknüpfung des Liedes an den Flurnamen erfolgte zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert. Aber es ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Flurnamen 'Seyfridsburg' und 'Lindwurm' selbst aus der Sage heraus entsprungen waren, weil die Lage und Beschaffenheit der Gegend dazu einlud. Vorsichtig, mit Umsicht jede Spur in Archiv, Gelände und Sprachgeschichte verfolgend, ist der Verfasser dem Problem nachgegangen, dessen Bedeutung weit über das Lokale hinausgeht, denn ähnlich wie hier mag es anderwärts zugegangen sein, wo Heldensage an Ortsnamen haftete und später durch Sagenberichte wieder aufgefrischt wurde, z. B. bei der Heimesage in Innsbruck-Wilten, auf die der Verf. im Vorwort direkt verweist.]

Baesecke, Georg, Einführung in das Althochdeutsche. (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, begr. von Adolf Matthias. II. Bd., 1. Teil, 2. Abt.) München, Becksche Verlagsbuchhandlung, 1918. XI, 285 S. Geb. M. 13,50.

Dar kloane Catechismo von z'Béloseland, vortrághet in z'gaprécht von Siben Kameün un a viar halghe gasang. In seminárien von Pádebe, 1842. (Manuldruck: F. Ullmann, Zwickau, Sa.) 39 S. Verth Kreüzer T. [Ende Juni 1915 veranlaßte die italienische Heeresleitung die Räumung der deutschen Sprachinsel Sette Communi auf dem Hochplateau von Asiago. Darauf ließ die Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchhandlung, Leipzig-Reudnitz, Ranftsche Gasse 10, den Faksimiledruck des sg. Kloanen Catechismo, als das letzte Literaturdenkmal der Sprachinsel, für 5 M. — statt wie bisher um 20 M. — verkaufen. Der Text liest sich wie lebendiges Althochdeutsch. Germanisten sehr zu empfehlen.]

Suchier, Wolfram, Dr. Christoph Philipp Hoester. Ein deutscher kaiserlich gekrönter Dichter des 18. Jahrhunderts. Borna-Leipzig, R. Noske, 1918. 112 S. Geh. M. 2.

Briefe von und an Lenz, ges. und hg. von Karl Freye und Wolfgang Stammler. Bd. I 331 S., Bd. II 312 S. Leipzig, Kurt Wolff, 1918. Geh. M. 18, geb. M. 24.

Lienhard, F., Einführung in Goethes Faust. (Wissenschaft und Bildung, 116.) Leipzig, Quelle, 1918. 116 S. [Die 1. Aufl. erschien 1912; jetzt liegt bereits die 3. vor. Mit Recht freut sich Lienhard im Vorwort, daß man sich mitten im Weltkrieg mit Goethes Faust noch eingehend beschäftigt. 'Bewußter als zuvor halten wir uns eben durch den Weltkrieg an das, was wir als unser im tiefsten und trautesten Sinne des Wortes empfinden.' Einen Kommentar wollte er nicht bieten; 'meine Einführung legt den Schwerpunkt auf den Sinn der ganzen Dichtung.' Nicht als ein Philologe, sondern als ein Mitschriftsteller plaudert er über Goethe, um gebildete Leser mit dessen Lebenskern vertraut zu machen.]

Höniger, R., Das Deutschtum im Ausland vor dem Weltkrieg. 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt, 402.) Leipzig, Teubner, 1918. 131 S. [Der Sinn ist unberührt geblieben, die Literaturangaben jedoch bereichert. Das inhaltsreiche Büchlein, das einen der notwendigsten Bildungs- und Unterrichtsgegenstände für jeden Deutschen behandelt, und zwar mit ausgedehntestem Sachwissen und in vornehmem Stil, verdient breiteste Beachtung.]

Weiser, Christian F., Das Auslanddeutschtum und das Deutsche Reich. Betrachtungen und Vorschläge. Gotha, Perthes, 1918. 72 S. [Weiser, bekannt durch eine Studie über Shaftesbury, hat lange in Amerika gelebt und stellt zunächst vielen deutschen Unterlassungssünden bei der Pflege unseres Volkstums die Rührigkeit der angelsächsischen Propaganda gegenüber. Das Ideal der deutschen Persönlichkeit sieht er in der Verbindung von Einheit, Freiheit und Wahrhaftigkeit; die angelsächsische Philosophie dagegen sei auf das Nützliche und den Erfolg eingestellt und führe daher nicht zu wahrer Freiheit. Eingehend wird die Tätigkeit englischer Missionen S. 27/28 geschildert: 'Wir haben mit Trauer und mit Empörung erleben müssen, wie englisch-amerikanische Kirchen und Missionen über die ganze Erde hin eben jenen Geist christlicher Liebe und Versöhnlichkeit, den sie zu vertreten vorgaben, gröblichst verletzten, so daß die Gesellschaft der Quäker sich zu einem feierlichen Protest veranlaßt sah.' Für die Zukunft schlägt Weiser die Gründung zahlreicher Stipendien vor, um die Auslanddeutschen mit dem Mutterlande in engerem Kontakt zu halten, ferner eine Organisation der Rückwanderung, parlamentarische Vertretung für die Auslanddeutschen und hierfür sogar ein eigenes Reichsamt; endlich gründliche Erziehung unseres Volkes zu welt- und kulturgeschichtlichem Denken durch eine besondere Vortragseinrichtung des 'Vereins für das Deutschtum im Auslande'.]

Englisch.[1]

Anglia. XLI, Neue Folge XXIX. 4. Heft. 2. Jan. 1918 [Keim, H. W., Aeþelwold und die Mönchreform in England. — Westergaard, E., A few remarks on the use and the significations of the prepositions in Lowland Scotch. — Holthausen, F., Zu me. Romanzen: V. Amis und Amiloun. VI. Ipomadon. VII. Le bone Florence of Rome].

Beiblatt zur Anglia. XXVIII. 10. Heft, Okt. 1917 [Ia. Ekwall: Roberts,

[1] Der Mentor-Verlag wünscht den Abdruck folgender Berichtigung: 'Im Archiv Band 137, Heft 1/2, S. 122/23 befinden sich in der Besprechung von Holthausens Etymologischem Wörterbuch Bemerkungen über das Grieb-Schröersche Wörterbuch, die geeignet sind, den Mentorverlag, G. m. b. H., in dessen Verlag das Wörterbuch seit mehr als zehn Jahren erscheint, aufs ärgste zu diskreditieren. Ich bedauere diese Angaben, von deren Grundlosigkeit ich mich überzeugt habe. Der Rezensent.'

Die Buchhandlung Asher & Co. berichtete am 26. Februar 1919: 'Grieb-Schröer wird neuerdings von Langenscheidt wieder ausgeliefert, 2 Teile zu je 12 M.'

The place names of Sussex. — Liljegren: Wood, The form and origin of Milton's antitrinitarian conception. — Eichler: Erzählungen und Essays von William Yeats. Übertragen und eingeleitet von F. Eckstein. — Görnemann: Salomon, Der britische Imperialismus. — Liebermann: Morsbach, England und die englische Gefahr. Vortrag, geh. in Göttingen 2. 3. 1917. — Ib. Liebermann, Zur Geschichte des englischen Hasses gegen deutsches Wesen. — Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten: 12. ne. *jump.* 13. Zu Irish 'an old game resembling backgammon. 14. me. *crot, crote* 'a particle, bit, atom. 15. ne. *skin.* — Björkman, Berichtigung. — Holthausen, Zu Gorboduc. II. Karpf: Die neuphilologische Lehrerbibliothek. Zusammengestellt von einem bayrischen Neuphilologen]. — 11, November [Ia. Groth: Stahl, L. Tiecks Shakespeare-Studien. Zwei Kapitel zum Thema: L. Tieck und das alte englische Theater. Caro: Mill, On liberty and the subjection of women. — Emerson, English traits. — Günther, A manual of English pronunciation and grammar for the use of Dutch students. — Ib. Björkman, Zur Haveloksage. — Rooth. Der Name Grendel in der Beowulfsage. — II. Caro: English fairy tales. Selected and arranged by L. Kellner. — Nursery rhymes. Selected and arranged by L. Kellner. — Mellin: Aschauer, Neuer Lehrgang der englischen Sprache für Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. — Trenité, Drop your foreign accent. — Dinkler, Englische Gedichte und Lieder]. — 12, Dezember [Fehr: Fausler, The evolution of technic in Elizabethan tragedy. — Cohen, The ballade. — Björkman: Krüger, Schwierigkeiten des Englischen. — Poutsma, A grammar of Late Modern English. — Holthausen: Liebermann, Die Gesetze der Angelsachsen. — Ib. Zachrisson, Some notes on early English nicknames]. — XXIX, 1, Januar 1918 [Ia. Hoops: Liebermann, Die Gesetze der Angelsachsen. — Fehr: Brown, Shakespeare and the horse. — Liljegren: M. L. Bailey, Milton and J. Boehme, a study of German mysticism in 17th century England. Chauvet, La religion de Milton. — Ib. Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (1880—1914). Praktische Ratschläge für Anglisten. II. Mitteilungen]. — 2, Februar [Ekwall: Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. Schöffler, Chauceriana. *Saue. Graynes de Paris.* — Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (Fortsetzung)]. — 3, März [Ia. Förster: Geiriadur Cymraeg a Saesneg. Spurrell's Welsh-English dictionary, edited by J. B. Anwyl. — Geiriadur Saesneg a Cymraeg. Spurrell's English-Welsh dictionary, edited by J. B. Anwyl. — Björkman: Günther, English synonyms, explained and illustrated. — Ib. Holthausen, Zum englischen Drama. 1. Zu King Lear I, 2, 162. — 2. Zu J. Thomsons 'Edward and Eleonora'. — Ekwall, A note on i- mutated primitive English a before l followed by a consonant. — Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (Fortsetzung). — Fehr, Eine bisher unbeachtete Funktion der progressiven Form? II. Neue Bücher. III. Mitteilungen: Liebermann, Zum *ubi sunt?*-Motiv]. — 4, April [Ia. Kellner: Götz, Die komischen Bestandteile von Shakespeares Tragödien in der literarischen Kritik Englands. — Eichler: Wende, Über die nachgestellten Präpositionen im Ags. Ib. Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (Fortsetzung)]. — 5, Mai [Ia. Viëtor: Morte Arthure. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar hg. von E. Björkman. — Lange: Cummings, The indebtedness of Chaucer's works to the Italian works of Boccaccio. — Horn: Hutton, W. Hogarth. — Hogarths Aufzeichnungen: seine Abhandlung Analyse der Schönheit ergänzt durch Briefe und autobiographische Erinnerungen, übertragen und hg. von M. Leitner. — Ekwall: Hilmer, Schallnachahmung, Wortschöpfung und Bedeutungswandel auf Grundlage der Wahrnehmungen von Schlag, Fall, Bruch und derartigen Vorgängen, dargestellt an einigen Lautwurzeln der deutschen und der englischen Sprache. — Eichler: Casement, Gesammelte Schriften, 2. — Schmitz, Englands politisches Vermächtnis an

Deutschland durch B. Disraeli, Lord Beaconsfield. — Ib. Holthausen, Zum ne. Drama. 1. Zu der Komödie Patient Grissill. 2. Zu Chettle's Hoffman. — Holthausen, Zu dem me. Gedicht 'De arte lacrimandi'. I. Zum Text]. — 6, Juni [Western: Deutschbein, System der ne. Syntax. — Zachrisson: Stichel, Die englische Aussprache nach den Grammatiken Peytons (1756, 1765). — Caro: Cooper, The last of the Mohicans. — Ib. Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten. 16. ne. *sand-asp.* 17. *sleae.* 18. me. *shamm* 'shame'. — Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (Schluß). — II. Neue Bücher].

Språk och stil. (Tidskrift för nysvensk språkforskning.) Sjuttonde årgången. Förster — andra häftet. Uppsala, Akademiska Bokhandeln, 1917. 95 S.

Koch, John, Angelsachsen und Engländer. Konservative Monatshefte, Jahrg. 76, 2, S. 83—91. [Ergebnis: 'So sehen wir im heutigen Engländer — vielleicht mehr noch im Nordamerikaner — eine Wesensart ausgeprägt, die ihn merklich von den Angelsachsen unterscheidet, deren Abkömmling er sich nur mit geringem Rechte nennt.']

Deutschbein, Max, Sprachpsychologische Studien. Köthen, O. Schulze, 1918. 40 S.

von Glahm, Nikolaus, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Me. vor dem völligen Erlöschen des aus dem Ae. ererbten Zustandes. Mit besonderer Berücksichtigung der jüngeren Teile der Peterborough Chronik sowie südöstl. und einiger anderer südl. Denkmäler. (Angl. Forschungen, hg. von Joh. Hoops. Heft 53.) Heidelberg, C. Winter, 1918. VIII, 104 S.

Sir Degrevant, hg. von Karl Luick. (Wiener Beitr. 47.) Wien, Braumüller, 1917. VII, 139. [Die eine der beiden Handschriften, Thornton, war bisher nicht voll gedruckt, sie ist hier samt der zweiten, einem Cambridge-Ms., synoptisch wiedergegeben, was einem bloßen Lesartenverzeichnis entschieden vorzuziehen ist. Beigaben: Kurze Beschreibung der Handschriften und des Inhalts; Liste der Eigennamen und der im Ne. fehlenden Wörter mit einfacher Übersetzung.]

Vettermann, E., Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen. (Beihefte z. Zs. f. rom. Philol. 60.) Halle, Niemeyer, 1918. X, 311 S. M. 14, im Abonn. M. 12. [Bis S. 84 als Leipziger Diss. 1914 erschienen. Die neuen Kapitel behandeln die Vorgeschichte von Malorys Text, der wesentlich auf der Balaain-Erzählung in einem Huth-Ms. des Brit. Mus. beruht. Diese franz. Quelle stammt selbst wieder aus einer dritten Redaktion der *Suite de Merlin*, eines angeblichen Werkes des Robert de Boron; genannte Redaktion ist wesentlich in einer spanischen Übersetzung vorhanden, genannt *Demanda del sancto Grial.* Vettermann versenkt sich dann tief in die keltischen und die altfrz. Elemente, aus denen der Balen-Text des Pseudo-Robert zusammengesetzt wurde. Diese Forschungen machen einen soliden Eindruck; um die Darstellung zu klären, sind zweimal Zusammenfassungen gemacht, S. 188 und am Ende. Wir haben es nicht mit originaler, sondern mit epigonenhafter Dichtung zu tun, die dem Unterhaltungsbedürfnis der Rittergesellschaft mit sehr wenig Wirklichkeitssinn nachkam. Der walisische Nationalstolz des Galfred von Monmouth ist darin nicht mehr zu spüren. Ein englisches Empfinden ist noch nicht bei Malory hineingekommen, obwohl dieser Lancaster-Vasall mitten in der Selbstmordzeit des englischen Feudaladels schrieb, sondern erst bei Tennyson, dem angehenden Imperialisten, neben dem Swinburne fast wie ein bloßer Ästhet sich ausnimmt.]

Reschke, Hedwig, Die Spenserstanze im 19. Jahrhundert. (Anglist. Forschungen, hg. von Hoops, 54.) Heidelberg, Winter, 1918. VIII, 198 S. M. 8. [Die Einleitung handelt über Entstehung und Wesen der Spenserstanze und deutet auf die Ergebnisse voraus. In der ersten Hälfte des

19. Jahrhunderts war der Gebrauch der Spenserstanze meist mit Nachbildung von Spensers Stil verknüpft; so bei Wordsworth, Coleridge, Southey, Tighe, Hunt, Keats, Reynolds, Hood, Holm, Tennyson. Aber Byron im 'Childe Harold' schlug eine freiere Richtung ein, und ihm folgten Shelley, Campbell, Scott, Hogg u. a. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist dann die Stanze fast aufgegeben — sie war ein zartes Kind der Romantik.]

Reuning, Karl, Das Altertümliche im Wortschatz der Spensernachahmungen im 18. Jahrhundert. (Quellen und Forschungen 116.) Straßburg, Trübner, 1912. [Die Studie ist bei Prof. Horn (Gießen) gearbeitet, und zwar nach der Liste der benutzten Bücher im Eingang noch ohne Kenntnis von Traugott Böhmes Schrift über die Spensernachahmungen, Palästra. Sie beginnt mit Prior, 1706, und reicht bis Thomas Warton, 1777. Manche Dichter, wie Mickel und Downman, haben Dutzende von Wörtern geborgt; es sind nicht die bedeutendsten Geister. Pope und Akenside hielten sich origineller. Auf die Beschreibung der borgenden Autoren folgt die der geborgten Wörter; eine Tabelle veranschaulicht die Zeit und den Grad ihrer Altertümlichkeit. Als Anhang sind zwei einschlägige Dichtungen abgedruckt, die man sonst in Deutschland schwer bekommt: 'An original canto of Spenser', 1713 von einem ungenannten Verfasser, und 'The seasons', 1751 von Mendez.]

Schöttner, Adolf, Über die mutmaßliche stenographische Entstehung der ersten Quarto von Shakespeares 'Romeo und Julia'. Dissertation. Leipzig, Koehler, 1918. VI, S. 229—340. (Erscheint in der Zeitschrift 'Archiv für Schriftkunde', 1. Jahrg., 6. Heft. Wegen Personalmangels in der Druckerei ist die Seitenzählung der Zeitschrift beibehalten worden.)

Shakespeare in deutscher Sprache, hg., zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. X. Band. Berlin, Bondi (1918). 432 S. [Trotz der Kriegsnöte ist Gundolfs Übersetzung jetzt bis auf zwei Bände fertig geworden, und weder die an die Kelmscott Press erinnernde Schönheit des Druckes noch die poetische Führung des Textes hat gelitten; nur der Umschlag ist nicht mehr in Leinen oder Leder ausgeführt, sondern durch einen Noteinband ersetzt, auch der Preis ist etwas erhöht worden. Perlen von Shakespeares Lustspielen sind in diesem 10. Bande vereint: Sommernachtstraum, Cymbelin, Sturm, Wintermärchen. Als Probe sei die bekannte Stelle aus Sommernachtstraum V, 1 über die Phantasiegewalt der Poesie mitgeteilt, links nach Schlegel, rechts nach Gundolf:

Ich glaubte nie an diese Feenpossen
Und Fabelei'n. Verliebte und Verrückte
Sind beide von so brausendem Gehirn,
So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
Was nie die kühlere Vernunft begreift.
Wahnwitzige, Poeten und Verliebte
Bestehn aus Einbildung. Der eine sieht
Mehr Teufel, als die weite Hölle faßt:
Der Tolle nämlich; der Verliebte sieht
Nicht minder irr: die Schönheit Helenas
Auf einer äthiopisch braunen Stirn.
Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,

Ich kann nicht glauben
An solche Ammen-mär und Elfenfabel.
Verliebte und Verrückte haben Hirne
So siedend, Sinne so erfinderisch, daß sie
Mehr sehen als der kühle Kopf begreift.
Der Narr, der Liebhaber und der Poet
Sind ganz aus Einbildung gemacht. Der sieht
Mehr Teufel, als die weite Hölle faßt:
Das ist der Narr. Liebhaber, grad so toll,
Sehn auf der Mohrenstirn Helenens Reiz ...
Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd hinab,

Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luftige Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz.

Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luftige Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz.

Es tut wohl, daß Gundolf, so sehr er in den einleitenden Versen seine Verbesserungskunst gebraucht und Shakespeare mehr in die Rhetorik der Renaissance umstimmt, doch Schonung walten läßt, sobald er zum klassisch gewordenen Spruch vom schönen Wahnsinn gelangt, durch dessen innere Pracht allerdings bereits Schlegel zu einer höheren Tonart gehoben war. Solcher Beispiele ließen sich mehrere anführen. Glückauf zur baldigen Vollendung!]

Grünewald, Wilhelm, Der Formenbau der englischen Bibel (authorised version 1611). Diss. Gießen 1917. Mainz, Philipp von Zabern. X, 37 S. [Beschreibung der Formen mit Vergleich derer von Chaucer nach ten Brink, Caxton nach Römstadt, Spenser nach Liese und Boehm, Shakespeare nach Franz.]

Spranger, Eduard, Shaftesbury und wir. Internat. Monatsschrift XII, 12. 1917. S. 1477—1504. Leipzig, Teubner.

Jacobson, Anna, Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland. (Anglistische Forschungen, hg. von Joh. Hoops. Heft 52.) Heidelberg, C. Winter, 1917. VIII, 100 S.

Fischer, Walther, Die persönlichen Beziehungen R. M. Milnes', ersten Barons Houghton, zu Deutschland, unter besonderer Berücksichtigung seiner Freundschaft mit Varnhagen van Ense. Habilitationsschrift. Würzburg, Triltsch, 1918. IX, 92 S. [Die Gedichtsammlung 'Palm leaves' von Milnes 1840 war keine besondere Leistung, wie Fischer richtig bemerkt; mit Grund hat er sie auf S. 6 ff. mit einigen Proben und Werturteilen abgetan. Von den Versen 'Plight of youth' sagt er, daß sie an Keats gemahnen: vielleicht auch an Shelleys 'Euganean Hills'? Was Milnes aus dem Deutschen, besonders von Platen, Goethe und Heine, übersetzt, hat wesentlich stoffliche Bedeutung. Am interessantesten ist er durch seine persönlichen Beziehungen mit hervorragenden Schriftstellern und Politikern. Fischer hat dafür neues Material beigebracht. So brachte Milnes 1850 den deutschböhmischen Freiheitskämpfer Moritz Hartmann mit Carlyle zusammen, über den dann Hartmann berichtet, daß er einen 'Schatz von Humor, Weisheit und Poesie' in sich trage, daß er aber von der Bewegung von 1848 'gewaltig erschrocken' sei, als wäre er 'ein nervenschwacher deutscher Professor oder Hofrat, und sieht Gott und die Zivilisation zugrunde gehen, wo beide sich doch nur offenbaren', S. 63. So erhalten wir in loser Form eine Reihe literarischer und staatsmännischer Einzelheiten. Am Schluß kommt Fischer noch auf das berühmt gewordene Gespräch zwischen Kronprinz Rudolf und Milnes über Österreich-Ungarns Ausdehnung nach Saloniki 1880 zu sprechen.]

Aronstein, Ph., George Meredith. II. (Internationale Monatsschrift XII, 4, S. 403—426; III, IV, des. 5, S. 487—500.) Leipzig, Teubner, 1918.

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors. Leipzig, B. Tauchnitz. Je M. 2,50:

Vol. 4524. Earl of Chesterfield, Letters to his son.
„ 4525. R. W. Emerson, The conduct of life.

Fehr, B., Erforschung des modernen Englands (1880—1914). Praktische Ratschläge für Anglisten. (Sonderabdruck aus 'Beiblatt zur Anglia', Bd. 29.) 79 S. Halle. M. Niemeyer, 1918.

Yeats, W. B., Das Land der Sehnsucht (The land of heart's desire), ein dramatisches Märchen in einem Aufzug, aus dem Irischen übertragen von F. Weekley und E. L. Stahl. (Englisches Theater in deutscher Übertragung, hg. von Stahl, 1.) Düsseldorf, Schrotsdorff, 1911. 18 S. [Die Übersetzung liest sich fließend. Es ist ein Verdienst, dies schöne anglo-irische Stück, das 1913 englisch bei der Weihnachtsfeier des Englischen Seminars Berlin aufgeführt wurde, unserem Volke nahegelegt zu haben. Ein Schlußwort von anderthalb Seiten weist hin auf den Gesamtcharakter der modernen anglo-irischen Dichtung, die bisher leider fast nur durch Shaw bei uns bekannt wurde.]

Dibelius, Wilhelm, Die Sinn Feiner in Irland. (Internat. Monatsschrift XI, 12, S. 1409—1424.) Leipzig, Teubner.

Krüger, Gustav, Unenglisches Englisch. Eine Sammlung der üblichsten Fehler, welche Deutsche beim Gebrauch des Englischen machen. 2. stark verm. Aufl. Dresden, Koch, 1918. XII, 246 S. [Deutsche, französische, lateinische und neuenglische Ausdrücke werden in alphabetischer Ordnung durchgenommen und auf ihre Verwendung in moderner englischer Sprache hin erläutert: manchmal nur in Form einfacher Übersetzung, meist durch Aufzählung idiomatischer englischer Phrasen. Nicht die Fehler, sondern das Richtige findet man im allgemeinen zusammengestellt, auf Grund der Erfahrungen, die der Verfasser in einem 25jährigen Unterricht gemacht hat. Nicht die Anlage, sondern der Umfang hat sich bei dieser Neuauflage verändert; er will nicht korrigieren, sondern von vornherein warnen.]

Brandeis, A., und Reitterer, Th., A first Englisch primer. With a diagram showing the organs of speech, and a table of the English coins. Mit Erlaß des k. k. Ministeriums für Kultur und Unterricht vom 20. Juni 1917 zum Unterrichtsgebrauch an Realgymnasien allgemein zugelassen. 2. verb. Aufl. Wien u. Leipzig, F. Deuticke, 1917. VII, 105 S. Geb. M. 2,40. [Mit *nursery songs* beginnt die Aussprachlehre, mit Sätzchen aus dem Schulleben der Flexionsunterricht. Der Anfänger soll bereits den Phrasenvorrat des täglichen Lebens gewinnen, so daß ihm die Fremdsprache von vornherein zur Unterrichtssprache werden kann. Mit sorgsamer Steigerung leitet ihn das Buch zu eigener englischer Rede, zu einigem Wortreichtum, zur Kenntnis von England, zu Essays. Es ist ein mit Liebe und Geschicklichkeit hergestelltes Elementarbuch, das dem praktischen Sinn der österreichischen Anglistik Ehre macht.]

von Loebell, G., Englisch-deutsches Militär-Taschenwörterbuch zur Vorbereitung für militärische Prüfungen. Nach der englisch-französischen Ausgabe von Meyer-Griffith deutsch mit Erweiterungen bearbeitet. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. 137 S. Preis 1 M. [Der Inhalt beschränkt sich naturgemäß auf militärische Ausdrücke und Phrasen und ist nach den englischen Hauptwörtern alphabetisch geordnet.]

Englisches Tornisterwörterbuch mit genauer Angabe der Aussprache. 4. Aufl. Berlin-Schöneberg, Mentor. 198 S. 12°. [Inhalt: Englische Ortsnamen, S. 6—7; Kleine Karten von England, London und Londons Umgebung; Maße, Gewichte und Münzen, letztere mit Abbildungen, Zahlwörter, Telegraphenschlüssel für Zimmerbestellungen in Gasthäusern; Aussprachezeichen, S. 25—27; Das Wichtigste aus der Flexion, S. 28—40; Wörterverzeichnis, geordnet nach dem Deutschen und unter Beifügung von Phrasen; Gespräche, S. 155—187. Offenbar für die Bedürfnisse des vordringenden Soldaten berechnet, der sich deutlich und sehr höflich ausdrücken will; Gebote der Gesundheitspflege im Felde. Das Büchlein hat gewiß in den englischen Gefangenenlagern gute Dienste geleistet. Etwas genauere Winke für richtige Aussprache hätte seine Handlichkeit kaum beeinträchtigt.]

Zu Lessings Aufsatz Romulus und Rimicius.

Matthias Claudius besprach in seinem 'Deutschen, sonst Wandsbecker Bothen' 1773 Lessings ersten Beitrag 'Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolffenbüttel'. Die Anzeige fehlt in den gesammelten Werken von Claudius.[1] Vollständige Exemplare der Zeitschrift sind bekanntlich sehr selten,[2] und so wird eine Wiedergabe der Besprechung, welche ich auf der Lübecker Stadtbibliothek mir ausgeschrieben habe, nicht unwillkommen sein. Sie lautet:[3]

'Baco sagt irgendwo, daß es den Leuten, die Kopfs genug hätten, selbst Systeme zu erfinden, sehr schwer falle dies Talent zu verläugnen, und blosse Beobachter des Systems der Natur zu werden, als wozu ein minderes Talent auch gut genug wäre. Als Herr Lessing Bibliothekar ward konnte einem so etwas ähnliches einfallen, was wird er, der selbst so gut kann, sichs eben so sauer um das werden lassen, was die andern gekonnt haben? Herr Lessing hat indess durch die angezeigte Schrifft [sic!], und schon vorher gewiesen, dass man Unrecht hatte, wenn man sich so was ähnliches einfallen ließ, und daß er es nicht allein verstehe, seine Gelehrsamkeit gelegentlich mit zu seinem Privat-Nutzen zu gebrauchen, wie in den Briefen antiquarischen Inhalts etc. sondern daß er auch genug Freund der Litteratur sey, um sich keine Mühe und keinen Fleiss verdriessen zu lassen, das Wolfenbüttelsche Horn des Überflusses recht in seine Hand zu fassen, und zum Vortheil der Gelehrten ohne Ansehn der Persohn und der Litteratur überhaupt auszuschütten, und daß die Familie der Galosti's ihn daran nicht hindre.'[4]

'Was von Lessing kommt hat allemal einen entschiedenen Werth', schrieb Zoega am 16. Dezember 1778,[5] und Lessings Biograph Erich Schmidt sagt: 'Auf Lessings Vermächtnis weisen die besten Männer und Gelehrten mit gehobener Hand.'[6] Lessings Verdienste um die Geschichte der Fabel haben bisher keine Würdigung erfahren, seine Arbeiten sind zum Teil der Vergessenheit anheimgefallen, Fortschritte über ihn hinaus in manchen Fragen, welche ihn beschäftigten, nicht gemacht, zum Teil müssen die neueren Arbeiten als Rückschritte bezeichnet werden.[7]

---

[1] Vgl. Wolfgang Stammler, Matthias Claudius (1915) S. 54 A. 65.

[2] Auch in dem Exemplar der Hamburger Stadtbibliothek fehlt diese Anzeige.

[3] 1773 Nr. 27. Dienstags, den 16. Februar. St.B.Lübeck, Philol. germ. 4°, 3310.

[4] Reiske wünschte Lessing Glück, wie er 'den entsetzlichen Wirrwarr, den der verdammte Franzose ... gemacht hatte, so meisterhaft auseinandergesetzt und den so verfitzten Knaul so behutsam und so glücklich entwickelt'. Hempel XX 2, 667, vgl. K. Borinski, Lessing II (1900) S. 24.

[5] Welcker, Zoegas Leben I, Klassiker der Archäologie II (1912) S. 99.

[6] E. Schmidt, Lessing I[1] (1884) S. 2.

[7] So die Inhaltsangabe Danzel-Guhrauers über Lessings Aufsatz 'Romulus und Rimicius'. (Gotthold Ephraim Lessing, 2. Aufl. von W. v. Maltzahn und R. Boxberger, II [1881] S. 336): 'Romulus und Rimicius haben

So wurde 1912 die lateinische Äsop-Übersetzung des Leonardo Dati aus dem Codex Rhedigeranus 60 herausgegeben.[1] Daß Lessing diese Handschrift benutzt hatte, war dem Verfasser unbekannt geblieben. Der Codex ist deutlich und gut geschrieben. Lessing hat meist ihn richtiger gelesen als der neue Herausgeber, wie folgende Übersicht erweist:

	Cod. Rhedig. 60	Lessing	Tacke
Praef. 12	iubes	iubes	iube
Epim. 4	latina	latina	latine
Epim. 6	latina	latina	latino
XXIII 4	exalet	èxalet	exalit

Nur das Corrarum der Überschrift — *corrā̃* steht im Rhedigeranus — hat Lessing stillschweigend in Corrarium geändert, mit Recht, denn Dati hat seine Fabeln dem Gregorio Corraro gewidmet, der auch eine — noch nicht gedruckte — Sammlung lateinischer Fabeln — vermutlich zwischen Februar 1431 und Oktober 1433 — herausgab.[2] — Nachdem Lessing im Dezember 1763 in Breslau 'griechische und lateinische Handschriften der Bibliothek zu St. Elisabeth ohne nachweisbaren Ertrag studierte'[3] — freilich sind sie für uns doch nicht ohne nachweisbaren Ertrag, wie angedeutet, geblieben, und es erscheint schwer verständlich, wie die Hinweise Lessings dem Breslauer Herausgeber entgingen —, hat Lessing in Wolfenbüttel sich intensiv mit der Geschichte der äsopischen Fabel beschäftigt. Freilich ist er mit dieser Geschichte nach seines Bruders Ausdruck nicht zustande gekommen.[4] Aber in dem Aufsatz über Romulus und Rimicius liegen uns doch Ergebnisse seiner Forschungen vor, wie sie nur ein Lessing und nur in Wolfenbüttel liefern konnte. Diesem Aufsatz gelten die folgenden Bemerkungen, welche nur dem Verständnis und der Erklärung von Lessings Worten dienen sollen.

Lessing liefert den Nachweis, daß 1. Romulus in Steinhöwels Äsop, welchen der Franzose Nevelet Rimicius nannte, ein Romulus sei, 2. Rimicius mit Romulus nichts zu tun habe, 'daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben'. Die Verwechslung von Romulus und Rimicius geht auf Nevelet[5] zurück. Er hat Steinhöwels Äsop benutzt, welcher lateinisch und

beide den Äsop aus dem Griechischen in lateinische Prosa übersetzt und mehr oder weniger verstümmelt.' Romulus als Übersetzer aus dem Griechischen? Da scheint Lessing für die Lessingforscher vergeblich gearbeitet zu haben. In der Ausgabe von Boxberger (Deutsche National-Literatur, Bd. 68 I S. X) erscheint Romulus als Bearbeiter äsopischer Fabeln.

[1] O. Tacke, Rhein. Mus. LXVII (1912), S. 276—301.

[2] Rhein. Mus. LXX (1915) S. 385—387.

[3] E. Schmidt, Lessing 1[1] (1884) S. 451.

[4] Lessing, Vermischte Schriften II S. XXXII.

[5] Mythologia Aesopica 1610. Vgl. S. 142, A. 2.

deutsch die vier Bücher des Romulus enthält, dann Extravagantes, 17 Fabeln aus der Übersetzung des Rimicius, 27 aus Avian und — wenn man will, als Anhang — 23 Fabeln des Petrus Alphonsi und Poggius.[1] Wenn Nevelet Deutsch gekonnt hätte, wäre die Verwechslung unmöglich gewesen, da Steinhöwels Vorrede deutlich von einem 'leben des hochberümten Fabeldichters Esopi uß krichischer zungen in latin durch Rimicium gemachet' ... und von 'Fabeln, die etwan Romulus von Athenis synem sun Thiberino uß kriechischer zungen in latin gebracht, hatt gesendet', spricht.[2] Auch die Schlußschriften, welche Steinhöwel den einzelnen Sammlungen hinzugefügt,[3] hätten Nevelet über den wahren Sachverhalt aufklären können. Trotzdem geht die Verwechslung des Romulus und Rimicius weiter, als selbst Lessing gemerkt hat.

Es handelt sich um die Fabel von dem Fuchs und den Trauben. Die antiken Fassungen der Fabel[4] dürfen für unseren Zweck unberücksichtigt bleiben, sie stimmen in allem Wesentlichen miteinander überein. Dagegen ist die Fassung in Steinhöwels .Sammlung zu vergleichen mit Romulus, unter dessen Fabeln sie Steinhöwel am Anfang des vierten Buches aufgenommen hat, und mit der lateinischen Übersetzung, welche Rimicius von der alten äsopischen Fabel nach einer griechischen Handschrift gemacht hat.[5]

Der Vergleich auf S. 140 lehrt, daß in der Tat hier unter den Romulus-Fabeln eine Übersetzung des Rimicius erscheint. Ob eine Verwechslung Steinhöwels vorliegt oder schon früher die Rimicius-Fabel in das Romulus-Corpus geriet, können wir nicht mit Sicherheit entscheiden. Die Abweichungen in Auslassungen, Zusätzen und Umstellen einzelner Wörter überschreiten nicht das Maß, welches wir in den anderen Rimicius-Fabeln bei Steinhöwel finden.[6] Auffallend ist, daß Steinhöwel der Fabel kein Promythion hinzugefügt hat, wie er es bei fast allen Rimicius-Fabeln getan hat. Unter den Romulus-Fabeln haben nur Fab. 1 und 21, die sich an das Proömium anschließen, 71 und 72, wo bei Romulus die Überschrift fehlt, aus der Steinhöwel seine Promythien zu

[1] Vgl. unten S. 145—148.

[2] Vgl. unten S. 145.

[3] Vgl. unten S. 148, A. 1, 2.

[4] Aesop f. 33 Halm, 33b, Babrius 19, Phaedrus IV 3, Romulus IV 1 (Thiele S. 50—53). — Nachweisungen gibt Robert, Lafontaine 3, 11 und Kurz zu B. Waldis Esopus III 73 (S. 133—134).

[5] Rimicius Fab. 85.

[6] Von Rimicius stammt das eigenartige Morale der Fabel: Fabula significat, quod prudentis est fingere se ea nolle, quae consequi non posse cognoscit, die uns bei Lafontaine wieder begegnet III 11: Fit-il pas mieux qûe de se plaindre. Während in der Fabel Äsop (F. 33 Halm) und Phaedrus (IV 3) übereinstimmen, weichen sie in dem Morale voneinander ab.

Steinhöwel, fab. 61. Text.	*Steinhöwel, fab. 61. Übersetzung.*	*Romulus IV 1.*	*Rimicius, fab. 85.*
Fabula prima de vulpe et uva.	Die erst fabel von dem fuchs und dem truben.	Verbis maturet facinus, qui non potest viribus. De qua re audi fabulam.	De vulpe quadam.
Vulpes cum racemos uvarum plenos ac maturescentes prospiceret, cupida de illis manducare, omnem viam et saltandi et scandendi *est machinata, qua illos* habere *posset.*	Ein fuchs lieff für ain hohe winreben und sach daran hangen zytig truben; deren begeret er ze eßen und suochet mangerlay weg, wie im die truben werden möchten, mit klimmen und springen.	Fame coacta vulpis uvam sursum pendentem aspexit in alta vinea. Ad quam pervenire volebat alto gradu se exentiens.	*Vulpes cum racemos*[1] *uvarum plenos* iam *ac maturescentes prospiceret, cupida de illis manducare, omnem viam machinata est, qua illos* comprehendere *posset.*
Sed cum omnem viam frustra temptasset, nec desiderio satisfacere quevisset, mestitiam vertens in gaudium ait: Racemi illi adhuc nimium sunt acerbi; si habere possem, nollem comedere.	Aber sie stuonden so hoch, daz sie im nit werden mochten. Do er das merket, lieff er hinweg und verköret syne anfechtung und lust zuo den truben in fröd und sprach: Nun synt doch die truben noch süwr. Ich wölte sie ouch nit eßen, ob ich sie wol möchte erlangen.	Quotiens hoc voluit, adtingere sursum non potuit. Irata dicitur dixisse: 'Nolo te acerbam et immaturam', et quasi nolens eam tangere abiit.	*Sed cum omnem viam frustra tentasset, nec desiderio satisfacere quivisset, mestitiam vertens in gaudium ait: Racemi illi adhuc nimium sunt acerbi.*
Fabula significat, quod prudentis est fingere, se ea nolle, que consequi non posse cognoscit.	Dise fabel bedütet, daz ain wyser man sol sich laßen bedunken, er wölle und müg des nit, daz er nit gehaben mag.	Ita qui nihil facere possunt, verbis tantum se posse et nolle ostendunt.	Adfabulatio. *Fabula significat, quod prudentis est fingere se ea nolle, quae consequi non posse cognoscit.*

[1] racemus Dorp.

nehmen pflegt, und — auffallenderweise — 77 kein Promythion. In den übrigen Fabeln hat Steinhöwel nur zweimal die Überschriften des Romulus nicht genau wiedergegeben.[1]

So ist die Verwechslung von Romulus und Rimicius nicht erst, wie Lessing meinte, durch Nevelet veranlaßt worden.

Als Lessing in Wolfenbüttel seine Fabelstudien wieder aufnahm, wandte er sich zunächst der eigenhändigen Abschrift des Codex Divonensis durch Gudius zu. Es ist der Codex Gud. 182 quart. der Wolfenbütteler Bibliothek. Noch einen anderen Codex des Romulus besaß Gudius, den ehemals Weißenburger, aus dem Kloster St. Peter und Paul zu Weißenburg im Elsaß stammend, jetzt in Wolfenbüttel, cod. Gud. 148.[2] Gudius nennt ihn 'Sciassianum Rimicii codicem. Lessing bekennt seine 'Unwissenheit, warum Sciassianum. Mir fällt — so schreibt er — weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem er diese Benennung führen könnte'. Wer von dem Leben des Marquard Gude weiß, wird leicht vermuten können, welcher Name sich hinter dem rätselhaften Sciassianum verbirgt: Samuel Schars,[4] der reiche Holländer aus dem Haag, dem Gude sich 1659, als er von Frankfurt a. M. nach Holland kam, angenehm und unentbehrlich zu machen wußte, mit dem er 1660—1664 Frankreich und Italien auf der Suche nach Büchern und Handschriften durchreiste, mit dem er bis 1671 in Holland lebte, der ihm 1671 nach Rendsburg folgte.. In den lateinischen Briefen der Zeit wird Schars Schassius genannt, seine Bibliothek mit vielen seltenen Büchern und Handschriften vermachte er an Gude.[5] Also wird Gude Schassianum Rimicii codicem geschrieben haben.

Ausgehend von den Handschriften des Gudius, weist Lessing nach, daß der Romulus des Steinhöwel, den Nevelet und seine Nachfolger Rimicius genannt hatten, ein Romulus ist. Der zweite

[1] Steinhöwel 28, vgl. Romulus II 9. Steinhöwel 39, vgl. Romulus II 20.

[2] Österley, Romulus (1870) S. XII ff.

[3] Bursian, Allg. deutsche Biogr. X 88; Beck, Zeitschr. d. Ges. f. Schleswig-Holsteinische Geschichte XXVI (1896) S. 165.

[4] Vgl. Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte XXVI 165 f., 192, III 16 f.; Jahrbb. I 26, Archiv f. St. u. K. G. V 564. Über das Schassische Stipendium Provinzialberichte 1798 Heft 3, 268, 1811 Heft 4, 379. — Diese Zitate verdanke ich Herrn Professor N. A. Schröder in Hadersleben.

[5] Peter Axen schreibt an Christian Daum 10. Februar 1677: 'Ne nescias, hic liber est ex Bibliotheca nobilissimi et optimi viri Samuelis Schassii, qui ante annum aut siquid supra est, in vicinia arcis Gottorpicae mundo seculoque digressus est, postquam memoratum Gudium, fidissimum Achatem suum, testamento ... heredem instituerat' (Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte Bd. 26 (1896) S. 166 A. 7). — Der literarische Nachlaß Gudes befindet sich in den Bibliotheken zu Wolfenbüttel (Handschriften), Kopenhagen und Rendsburg (Bücher), vgl. Hermann Gidionsen, Katalog der sog. Gudeschen Bilbiothek, Rendsburg 1902, S. III.

Teil des Aufsatzes bringt den Nachweis, daß Rimicius mit Romulus nichts zu tun hatte. Lessing benutzt den sog. Aesopus Dorpii, eine Fabelsammlung aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts von dem holländischen Theologen Martin Dorpe.[1] Es sind 100 Fabeln, welche Rimicius aus einer griechischen Äsop-Handschrift in das Lateinische übersetzt hat. 1610 gab Nevelet 148 Fabeln in seiner Mythologia Aesopica[2] als nunquam hactenus editas heraus. Da die Übersetzung des Rimicius damals bereits sehr oft herausgegeben war, nahm Lessing an, daß die Rimicius-Fabeln nicht zu den 148 neuen Nevelet-Fabeln gehörten, sondern alle den älteren, sog. plaundeischen Fabeln entnommen seien. Lessing erkannte dann, daß 'unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig' waren, 'welche allein unter den Neveletschen vorkommen'. Es sind 35 Fabeln des Rimicius, die bei Nevelet gedruckt sind, aber noch nicht in der Accursiana[3] vorkommen.

Rimicius:	2	17	20	24	26	27	31	34	38	39
Halm:	8	6	31	42	76[b]	88	103	311	113	316[b]
Rimicius:	42	43	45	47	53	54	57	60	62	63
Halm:	128	100	200[b]	413	353	204	233	262	249	240
Rimicius:	65	70	71	72	78	82	84	85	86	87
Halm:	274	287[b]	292	304	334	16[(b)]	63	33	350[b]	356
Rimicius:	88	89	95	96	97					
Halm:	420[b]	123	153	366	425					

Als Bonus Accursius zuerst daranging, den griechischen Äsop — non doctorum hominum sed rudium ac puerorum gratia,[4] wie es in der Schlußschrift heißt — herauszugeben, hat er eine andere Handschrift benutzt als die, welcher Rimicius sich für seine Übersetzung bediente. So sind diese Fabeln erst viel später im Urtext ediert worden, während sie in der Übersetzung längst bekannt waren.[5]

'Das nunquam hactenus editae des Nevelet — fährt Lessing fort — muß also nur von dem griechischen Texte gelten. Wenn es auch noch von diesem gilt! Doch davon anderswó.' Lessing ist hierauf nicht wieder zurückgekommen. Doch es läßt sich wohl

[1] Vgl. S. 143.

[2] Vgl. S. 138, A. 5. Auf dem Titelblatt spricht Nevelet nur von 136 unedierten Fabeln. Es sind 148 (Fab. 150—297, p. 212—231).

[3] Bonus Accursius, vgl. Bernhardy, Röm. Litgesch. S. 113 Nr. 80, Hübner, Corpus inscriptionum Latinarum II p. VII, Gardthausen, Hermes VII 168, K. Sudhoff, Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften XVI (1917) Nr. 1. Über seine erste Äsop-Ausgabe vgl. Münch. Mus. II (1914) S. 260, 268.

[4] Hausrath, Untersuchungen ... (1894) S. 248 A. 1.

[5] Folgende Fabeln sind bei Valla und Rimicius übersetzt, fehlen bei Accursius: Rim. 24 = Valla XI, 27 = XII, 31 = XIV, 34 = XVII (vgl. Münch. Mus. II 248 Anm.), 78 = XXVII.

mit ziemlicher Sicherheit vermuten, an welchen Druck er gedacht hat, als er die obigen Worte schrieb: die Ausgabe des Robert Stephanus von 1546.[1] Nicht weniger als 26 Fabeln dieses Druckes fehlen nämlich in der Accursiana:

Steph.:	22	23	24	25	26	28	29	30	31	36
Halm:	21	61	403	100	56^{b}	82	85	83	33	88
Steph.:	37	38	39	48	49	50	51	53	58	59
Halm:	291	77^{b}	92	113	181	159	123	366^{b}	271	316^{b}
Steph.:	60	61	62	63	64	65				
Halm:	128	368	394	12^{b}	103	382^{b}				

Von diesen Fabeln stehen bei Nevelet unter den nunquam hactenus editae z. B. Nr. 29, 30, 31, 36, 37, 60, 61, 64; bei Nevelet fehlt Nr. 28; neun dieser Fabeln sind von Rimicius übersetzt und so 64 Jahre vor Nevelets Mythologia gedruckt worden:

Rimicius:	85	27	43	31	38	89	42	39	96
Halm:	33	88	100	103	113	123	128	316^{b}	366
Steph.:	31	36	25	64	48	51	60	59	53

Lessing hat die lateinische Übersetzung des Rimicius in der Sammlung des Dorpius benutzt. Einen Frankfurter Druck von 1587 in 8⁰ hatte er vor sich. Für die Sammlung des Dorpius sind grundlegend die Nachweise von W. Braune, die Fabeln des Erasmus Alberus (Neudrucke 104—107; 1892), doch irrt er, wenn er den Frankfurter Druck von 1587 als die letzte nachweisbare Ausgabe bezeichnet. Neun spätere Ausgaben habe ich in Paul und Braunes Beiträgen Bd. 42 (1917) S. 316 Anm. 1 aufgezählt, auch der Druck Bassani 1775[2] ist ein Aesopus Dorpius; die letzte Ausgabe ist 1802 in Madrid[3] erschienen.

Nevelet kannte den Rimicius aus Steinhöwels Sammlung. Dieser hat in sein Corpus 17 Fabeln des Rimicius aufgenommen. Es sind nur solche Fabeln aufgenommen, welche in den vorangegangenen Sammlungen des Romulus und der Extravagantes nicht enthalten sind.[4] Lessing hat diese Fabeln aufgezählt: 'Nämlich die 2., 3., 5., 7., 10., 15., 18., 21., 40., 43., 53., 68., 70., 74., 90., 97. und 100. nach der Ordnung des Rimicius.' Lessing folgt hierbei nicht der Reihenfolge, in welcher Steinhöwel die Fabeln gegeben hat, auch die Verweise in Österleys Ausgabe von Steinhöwels Aesop sind verwirrt.[5] Es entsprechen sich:

---

[1] Vgl. E. Grawi, Die Fabel vom Baum und dem Schilfrohr, Diss. phil. Rostock (1911) S. 53—59.

[2] Fock, Ant. Katal. 340 S. 81 Nr. 2507.

[3] Lockwood, Harvard Studies XXIV (1913) S. 68.

[4] Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 42 (1917) S. 318.

[5] Bibl. d. literar. Vereins CXVII, Stuttgart 1873. Er nennt Steinhöwel 104 = Rimicius 18 (statt 21), St. 105 = R. 21 (statt 40), St. 114 = Wendunmuth 1, 172, wo Rimicius 18 zu nennen war.

Steinh.:	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107
Rim.:	2	3	5	7	10	15	21	40	43	53
Halm:	8	7	45	14	32	66	27	15	100	353
Steinh.:	108	109	110	111	112	113	114			
Rim.:	68	70	74	90	97	100	18			
Halm:	296ᵇ	287ᵇ	308	351	425	56ᵇ	98			

Um den Irrtum des Nevelet aufzudecken, hat Lessing eine genaue Analyse von Steinhöwels Äsop gegeben. Über den ältesten Druck orientieren jetzt F. Wegener, Die Zainer in Ulm, ein Beitrag zur Geschichte des Buchdrucks im 15. Jahrhundert, Straßburg 1904 (= Beiträge zur Bücherkunde des XV. und XVI. Jahrhunderts, Bd. I) S. 40—41 Nr. 45 und E. Rosenthal, Die Anfänge der Holzschnitt-Illustration in Ulm. Diss. phil. Halle 1912, S. 39—69. Lessing bestimmt die Erscheinungszeit von Steinhöwels Äsop auf 1476 bis 1484. Zwischen 1474 und 1484 hat E. Grawi, Die Fabel vom Baum und Schilfrohr, Diss. Rostock 1911, S. 98, den Druck datiert, 'about 1475' G. Keidel, A manual of Aesopic fable literature (Baltimore 1896) S. 11 Nr. 17, zwischen 1475 und 1480 Ph. Strauch, Allg. deutsche Biographie XXXV S. 733, zwischen 1476 und 1480 H. Österley, Romulus (1870) S. X und W. Braune, Die Fabeln des Erasmus Alberus (1892) S. XXX. — 1482 ist ein Nachdruck von Gerard Leeu (Keidel S. 15 Nr. 56) erschienen, also sind alle späteren Datierungen hinfällig: Steinhöwel hat seine Sammlung gewidmet 'dem durchlüchtigsten fürsten und herren, herren Sigmunden, herczogen zuo Österrich'.[1] 1477 wurde dieser Erzherzog, also muß der Äsop spätestens in diesem Jahre vollendet sein. Es ist ausgeschlossen, daß in der Widmung der richtige Titel nicht angegeben wurde, und die Widmung ist der Beweis des Abschlusses der Arbeit, bevor die Bücher gedruckt wurden, sogar das Zeichen der Edition.[2]

Den Inhalt des Steinhöwelschen Äsop gibt Lessing 'Stück vor Stück mit aller Genauigkeit' an. Auf der zweiten Seite beginnt Steinhöwels Vorbericht, dessen Anfang Lessing ausschreibt. Er ist dabei zum Teil genauer zu Werke gegangen als selbst Österley, der Herausgeber von Steinhöwels Äsop.[3] Zeile 1—12 hat auf meine Bitte hin der Münchener Bibliothekar Dr. Rudolf Pfeiffer aus dem Exemplar der Hof- und Staatsbibliothek[4] ausgeschrieben.

[1] Steinhöwel, Äsop S. 4 Österley.

[2] Rhein. Mus. LXX (1915) S. 387 A. 2, Th. Birt, Kritik und Hermeneutik (1913) S. 318 f.

[3] Ich sehe hier ab von den Angaben, die Léopold Hervieux in den Fabulistes Latins I (1884) S. 373 gegeben hat; in anderem Zusammenhange komme ich darauf zurück.

[4] Signatur 2⁰ Inc. s. a. 7x. Vgl. Hain 330, Reichling IV 101, Keidel, Manual of Aesopic literature (1896) S. 30—31 Nr. 17.

An folgenden Stellen stimmt Lessings Angabe mit der Kopie Pfeiffers gegen Österleys Ausgabe überein:

Zeile	Lessing	Österley	Pfeiffer
5	in	im	in
8	romulus von athenis	Romulus von Athenis	romulus von athenis
10	Aldefonsy	Aldefonsii	Aldefonsy
10	poggy	Poggii	poggy
11	mitt	mit	mitt
11	hainrico	Hainrico	hainrico
11	stainhöwel	Stainhöwel	stainhőwel

An anderen Stellen weist Lessings Abschrift geringfügige Abweichungen[1] von dem Druck auf.[2]

Lessing bespricht dann kurz die Äsop-Biographie, dann die vier Bücher des Romulus mit den hinzugefügten Fabeln des Anonymus,[3] die er mit Recht als einen versifizierten Romulus bezeichnet. Die von ihm zitierte Deventer Ausgabe des Esopus moralisatus enthält den Anonymus, sie ist Nr. 103 in Keidels Manual (S. 20), der aber ein Wolfenbüttler Exemplar nicht kannte (S. 44).

Auf den Romulus folgen die 17 Extravagantes, 'so wenig in dem Geschmacke des Äsopus, von so abenteuerlicher gotischer Erfindung, daß sie auch nicht einmal Äsopisch heißen können, geschweige daß sie von dem Äsopus selbst sein sollte'. Damit sind die Fabeln gut charakterisiert, was um so mehr anzuerkennen ist, weil Steinhöwel selbst den äsopischen Ursprung dieser Fabeln ausdrücklich behauptete,[4] nur ihr Verhältnis zu dem Romulus Monacensis ist Lessing unbekannt geblieben. — Es folgen die 17 Fabeln des Rimicius, von denen bereits oben die Rede war.

[1] Z. 5 gemacht statt gemachet, Z. 7 dasselb statt das selb, Z. 7 etvan statt etwan, Z. 8 Thiberio statt Thiberino, so auch die von Österley benutzten Romulus-Handschriften, Z. 8 krichischer statt kriechischer, Z. 9 hett statt hatt, Z. 11 Doctore statt doctore. An allen diesen Stellen stimmt Österleys Druck mit Pfeiffers Abschrift überein.

[2] Bis Z. 12 reicht Pfeiffers Abschrift, im folgenden variieren Lessing und Österley:

Zeile	Lessing	Österley	Zeile	Lessing	Österley
12	sondern	sunder	15	-österrich	Österrich
13	dess	des	16	ergetzlikait	ergeczlikait
14	Durchlüchtigsten	durchlüchtigsten	16	enpfahen	enpfachen
15	hertzogen	herczogen	16	och	ouch
15	zu	zuo	16	nutzlich	nuczlich

[3] Hg. von Hans Draheim, Aesopus Latinus. Progr. Berlin 1893.

[4] S. 192 Österley: Extravagantes Esopi antique sequuntur, S. 242 Registrum extravagantium Esopo ascripturum. Die Extravagantes gehören zu den Esopi fabule, von denen die Schlußschrift des Romulus (S. 191 Österley) spricht.

Lessing erkannte, daß Rimicius aus einer vielfach abweichenden Sammlung äsopischer Fabeln übersetzte. In der Tat läßt sich nachweisen, daß Rimicius' Vorlage am nächsten dem Codex Vindobonensis hist. Graec. 130[1] stand, der zur Gruppe des sog. Casinensis gehört.[2] In der Anmerkung weist er auf einen damals noch unbekannten Äsop-Codex in Augsburg[3] hin. Zuerst hatte ihn Heusinger erwähnt, nicht in seinen Phaedrus- und Äsop-Ausgaben,[4] sondern in der Vorrede seiner 1736 erschienenen Ausgabe von Juliani Caesares. Herausgegeben sind diese Fabeln des Augustanus von E. G. Schneider Saxo, Breslau 1812; er benutzte dazu die Abschrift des Augsburger Codex, welche Ernestine Reiske 1772 für Lessing angefertigt hatte.[5]

Den Rest des alten Ulmer Druckes hat Lessing 'mit ein paar Worten abgefertigt'. Und doch gibt der folgende Satz noch Anlaß zu zwei Bemerkungen: 'Denn alles, was er noch enthält, siebzehn Fabeln des Avianus und dreiundzwanzig Fabeln oder vielmehr Histörchen aus dem Adelfonsus, Doligamus und Poggius, insgesamt mit deutschen Übersetzungen, das kann zu meinen gegenwärtigen Übersetzungen nun weiter nichts dienen.'

[1] Vgl. Fedde, Über eine noch nicht edierte Sammlung äsopischer Fabeln, Gymn.-Progr. Breslau 1877, A. Hausrath, Untersuchungen über die Überlieferung äsopischer Fabeln (Leipzig 1894) S. 284.

[2] Es entsprechen sich nämlich:

Rimicius	1—17	=	Vindobonensis	1—17
„	18—26	=	„	25—33
„	27—53	=	„	38—64
„	54	=	„	66
„	55—56	=	„	68—69
„	57	=	„	71
„	58—61	=	„	73—76
„	62	=	„	78
„	63—64	=	„	80—81
„	65—69	=	„	83—87
„	70	=	„	89
„	71—72	=	„	91—92
„	73—75	=	„	94—96
„	76—77	=	„	98—99
„	78—90	=	„	101—113
„	91	=	„	115
„	92—94	=	„	117—119
„	95—96	=	„	121—122
„	97—99	=	„	128—130

Rimicius 100 (= Halm 56b) ist im Vindobonensis nicht enthalten.

[3] Jetzt Monacensis 564.

[4] So Boxberger, D. N. L. 68 I S. 198. Heusinger erwähnt den Codex nach seiner Ausgabe der Caesares in der Dissertatio de Aesopi fabulis no. 4 und in den Neuausgaben des Hudsonschen Äsop 1756 und 1776, vgl. Aesopi fabulae ed. Schneider (1812) S. XI.

[5] Jetzt sind die Fabeln des Augustanus am bequemsten zugänglich in C. Halms Ausgabe (in der Bibliotheca Teubneriana), nur hat Halm Varianten

Zunächst spricht Lessing von 17 Fabeln des Avianus, es sind aber 27 in Steinhöwels Äsop enthalten.[1] Der Irrtum Lessings läßt sich leicht erklären. Unmittelbar vor den Fabeln Avians steht in Steinhöwels Äsop fol. 201^{a}[2] Registrum earundem; dieses Register umfaßt 17 Fabeln, und daher wird Lessing die Zahlangabe entnommen, wobei ihm entging, daß es sich auf die vorhergehenden Fabeln des Rimicius bezieht, während das Verzeichnis der Avian-Fabeln fol. 225^{b}, 226^{a}[3] folgt. Vollends erklärt sich

---

allzu spärlich notiert. Die Fabeln des Augustanus entsprechen folgenden Halmschen Nummern:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	
—	5	8	7	9	11	12	16	19	45	0
39	27	42	23	43	33	14	46	28	32	1
37	24	35	22	31	29	25	47	58	59	2
300	56	48	203b	49	64	55	57	70	417	3
72	38	98b	74	76	79	82	348	85	83	4
88	96	95	103	214	110	112*	107	111	86	5
90	101	97	117	221	311	301	309	144	75	6
179b**	67	116	289	363	128	126	129	127	(367)	7
15	293	44	323	194	185	115	194	343b	137	8
140	147	331	217	146	166	52	145	134	2	9
155	200b	138	151	173b	154	149	150	148	161	10
160	295	167	169	171	186	184	189	191	192	11
193	195	201	204	212	199	213	207	201b	197	12
202	226	233	231	218	229b	235	237	249	248b	13
246	262	250	251	257	247**	254	260	256	259	14
264	268	274b	276	270	275b	271b	284	240	273**	15
236	287	290	291	294	296	94b	306	308	316	16
313	97b	130	315	115b	329	322	177b	324	321	17
377b	319	335	334b	336	327	330	326	342	340	18
100b	180	346	345***	347	350	351	357	358	362	19
368	369	372	370b	378	373	353b	352	382	385	20
71b	392	393	179c	397	366	398	183	153b	397b	21
408	409b	407	412b	420	418b	421	334b	415	419	22
424*	425									23

[1] Steinhöwel f. 115—141 = Avian 1—3, 5—9, 11, 13—15, 17—20, 22, 25—29, 31, 33, 35, 41—42. Einige Fabeln des Avian hat Steinhöwel ausgelassen, weil er schon aus dem Romulus dieselbe Fabel in seine Sammlung aufgenommen hatte:

Avian 16 de qurcu et harundine f. Steinhöwel 80 (cf. E. Grawi S. 100).
Avian 24 de venatore et leone f. Steinhöwel 75 = Romulus IV 17.
Avian 34 de cycada et formica f. Steinhöwel 77 = Romulus IV 19.

Zu dem Auslassen der übrigen Fabeln müssen andere Gründe den Steinhöwel bestimmt haben.

[2] S. 260 Österley. An das Register schließen sich die Fabeln des Avian (S. 261 Österley): Aviani fabule sequntur. Es ist fol. 201^{b}, nicht 146^{b}, wie bei Österley steht.

[3] S. 293 Österley.

---

* Bei Halm fälschlich S. 46. ** Bei Halm fehlt der Hinweis.
*** Bei Halm fälschlich als S. 265, es ist S. 193 = Nevelet 265.

Lessings Irrtum aus der Art, wie Steinhöwel den Romulus-Fabeln fol. 60a, 82a, 104a, 130a[1] die Register vorangesetzt hatte.[2]

Endlich spricht Lessing von 23 Fabeln des Adelfonsus, Doligamus[3] und Poggius. Steinhöwel hat nach dem gekürzten Avian noch 23 Fabeln seinem Corpus hinzugefügt; davon stammen 15 dem Petrus Alphonsi, 8 dem Poggius.[4] Eine Fabel von 'Doligamus' ist nicht dabei. Den Namen 'Doligamus' hat Lessing Steinhöwels Vorrede entnommen, wo die Rede ist von 'mer ettlich der fabel Aviani, auch Doligami, Aldefonsii und schimpfreden Poggii und anderer'.[5] Daß keine Fabel des 'Doligamus' bei Steinhöwel stehe, hat Lessing, dessen Untersuchung in Wahrheit schon ihr Ende gefunden hatte, nicht bemerkt. So hat er sich auch nicht die Frage vorgelegt, wer hinter diesem rätselhaften Worte sich verberge. Daß es sich um eine Fabel aus der Lamia des Angelo Poliziano handle,[6] nachzuweisen, muß einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.[7]

---

[1] S. 77, 107, 137, 172 Österley.

[2] Dagegen bei den Extravagantes folgt das Register am Schluß (fol. 186b = S. 242 Österley), wie bei Rimicius und Avian. Die Fabeln des Adelfonsus und Poggius sind ohne Register geblieben.

[3] Dafür 'Deligamus' der Druck von 1773.

[4] Vgl. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 42 (1917) S. 317 A. 2.

[5] S. 4 Österley. — Vgl. S. 146.

[6] Vgl. vorläufig Berl. philol. Wochenschr. 1917, Sp. 1376.

[7] Zu Lessings Beurteilung des Anonymus Nilantiantiis vgl. E. Grosse, Fleckeis. Jahrbücher Bd. 105 (1872) S. 781.

Kjelstrup-Victoriabad (Nordschleswig). T. O. Achelis.

August Wilhelm Schlegel
in seinen Beziehungen zu englischen Dichtern und Kritikern.

Wenn Schlegel in England zu Ansehen und Ruhm gelangte, so verdankt er dies in erster Reihe Frau von Staël, die in ihrem berühmten Buche ihm und seinem Bruder Friedrich freigebig Lob gespendet hatte (Th. II, Kap. 31). Aber auch er selbst hat das seinige dazu getan, um jenseits des Kanals bekannt zu werden, zunächst durch seine wiederholten Besuche in London und seinen Verkehr mit den geistig hochstehenden Schichten der Gesellschaft, dann aber vor allem durch seine literarischen Leistungen. Von seiner Shakespeare-Übersetzung konnten freilich nur die allerwenigsten mit Sachkunde sprechen, so sehr sie auch gepriesen wurde; insbesondere aber waren es seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die seinen Ruf als Kritiker und Literaturkenner ersten Ranges begründeten. Das englische Publikum lernte sie zuerst aus einer französischen Übersetzung, bald danach auch aus einer englischen (von John Black, 1815) kennen. In späteren Jahren führten ihn seine indischen Studien, die wir hier beiseitelassen müssen, wiederholt nach England und verbreiteten sein Ansehen in den Kreisen der Gelehrten.

Daß Schlegel schon während seines Aufenthalts in Göttingen mit dort studierenden Engländern in Berührung kommen mußte, begreift sich leicht. Indessen ist uns nur der Name eines von ihnen bezeugt. Es war Josiah Dornford, der dort den juristischen Doktorgrad erwarb und dann ein Hauptwerk des Staatsrechtslehrers Johann Stephan Pütter (Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reiches) ins Englische übersetzte. Die Verbindung zwischen ihm und Schlegel wurde auch später noch aufrechterhalten. Am 22. August 1790 schreibt Dornford an ihn:[1] 'I often regret I did not pass the young years of my life at Goettingen instead of Oxford, because an ambitious mind is gratified there by being reputed studious, whilst with us a man who devotes his time to books is too frequently treated with contempt.' Sein andauerndes Interesse an den Göttinger Verhältnissen erweist er durch seine Fragen nach den Professoren, bei denen er verkehrt hat: Heyne, Michaelis, Schloezer, Lichtenberg. Von Bürgers dritter Heirat hat er durch einen Freund gehört, der ihm erzählte: 'That one of his (B.s) poems

[1] Dieser wie die meisten folgenden Briefe liegen ungedruckt in der öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Für die Erleichterung bei der Benutzung bin ich der Verwaltung zu Dank verpflichtet.

proved an arrow in the breast of his present Lady, and that a similarity of genius was occasion of their union.' Um Neuigkeiten aus Deutschland zu erfahren, hält er Hamburger Zeitungen; auch bittet er Schlegel um Besorgung verschiedener Bücher, wie Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Büschings 'Account of the king of Prussia' und den ersten Band von Pütters Geschichte der Universität Göttingen. Ebenso wünscht er die Göttinger gelehrten Anzeigen allwöchentlich zu erhalten. Man sieht, Dornford hätte sich nach Maßgabe seiner Interessen wohl geeignet, ein Mittler zwischen beiden Nationen zu werden. Leider starb er schon in jungen Jahren (1797).

Interessanter als diese Beziehungen sind diejenigen, welche Schlegel mit Benjamin Beresford verbanden. Beresford war ein Geistlicher, der sich in Berlin niedergelassen hatte, wo er Unterricht in seiner Muttersprache erteilte. So wurde er auch der Lehrer der Königin Luise und ist es, wie aus ihren Aufzeichnungen hervorgeht, bis zum Jahre 1804 geblieben.[1] Er scheint sich sehr bald mit dem Studium der deutschen Literatur befaßt zu haben, dessen Ergebnis in fünf Publikationen vorliegt: 1) The German Erato, or a collection of favourite songs translated into English with their original music (2. Aufl. 1798). 2) The German Songster, or a collection of favourite airs with their original music (Berlin 1798). 3) A collection of German ballads and songs with their original music, done into English by the translator of the German Erato (Berlin 1799). Dazu kommen noch zwei englische Chrestomathien: 4) Elegant extracts in prose (1800) und 5) Elegant extracts in verse selected from the best poets (1801) nebst der Übersetzung einer Erzählung von J. J. Engel (The Goddesses, 1796). Die drei erstgenannten Übersetzungen stehen, wie man sieht, insofern einzig da, als sie zugleich mit der dazugehörigen Musik erschienen sind, deren Melodie Beresford seine Werke angepaßt hat. Da ihm viel daran liegen mußte, seine Bücher vom Publikum beachtet zu sehen, suchte er die Bekanntschaft mit einem der angesehenen Kritiker, wie es Schlegel damals schon war, und traf mit ihm in Dresden (September 1798) zusammen. Bei dieser Gelegenheit legte er es Schlegel nahe, über die obengenannten Bücher eine Rezension zu verfassen. Dieser erfüllte seine Bitte und besprach die beiden ersten in der Jenaer Literaturzeitung 1798 (Nr. 365), die 2. Auflage der Erato und Nr. 3 ebenda 1799 (Nr. 217).[2]

Diese Rezensionen sind so anerkennend wie nur möglich. Schlegel ist erfreut, einige Blüten unserer Poesie mit leichter

[1] Vgl. B. Krieger, Hohenzollernjahrbuch XIV, 165.
[2] Wiederabgedruckt in seinen Sämtlichen Schriften XI, 324, 403.

Hand auf englischen Boden verpflanzt zu sehen. Der Forderung, in dasselbe Silbenmaß zu übersetzen, wofern sich die Sprache demselben nicht ganz weigert, ist Beresford aus eigenem Antrieb nachgekommen, worauf er sich in seinem ersten Briefe (11. September 1798) etwas zugute tut. Er hat nach Schlegels Ansicht in der Überwindung der Schwierigkeiten eine seltene Leichtigkeit und ein entschiedenes Talent gezeigt. Es muß ihm hoch angerechnet werden, daß er auch die weiblichen Reime, soweit es der Bau der englischen Sprache zuließ, wiedergegeben hat. Freilich kann der Kritiker auch mit einem leisen Tadel nicht zurückhalten, indem er sagt: 'Jede Sprache hat ihr Konventionelles, und die heutige englische Poesie ist gewiß nicht frei davon. M. B. hat aber dergleichen fremdartigen Einmischungen so wenig Raum gelassen, daß wir ihn selbst zu schweren Unternehmungen auffordern möchten, wie die Übertragung ganz einheimischer und originaler Romanzen, z. B. Goethes Fischer und die Erzählung vom Harfner in Wilhelm Meister.' Dieser Aufforderung ist Beresford in seiner dritten Sammlung nachgekommen. Auch diesen Liedern gegenüber kargt Schlegel nicht mit seinem Lobe, äußert aber zugleich wieder einige Bedenken, die mehr in der Sache selbst liegen: 'Wenn es nicht möglich war, ihnen ihre ganze Schmucklosigkeit und Einfalt zu lassen, weil fast jede veränderte Wendung, wozu der metrische Zwang nötigt, schmükkend ausfällt, um das Schwache und Prosaische zu vermeiden, so zweifeln wir doch, ob an den meisten Stellen noch mehr Treue möglich war.' Diesen Bedenken werden wir uns anschließen und betonen müssen, daß Beresford sich nur allzu oft von dem herkömmlichen pseudoklassischen Stil der damaligen englischen Dichtung beherrschen läßt und daher den volksliedmäßigen Ton verfehlt. Es sind besonders die verblaßten und konventionellen Epitheta, die unseren Anstoß erregen. So entspricht z. B. in Goethes 'Veilchen': Auf der Wiese — in the lonely mead; an ihrem Busen — on her virgin bosom. In Mignons Lied: Es stürzt der Fels und über ihm die Flut — broken rocks oppose the headlong flood. In Claudius' Rheinlied: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben — on Rhine's fair banks the envied clusters grow, u. a. m. War in diesen Fällen der Übersetzer, wie Schlegel richtig bemerkt, dem Zwang des Metrums erlegen, so ist als weitere Schwierigkeit zu erwägen, daß er seine Worte, wie oben erwähnt, der schon vorliegenden Melodie unterordnen mußte; nur in ganz wenigen Fällen ist die Komposition später als die Übersetzung (z. B. Reichardts Musik zur Lenore). Auch in der Auswahl seiner Vorlagen ist Beresford nicht immer glücklich gewesen. Neben Goethe, Schiller, Voß, Hölty, Matthisson, Stolberg stehen Namen wie Müchler, Overbeck und Sander. Auch

Anonyma kommen vor, deren Verfasser sogar Schlegel unbekannt waren, dabei ein Gedicht, dessen Übertragung die Königin selbst gewünscht hatte. Wozu endlich Gedichte von Bouflers und Alborghetti in eine solche Sammlung aufgenommen sind, fragt man vergeblich. Sollen wir unabhängig von Schlegels Meinung kurz unser Urteil formulieren, so werden wir sagen müssen, daß Beresford zwar eine gründliche Kenntnis des Deutschen und eine achtbare metrische Gewandtheit verrät, daß er aber des tieferen poetischen Gefühls ermangelt und daher seiner Vorlage nur selten nahekommt. Immerhin übertrifft er die allermeisten englischen Übersetzer seiner Zeit. Das einleuchtendste Beispiel hierfür ist seine Version von Bürgers Lenore. Auch hier folgt er genau dem Metrum des Originals (nur daß er die weiblichen Reime fast durchweg durch männliche ersetzt), und schon dadurch mußte es ihm gelingen, seinen Landsleuten Ton und Geist der Ballade näher zu bringen, als es viel berühmtere Übersetzer, wie William Taylor und Walter Scott, erreicht hatten, um von anderen zu schweigen.

Von Beresfords weiteren Schicksalen wissen wir so gut wie nichts. Aus seinen Briefen an Schlegel erfahren wir nur, daß er sich in Berlin durchaus nicht wohl fühlte und wiederholt, wenn auch ohne Erfolg, bemüht war, eine andere Stellung zu erhalten. So schreibt er an Schlegel (29. April 1800): 'As I think I have already told you, I get money enough here, and if there be any honour in teaching royal personages, I have enough of that too. — But royalty is not very generous here, and altho' Berlin abounds in enlightened people among the middle rank, yet it is a wretched residence on account of its environs for a lover of nature, and besides, everything here gives way to the noble art of destroying the human race, for learning is nothing and the army every thing.' In demselben Briefe spricht er noch von einem Vertrage, den er mit Kotzebue abgeschlossen hat, wonach er in Zukunft dessen Stücke übersetzen sollte. Wie weit dies gediehen ist, kann ich nicht angeben. Ich weiß nur noch von einer Übersetzung des Lebens des Generals von Ziethen von Frau von Blumenthal (1804).

Wir gehen mehr als ein Dezennium weiter, das in Schlegels Leben eine sehr bewegte Epoche darstellt. In diese Jahre fallen seine Scheidung von Karoline, sein Eintritt in den Dienst der Frau von Staël, seine erste italienische Reise, sein Aufenthalt in Paris, endlich seine Verbannung durch Napoleon und die Flucht mit Frau von Staël durch Österreich und Rußland nach Schweden. Nun erschien er nach dem Sturz des Korsen zum erstenmal in London, um Frau von Staël nach Frankreich zu geleiten. Er traf hier eine glänzende Gesellschaft. Es waren da Alexander I.

und Friedrich Wilhelm III. mit großem Gefolge, darunter Hardenberg, Metternich, Nesselrode, Blücher und der Kosakenhetman Platoff. Die Begeisterung der Londoner, denen doch die zahlreichen Gäste allmählich zur Last fielen, schildern zeitgenössische Berichte und Memoiren recht anschaulich. So spricht auch Byron von den Fremden in einem Briefe an Moore (Letters and Journals III, 93) und spart nicht mit satirischen Bemerkungen. Ob Schlegel ihn schon damals oder erst in Coppet kennengelernt hat, läßt sich nicht bestimmt sagen, da von seinen Briefen aus dieser Zeit nichts erhalten ist. Wohl aber darf man annehmen, daß er nicht verfehlt hat, Thomas Campbell aufzusuchen, den er von früher her kannte und der wohl der einzige unter seinen dortigen Bekannten war, mit dem er in ein freundschaftliches Verhältnis getreten ist. Campbell war im Jahre 1800 in Deutschland gewesen, und sein Biograph Cyrus Redding berichtet darüber (Memoir of Th. C. I, 54): 'In Germany he made an intimacy with Augustus William Schlegel. On the visits of Schlegel to this country he was the constant guest of the poet, who had a very high idea of him as a man.' Allerdings setzt er hinzu: 'Never were two men more dissimilar. Schlegel was talkative enough upon every subject connected with literature and showed at times no small share of the vanity of successful authorship. His friend Campbell was the very reverse of this.' Nun ist es aber nicht schwer, zu zeigen, wie viel gemeinsame Interessen die beiden Freunde hatten. Campbell bewunderte gewiß an Schlegel nicht nur die Gewandtheit des erfahrenen Weltmannes, sondern auch seine gründliche Gelehrsamkeit und den ausgeprägten kritischen Sinn; beiden war die Begeisterung für die englische Literatur, insbesondere für Shakespeare eigen.

Über Campbells Reisen in Deutschland ruht ein gewisses Dunkel. Wir wissen zunächst nichts Genaues über den Weg, den er von Hamburg nach Regensburg genommen hat. Über den Rückweg sagt sein zweiter Biograph Beattie (Life and letters of Th. C. I, 312), daß er über Amberg, Nürnberg, Baireuth, Leipzig, Braunschweig, Lüneburg geführt habe. Freilich widerspricht er sich bald danach (p. 342), wo er sagt: 'Of his movements between his quitting Ratisbon and that of his arrival at Altona (Oct.—Nov.) no distinct traces have been discovered.' Ich bin geneigt zu glauben, daß die erste Angabe richtig ist, und ferner, daß Campbell auf seiner Rückreise Jena berührt und dort die Brüder Schlegel kennengelernt hat. Wie würde sich sonst die Bemerkung Reddings (I, 152) erklären, Campbell sei auf seiner zweiten Reise nach Deutschland bis Wien gekommen, 'where he saw for the last time, after an interval of many years, his friend Frede-

rick Schlegel?' Daß er ihn zuerst in Göttingen gesehen habe (p. 153), ist natürlich ein Irrtum. Auf der Rückreise von Wien blieb Campbell eine kurze Zeit auch bei August Schlegel, der inzwischen in Bonn Professor geworden war. Bei dieser Gelegenheit entstand sein Gedicht 'The brave Roland' (ed. Hill S. 241) nach einem Ausflug, den er mit seinem Freunde auf den Drachenfels gemacht hatte. Es behandelt die bekannte Sage von Nonnenwerth und ist zweifellos von Schillers Toggenburgballade angeregt. Übrigens ist der Ursprung einer Reihe von Campbells Gedichten auf diese deutschen Reisen zurückzuführen. Ich nenne hier außer dem bekannten 'Hohenlinden': The Name Unknown, in Imitation of Klopstock (l. c. 302, anscheinend eine Paraphrase der Ode 'Die künftige Geliebte'); The Soldiers Dream (S. 142); Lines on leaving or scene in Bavaria (S. 324); Drinking Song of Munich (S. 337); Ode to the Germans (S. 349); Lines suggested by the statue of Arnold von Winkelried (S. 419).

Die beiden sind dann im Jahre 1814 noch einmal in Paris zusammengewesen. Campbell war wie so viele seiner Landsleute bald nach dem Friedensschluß dahin geeilt, um die Reize der französischen Hauptstadt zu genießen. Aus den Unterhaltungen, die sie damals gepflogen, erfahren wir, daß Campbell seinen deutschen Freund zwar für ungemein gelehrt und geistreich erklärte, aber auch für einen Phantasten, für einen Visionär und für viel zu mystisch. Offenbar hat ihm Schlegel hier das Programm der deutschen Romantik entwickelt, für das Campbell seiner ganzen Geistesrichtung nach das nötige Verständnis nicht aufbringen konnte. Auch auf philosophischem Gebiet konnten sie sich nicht einigen, da Campbell den Standpunkt der schottischen Philosophie vertrat und über Kant nicht hinausgelangt war, während Schlegel von Fichte und Schelling beeinflußt war.

Schlegel ist später noch zweimal in England gewesen, 1823 und 1832. Bei der ersten Reise handelte es sich für ihn darum, die finanzielle Unterstützung der Ostindischen Gesellschaft bei der Herausgabe von Sanskritwerken zu gewinnen. Hierbei hatte er aber nicht viel Glück, da die Gesellschaft sich damit begnügte, auf zwölf Exemplare zu subskribieren, worüber Schlegel seinem Unmut in bitteren Worten Luft machte. Über eine Episode dieses ersten Besuchs erhalten wir einen interessanten Bericht aus der Feder des obengenannten Redding (l. c. I, 230). In einer Gesellschaft im Hause von Colburn (dem Verleger des New Monthly Magazine, das von Campbell und Redding gemeinsam redigiert wurde) erwähnt Schlegel gesprächsweise, wie England ebenso wie die Waren auch die Worte aus allen Ländern der Welt eingeführt habe. Selbst das *Hurra* der Kosaken sei hier eingebürgert worden. Campbell bemerkt hierauf, *hurrah* sei ein alter englischer

Ausruf,[1] und die anderen stimmen ihm bei. Es zeigt sich aber schließlich, daß Schlegel recht hatte. Redding fügt hinzu: 'Schlegel was a most instructive and entertaining companion upon literary topics, of which the extent of his knowledge and accuracy were surprising, and yet he showed nothing of the pedant, but was in society much the man of the world. Yet there was conceit, a little self-consequence, a taint of vanity about Mme de Staël's idol.'

Über Schlegels letzten Aufenthalt in London (1832) wissen wir wenig. Bemerkenswert ist hier allenfalls sein Briefwechsel mit Abraham Hayward. Dieser bittet ihn um Beihilfe bei den Noten zu seiner Faust-Übersetzung, ferner um einen Nekrolog über den eben verstorbenen Goethe, was Schlegel wegen seiner unmittelbar bevorstehenden Abreise und wegen der ihn zu Hause erwartenden Arbeitslast ablehnt. Er verweist Hayward deswegen auf Carlyle, den dieser vorher bei ihm eingeführt hatte. Er scheint aber auf den jungen Schotten keinen tieferen Eindruck gemacht zu haben, denn er erwähnt ihn weder in seinen Schriften noch in seinen Briefen.

Was schließlich noch Campbell betrifft, so war er zwar 1825 noch einmal in Bonn gewesen, indessen hatten sich die Beziehungen zwischen beiden Dichtern allmählich gelockert. Als Redding sich im Frühjahr 1836 nach Schlegel erkundigte, beklagte es Campbell, daß eine Abkühlung zwischen ihnen eingetreten sei. Redding hebt noch einen Gegensatz zwischen ihnen hervor, der auf politischem Gebiet lag und die Entfremdung erklären könnte. 'Campbell', sagt er a. a. O. S. 54, 'was unconstrained and free in his political sentiments. Schlegel had mingled too much among the despotic nobles of Germany to talk of politics or find fault with things that were.'

Nicht so freundlich wie zu Campbell gestaltete sich Schlegels Verhältnis zu Byron.[2] Wenn nicht, wie früher angedeutet, in London, so trafen sie sich jedenfalls 1816 in Coppet unter dem gastlichen Dache der Frau von Staël. Byron berichtet in einem Briefe an Rogers vom 29. Juli 1816 (Letters and Journals III, 341): 'Schlegel is in high force, and Mme de Staël as brilliant as ever', woraus man allenfalls auf eine frühere Bekanntschaft schließen kann. Man versteht es ohne weiteres, daß die beiden Dichter nicht harmonieren konnten, wie überhaupt in dem dortigen Kreise die Zwistigkeiten nicht aufhörten; Frau von Staël hatte alle Mühe, das 'genus irritabile vatum' richtig zu behandeln und miteinander zu versöhnen. Der englische Aristokrat, der auf seinen Dichterruhm mit Recht stolz war, wird dem Deutschen,

[1] Nach dem Oxford Dictionary ist der erste Beleg von 1686!
[2] Vgl. hierzu Eimer, Angl. 36, 313 ff.

der doch auch sehr beachtenswerte literarische Leistungen aufzuweisen hatte, nicht immer mit der Rücksicht begegnet sein, die der eitle und empfindliche Schlegel erwarten durfte. Seine abhängige Stellung im Hofstaat der Frau von Staël war auch nicht dazu angetan, ihm Byrons besondere Achtung zu verschaffen. Dieser äußert selbst später in einem Briefe an Murray (4. August 1821): 'He took a dislike to me, because I refused to flatter him in Switzerland, though Mme de Broglie begged me to do so, because he is so fond of it. Voilà les hommes.' Daß sie sich öfters über literarische Themata unterhalten haben, ergibt sich aus einer anderen Briefstelle (L. & J. V, 333): 'I remember having some talk with Schlegel about Alfieri, whose merit he denies. He was also wroth about the Edinburgh Review of Goethe,[1] which was sharp enough, to be sure. He went about saying, too, of the French — 'I meditate a terrible vengeance against the French — I will prove that Molière is no poet' (was er bereits in seinen Wiener Vorlesungen zu tun versucht hatte). Auch nachdem sich die beiden getrennt hatten, um sich nicht wiederzusehen, fand sich Anlaß genug zur Verstimmung. Da war im Jahre 1818 in Blackwood's Magazine (Bd. III, 227) bei Gelegenheit einer Besprechung des 4. Gesanges von Childe Harold gesagt worden, Byron könnte einige Gedanken darin aus Schlegels Elegie 'Rom' entlehnt haben. Gegen diese Vermutung wendet sich Byron mit aller Schärfe in dem oben zitierten Briefe an Moore vom 2. August 1821 und versichert, er habe die betreffende Stelle aus der Elegie bei Blackwood, wo eine Übersetzung mitgeteilt ist, überhaupt zum erstenmal gesehen; außerdem verstehe er ja kein Deutsch. Nun ist es wirklich unglaublich, daß Byron je eine Anleihe bei Schlegel gemacht haben sollte, und der Kritiker denkt selbst nur an ein zufälliges Zusammentreffen der Gedanken. Schlegels Elegie ist übrigens kein bedeutendes Werk; einem neueren Literarhistoriker gilt sie als 'eine Dichtung voll gelehrter Kälte und metrischer Künstelei'.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Thomas Moore war im Mai 1821 Schlegel in Paris in einer Gesellschaft beim Herzog de Broglie begegnet und schrieb über sein Gespräch mit ihm folgendes in sein Tagebuch: 'Had much talk with Schlegel in the evening, who appears to me full of literary coxcombry. Is evidently not well inclined towards Lord Byron; thinks he will outlive himself and get out of date long before he dies. Asked me if I thought a regular critique of all Lord B.'s work and the system on which they are written, would succeed in England.

[1] Es handelt sich um eine Kritik von 'Wahrheit und Dichtung' im 12. Bd. der Review.

and seems inclined to undertake it.' (Journ. & Corresp. III, 235.) Unzweifelhaft hat Moore über diese Unterredung an Byron berichtet, und dieser schreibt nun voll Zorn an Murray (L. & J. V, 337): 'They write from Paris that Schlegel is making a fierce book against me. What can I have done to the literary Colcaptain of late Madame? I, who am neither of his country nor of his horde? Does this Hundsfoth's intention appal you? If it does, say so. I don't me: for if he is insolent, I will go to Paris and thank him. There is a distinction between *native* criticism, because it belongs to the Nation to judge and pronounce on natives; but what have I to do with Germany and Germans, neither any subject nor any language having anything in common with that country?' In einem weiteren Briefe vom 7. August (ibid. S. 339) kommt er noch einmal auf Schlegel zurück und fragt auch später bei Moore seinetwegen an. Da aber die bewußte Kritik nicht erschien, so ist die unerquickliche Angelegenheit im Sande verlaufen. Schlegel hat sich aber doch noch in unschöner Weise an Byrons Andenken vergangen, indem er in späteren Jahren zwei salz- und witzlose Epigramme gegen ihn losließ (Sämmtl. Werke II, 174. 215). Übrigens hat auch Byron mit seinem Spott gegen Schlegel nicht immer zurückgehalten. In einem Briefe an Murray (Lett. & Journ. IV, 161) flicht er die Verse ein:

> 'Some say she [Mme de Staël] died a Papist; some
> Are of opinion that's a *hum*.
> I don't know that, the fellow Schlegel
> Was very likely to inveigle
> A dying person in compunction
> To try the extremity of unction.'

Dabei ist aber wohl zu beachten, daß diese Äußerung in einem Privatschreiben steht, also nicht zur Veröffentlichung bestimmt war. An der Behauptung Byrons ist natürlich kein wahres Wort.

Was Wordsworth und Coleridge angeht, so ist nur von einer einmaligen kurzen Begegnung zu berichten. Die beiden Dichter hatten im Sommer 1828 eine Reise durch Belgien gemacht[1] und waren darauf als Gäste im Hause des Kaufmanns Aders in Godesberg eingekehrt, vermutlich von Crabb Robinson empfohlen, der in London mit der Familie Aders viel verkehrte. Die Kunde von der Anwesenheit so berühmter Männer drang sogleich nach Bonn, und viele Professoren beeilten sich, sie aufzusuchen, unter ihnen Niebuhr und Schlegel. Von der Unterhaltung, bei der Coleridge nach seiner Gewohnheit das Wort führte, während Wordsworth den schweigenden Zuhörer abgab, wird folgendes berichtet: 'Schlegel praised Scott's poetry, Cole-

[1] Vgl. Knight, Life of Wordsworth III, 137.

ridge decried it, stating that no poet ever lived of equal eminence whose writings furnished so few quotable passages [ein etwas fadenscheiniges Argument]. Schlegel then praised Byron, Coleridge immediately tried to depreciate him. Ah, said he, Byron is a meteor which will but blaze and rove and die, Wordsworth there is a star luminous and fixed.' Über diese Äußerungen kann man sich nur verwundern. Bei Schlegel mag der Wunsch vorhanden gewesen sein, den Gästen etwas Freundliches zu sagen, was (wenigstens in bezug auf Byron) nicht einmal aufrichtig zu sein brauchte; bei Coleridge hingegen wäre man geneigt, an bloßen Neid gegen glücklichere und erfolgreichere Dichtergenossen zu glauben, wenn man nicht auch berücksichtigen müßte, daß er sich in seinem ganzen Wesen und Streben scharf von ihnen unterschied. Es mag noch erwähnt werden, daß sich in der Dresdner Sammlung ein inhaltlich unbedeutender Brief von Wordsworth an Schlegel befindet (vom 2. April 1834), worin er ihm einen jungen Freund empfiehlt und von dem besonderen Vergnügen spricht, das ihm der nur kurze Verkehr mit Schlegel gewährt hat.

Erfahren wir nun auch nicht, wie Wordsworth und Coleridge über Schlegel geurteilt haben, so ist ein anderer englischer Dichter, Walter Savage Landor, in dieser Hinsicht desto mitteilsamer. Schlegel hatte bereits die 'Imaginary Conversations' kennengelernt, die ihm Julius Hare aus Cambridge am 14. April 1824 zugesandt hatte.[1] Nun kam Landor selbst im Jahre 1832 auf der Rückreise nach Italien in Gesellschaft von Hare nach Bonn und besuchte dort Schlegel. Was er dann aber über ihn sagt, ist voll von Spott und tiefer Enttäuschung. Er ist erstaunt einen solchen Mann vor sich zu sehen, der ihm einen so tiefen Einblick in Shakespeares Wesen gewährt hatte. Nun schreibt er von Frankfurt aus an Crabb Robinson (20. Oktober 1832): 'At Bonn I met Mr. William Schlegel. He resembles a little pot bellied pony tricked out with stars, buckles and ribands, looking askance from his ring and halter in the market for an apple from one, a morsel of bread from another, a fig of ginger from a third and a pat from every-body. ... The next day I saw the honest Arndt, who settled the bile this coxcomb of the bazaar had encited.' (Robinson, Diary, Remin. and Corresp. II, 134.) In seinen Letters and unpublished Writings (S. 225) berichtet Landor

[1] Schlegel muß im Jahre 1823 in Cambridge gewesen sein, wo er besonders im Trinity College sehr gefeiert wurde. Darauf bezieht sich ein Brief des Rev. Adam Sidgwick vom 10. Januar 1845 (auch dieser in der Dresdner Sammlung enthalten). Darin versichert er Schlegel: 'Every member of our Society, from the highest to the lowest, would receive with honour one who, like yourself, has done so much honour to our greatest poet and to our national literature.'

des weiteren über den schönen Abend, den er bei Arndt verbracht, und über die Freude, die es ihm und dem greisen Dichter bereitet habe, als Vorübergehende ein vaterländisches Lied von ihm sangen, das damals schon zum Volkslied geworden war. In einem Gedicht an Schlegel, das dieser gewiß niemals zu sehen bekommen hat, drückt er nochmals wie oben seine Geringschätzung für ihn aus. Man würde auch zu weit gehen, wenn man annähme, daß sich zwischen dem temperamentvollen englischen Landedelmann und dem gealterten deutschen Professor irgendwelche Harmonie hätte herausbilden können.

Über das Verhältnis Schlegels zu Sir James Mackintosh, dem bekannten Essayisten und Parlamentarier, können wir kürzer hinweggehen. Während Frau von Staëls Aufenthalt in London war Mackintosh häufig in ihrer Gesellschaft und ihr ständiger Tischnachbar ('I am generally ordered with her to dinner, as one orders beans and bacon', äußerte er darüber scherzhaft). Wir wissen, daß sie große Stücke auf ihn hielt, und so erklärt es sich, daß er bereits im September 1814 in Coppet erscheinen durfte, von wo aus er mit Schlegel und Sismondi Voltaires Landsitz in Ferney besuchte. Aus seiner Korrespondenz mit Schlegel ist nur ein Brief bemerkenswert. Campbell hatte ihm zwei Hefte von Schlegels 'Indischer Bibliothek' gegeben, und nun schreibt er: 'I have now read with great pleasure your remarks together with Mr. Bopp's comparison of the Sanscrit with Greek and Teutonic. They leave me no doubt of an opinion I have long entertained that these three ancient and extensive languages flow from the same source.' So war wenigstens an einer Stelle das richtige Verständnis für die indogermanische Sprachwissenschaft angebahnt. Einige Jahre später war Schlegel aufgefordert worden, in London Vorlesungen zu halten, sei es über die Geschichte der schönen Künste, sei es über das alte und neue Indien; sie sollten dann in Buchform herauskommen. Mackintosh fiel es zu, die Sache zu vermitteln, aber der Plan zerschlug sich, weil kein Verleger sich für das Buch finden wollte und die Zeitverhältnisse, insbesondere die Agitation für die Reformbill, hindernd im Wege standen. —

Weiterhin würde es sich jetzt darum handeln, den Einfluß zu bestimmen, den Schlegel bei den englischen Dichtern und Kritikern ausgeübt hat. Hier ist der Umstand hinderlich, daß es an Vorarbeiten fast gänzlich fehlt; auch wären eine Reihe von Zeitschriften und Büchern einzusehen, die zur Zeit unzugänglich sind. An einer wichtigen Stelle ist allerdings die Arbeit getan, und zwar gründlich. Es betrifft dies Coleridge und seine öffentlichen Vorträge, speziell über Shakespeare. In bezug auf seine Abhängigkeit von Schlegel sind die verschiedensten Ansichten geäußert worden. Schon gleich nach seinem Tode hat Thomas de

Quincey (Werke ed. Masson II, 140) den Vorwurf des Plagiats gegen ihn erhoben — freilich zunächst nur wegen seiner Benutzung von Schelling —, und nach ihm noch verschiedene andere, wogegen ihm auch eine Reihe von Verteidigern erstanden ist. Zu diesen gehört vor allem Brandl in seiner Biographie Coleridges (p. 426), der vieles mit der Nachlässigkeit des Dichters sowie mit der Unstetigkeit seines äußeren und inneren Lebens zu entschuldigen sucht. Aber auch er muß zugestehen, daß mancher Paragraph der Biographia Literaria einfach ein Abklatsch von Maaß oder Schelling ohne genaues Zitat, manches Kapitel seiner gedruckten Vorlesungen ein Abklatsch von Schlegel ohne jede Quellenangabe ist, abgesehen von den schier unzähligen Entlehnungen freierer Art. Man braucht allerdings die Idee von seiner Abhängigkeit von anderen nicht zu übertreiben; ähnliche Gedanken können gemeinsamer Quelle entstammen, manches auch dem Geist der Zeit, und doch kann man mit Herford zugeben, daß Coleridge in seiner Shakespearekritik der besser gegliederten Formulierung der Gedanken bei seinem deutschen Vorgänger gefolgt ist, daß dieser, kurz gesagt, sein Meister war.

In neuerer Zeit ist die ganze Frage noch einmal genau untersucht worden in einer Dissertation der University of Wisconsin (The indebtedness of S. T. Coleridge to A. W. Schlegel von A. A. Wehnholtz, 1907). Die Verfasserin stellt hier wohl zum erstenmal eine große Anzahl von einzelnen Stellen bei beiden Kritikern nebeneinander zum Vergleich, zeigt dann Coleridges Verfahren, wie er ganze Kapitel und Abschnitte in einem einzigen Satz gleichsam kondensiert, und wie ein ganz neuer Ton in seine Vorlesungen hineinkommt, seitdem er das Buch von Schlegel kennengelernt hat. Das geschah im Januar 1812, nachdem er schon acht Vorlesungen der zweiten Serie hinter sich hatte. Von da an tritt Schlegels Einwirkung je länger, je mehr zutage.

Bei dem Interesse, das Campbell für Schlegels Person wie für seine Leistungen empfand, wird es nicht wundernehmen, daß er sich auch in seinen Schriften gelegentlich mit ihm beschäftigt. Dies geschieht in dem einleitenden Essay zu seinen 'Specimens of the British Poets' (S. 153). Dort wendet er sich gegen Schlegels Behauptung, Shakespeare habe in seinem Wirken niemals die Einheiten verletzt, wenn man sie richtig und weitherzig auffasse. Campbell dagegen meint, es kämen in ihnen Dinge vor, die sich mit den Grundsätzen der dramatischen Kunst nicht mehr vereinigen lassen. Wenn z. B. im 'Wintermärchen' Perdita als neugeborenes Kind und später als erwachsen auf die Bühne komme, so könne man keine Einheit mehr in dem Stück erkennen und müsse zu der Annahme seine Zuflucht nehmen, daß Shakespeare hier die Kunst mit Füßen trete. 'When I am left to infer', fährt

er mit leicht erkennbarer Ironie fort, 'that all this is right on romantic principles, I confess that there principles become too romantic for my conception.' Campbells Kritik erscheint hier etwas flach. Er übersieht ganz, daß das Stück ein Märchendrama ist, wodurch dem Dichter schon eine größere Freiheit und weiterer Spielraum gelassen wird. Wichtig ist ferner, daß Perdita zuerst gar nicht handelnd auftritt, so daß sie im weiteren Verlauf des Dramas fast wie eine neue Person betrachtet werden kann. Auch muß ohnehin zwischen dem 3. und 4. Akt eine längere Frist verstreichen (die Zeit als Chorus vermittelt hier den Übergang), um Leontes' Reue und Sinneswandlung zu motivieren. Campbell steht eben noch unter dem Druck der klassizistischen Doktrin, den er nicht abschütteln kann. und ist außerstande, dem Fluge des Genius zu folgen.

Wesentlich polemisch verhält sich auch Hazlitt Schlegel gegenüber. Dieser hatte in seinen Vorlesungen über die Oper u. a. gesagt (Werke V, 67 ff.): 'In der Oper ist die Poesie nur Nebensache: sie wird unter ihren Umgebungen fast ertränkt. ... Diese Anarchie der Künste, da Musik, Tanz und Dekoration durch Verschwendung ihrer üppigsten Reize sich gegenseitig zu überbieten suchen, ist das eigentliche Wesen der Oper usw.' Dazu bemerkt Hazlitt in einer Kritik von Mozarts 'Cosi fan tutte' (abgedruckt in 'A View of the English Stage', p. 235): 'The foregoing remarks give the best account wo have seen of that splendid exhibition. the Italian opera. These German critics can explain everything, and upon any occasion make the worse appear the better reason. Their theories are always at variance with common sense, and we shall not in the present instance undertake to decide between them. There is, however, one thing we shall venture to decide, which is that the feelings of the English people must undergo time very elaborate process, before they are thoroughly recounciled to the union of different elements etc.' Hazlitt ist nun von jeher ein mürrischer und galliger Charakter gewesen, und hier zeigt er sich in seinem wahren Lichte. Da er den Deutschen nicht widerlegen kann. so räsoniert er über ihn und schweift dann zu einer geringschätzigen Kritik des englischen Publikums ab. Unlogisch ist er obendrein, denn wenn Schlegel von der italienischen Oper 'the best account' gegeben hat. so können die Theorien der deutschen Kritik schwerlich 'at variance with common sense' sein.

Nicht viel anders macht er es in einem zweiten Fall bei einer Kritik über Measure for Measure (a. a. O. S. 165). Hier sagt er von Schlegels Beurteilung des Stückes: 'This is a very poor criticism of a very fine poetry. but we are not in a humour (even if we could) to write a better.' Da er also selbst sein Unvermögen gesteht. so ist er in keinem Fall ernst zu nehmen.

Glücklicherweise hat es in England noch Schriftsteller gegeben, die wohlwollender und gerechter urteilten als Hazlitt. Richard Hengist Horne, ein Kritiker und Dichter von Ruf, der gerade die zweite Ausgabe von Schlegels Vorlesungen besorgt hatte, schreibt an ihn am 16. Juni 1840, nachdem er von der weiten und schnellen Verbreitung des Werkes und vom Gefühl der Dankespflicht des englischen Publikums gesprochen, folgendes: 'I enclose a copy of another newspaper (the Atlas), that you may see the Present state of criticism among us, with reference to contemporaries; for although the sympathizing tone of this paper is not at all a fair general specimen of our press in England; yet in absence of personalities it may be considered such — the contrary having almost always been the case, until your lectures gradually taught our critics to assume a higher and more abstract tone of disquisition.' Dies stimmt im großen und ganzen zu der Auffassung von der Aufgabe des Kritikers, wie sie Schlegel (Ges. Werke VII, 26) gelegentlich entwickelt hat.

Zusammenfassend wird man etwa sagen können, daß Schlegel im Grunde mehr auf die Gelehrten und Kritiker (und durch sie mittelbar auf die gebildeten Kreise) als auf die Dichter gewirkt hat. Diese, die ihm an Fülle der Produktion und durch ihr poetisches Talent überlegen waren, lehnten seine romantischen Theorien ab. Jene dagegen ließen sich durch seine umfassende Gelehrsamkeit ebenso bestechen wie durch seine gesellschaftliche Gewandtheit. Jedenfalls hat er zur Mehrung und Festigung des deutschen Ansehens in England erheblich beigetragen.

Berlin. Georg Herzfeld.

John Keats
im Lichte der neuesten Forschung

Wiederum steht John Keats im Vordergrund unseres literarischen Interesses. Seine Lebensgeschichte ist wiedererzählt und seine Dichtung aufs neue gewürdigt worden in einem Buche, das selber ein Lebenswerk ist.[1] Schon 1887 hat Sidney Colvin in der *English Men of Letters Series* seine kleine Keatsbiographie veröffentlicht. Heute liegt sie uns als dickleibiges Buch vor. Große Stücke sind sich wesentlich gleich geblieben und nur durch ausgiebigeres Zitieren und Einschieben von Zwischenbemerkungen erweitert worden. So bieten die rein biographischen Kapitel nicht viel Neues. Wir hören von Keats' feiner Beobachtungsgabe, von seinem sinnlichen Entzücken in Berührung mit der Natur, wenn wir einen Blick in die so äußerst wertvolle Severnbiographie[2] von W. Sharp werfen: eine Windwelle streicht über die Gräser, und Keats ersteigt den Zauntritt. um das Schauspiel zu betrachten, und ekstatisch ruft er aus: 'Die Flut, die Flut!' Wir erfahren noch mehr über Leigh Hunt, seine literarische Cockneymanier und sein *Rimini*, die Verwässerung von Dantes Paolo und Francesca-Episode. Auch das Haydonprofil wird noch etwas schärfer gezeichnet als in dem kleineren Buche. Das berühmte *immortal dinner*, an dem der betrunkene Lamb den würdevollen Wordsworth reizte und kränkte, wird breiter und behaglicher dargestellt. Dankbar sind wir für einige Auszüge aus den interessanten Winterbriefen 1817—1818, die Keats' Dichtertheorie enthüllen, wo wir z. B. die Äußerung finden, die Poesie müsse durch feine Übertreibung, nicht durch Eigenart überraschen: *poetry should surprise by a fine excess, and not by singularity.* Eingehend wird die zeitgenössische Kritik des *Endymion* wiedergegeben und *Blackwood's Magazine*, das den berüchtigten Artikel gegen Keats brachte, seinem literarischen Ton und seiner ganzen Tendenz nach gewürdigt oder richtiger gegeißelt. Das Verhältnis zu Fanny Brawne wird ausführlich dargestellt. Es gibt wohl kaum eine bemerkenswerte Einzeltatsache in diesem kurzen Dichterleben, die in dieser Biographie nicht berücksichtigt worden wäre.

Doch in dem biographischen Element liegt — für uns wenigstens — nicht der Hauptwert des Buches. Sidney Colvin hat den kritischen Teil von Grund aus umgearbeitet und gewaltig bereichert, und der Literarhistoriker wird sich neugierig diesen Kapiteln zuwenden, um zu sehen, was es Kostbares für ihn zu ernten gibt. Er wird aber auch bei der reichlichen Keatsliteratur der letzten Jahre wieder Umschau halten, um durch Vergleichen und eigene Betrachtung zu einem selbständigen Urteil über Keats und seine Kunst zu gelangen.

1. Gedichte 1817.

Zunächst ein paar Worte über die Gedichte des Jahres 1817. Sie zerfallen in Sonette und Episteln. Beide zeigen dieselbe Grundnote: Entzücken an der Schönheit der Natur, Lebendigkeit des Empfindens, Freude am Fabulieren und an der Kunst.

---

[1] Sidney Colvin, *John Keats. His life and Poetry, his friends, critics and after-fame*, London, Macmillan, 1917 (Neudruck 1918). XX, 600 S.

[2] *Life and Letters of Joseph Severn* by W. Sharp, 1892.

Die Sonette sind ohne hohe Leidenschaft, einfacher, aufrichtiger Ausdruck persönlicher Gefühle, der nur gelegentlich vereinzelte Taktgruppen herrlichster Wortkunst aufweist. Eine Ausnahme bildet das Sonett auf *Chapman's Homer*, ein Meisterstück der Heiterkeit und Konzentration, ein Bild mit weltenweitem Ausblick, das das literarische Entzücken an *Chapman's Homer* in der historischen, romantischen Gestalt des Cortez sichtbar macht, der neue Weltteile entdeckt, dessen Entdeckungsfreude zurück zum jugendlichen Entzücken am homerischen Epos die Brücke schlägt.

Die Gedichtsammlung enthielt nicht das prächtige Leandersonett, das Keats am 16. März 1816 nach James Tassies Pastellreproduktion einer Gemme dichtete. Wie früh betätigt sich bei ihm die bildende Kunst als Anreger! Wie prächtig kompakt ist der Schluß: *see how his body dips Dead-heavy; arms and shoulders gleam awhile; He's gone: up bubbles all his amorous breath.*

Unter den Episteln und reflektierenden Stücken, die im zehnsilbigen Reimpaar geschrieben sind, steht die Sendung an Felton Mathew vom November 1815 als ein metrisches Erzeugnis da, das ein spontan sich entwickelndes Endglied einer längeren Kette ist, die bis zu den Elisabethanern zurückreicht, die das zehnsilbige Reimpaar auf zweierlei Weise verwendeten, entweder nach dem geschlossenen System, wo Reim- und Sinnschema sich glatt deckten und neben epigrammatischer Schärfe sehr leicht Eintönigkeit sich einstellen konnte, oder nach dem verschobenen System, wo Reim- und Sinnschema sich durchkreuzten und der Vorteil der Freiheit gelegentlich durch den Nachteil rhythmischer Schwäche aufgehoben wurde. Marlowe und Spenser huldigten dem ersten, Drayton, Chapman, Donne, Ben Jonson, William Chamberlayne dem zweiten System. Eine glückliche Vereinigung beider Arten finden wir bei William Browne und George Sandys, dem Übersetzer von Ovids Metamorphosen, einem Werke, das Keats sehr wohl kannte. Später, unter der Restauration, galt die Regel, wenigstens die Einheit des Reimpaares zu achten, d. h. den Satz am Ende des zweiten Verses abzuschließen, während Milton immer noch die gemischte elisabethanische Anordnung vorzog. Die geltende Regel befolgten: Drummond of Hawthornden, Sir John Beaumont, Marvell, Waller, Katherine Philips. Cowley brachte Abwechslung durch gelegentliche Einführung des Zwölfsilbners, Dryden durch Ausdehnung des Reimes auf drei Verse. Pope streifte alle diese Variationen wieder ab und brachte den Grundsatz der strengen Übereinstimmung von Reim- und Satzschema und der Regelmäßigkeit der Zäsur zu einer Herrschaft, der die drei folgenden Dichtergeschlechter sich beugten. Gegner des Prinzips erstanden in Joseph und Thomas Warton, Thomas Gray, Chatterton, Macpherson, Blake. Die ernsthafte Abkehr vom Popeschen Prinzip kam durch Coleridge, Wordsworth und später durch Scott. Das heroische Reimpaar hielt sich aber immer noch in der Opposition, bei Rogers, Crabbe, Campbell, bei Byron in seinem *Corsair* und *Lara*, während Leigh Hunt den Versuch machte, durch Vermischung mit Triplet und Alexandriner und durch die Verwendung der elisabethanischen Doppeltendenz das heroische Reimpaar zu verbessern.

Da kommt Keats und schreibt seine Epistel an Felton Mathew. Er greift wieder zurück auf William Brownes *Britannia's Pastorals*. weil er dort das leichtfließende Verspaar mit reichlichen weiblichen Reimen vorfand. Seiner Stimmung nach ist das Gedicht Ovidisch mythologisch

romantisch. Mathew war einst eine wilde Blume an dem Bache der Poesie, Diana pflückte ihn und warf ihn in den Fluß, ihrem Bruder Apollo zum Opfer, der ihn in einen Stieglitz verwandelte, aus dem ein schwarzäugiger Schwan geworden ist, den Naiaden ernähren.

In demselben Metrum geschrieben sind das durch Hunts *Rimini* angeregte *Calidore* und die beiden Stücke, die dem ganzen Bande seinen Wert verleihen: *Sleep and Poetry* und *As I stood tiptoe,* Präludien über des Dichters Bestrebungen. *Sleep and Poetry* zeigt Keats' Begabung, aktive Eigenschaften in die Dinge hineinzuschauen und die passiven Attribute zu verdecken. Der Wagenlenker, dessen wildtrabende Rosse über Wolken und Hügel jagen an tausend Visionen vorbei, ist Sichtbarmachung der Phantasie. Die Visionen verschwinden, wie die wahre Dichtung in England nach Spenser und Milton schwand, um der mathematischen Poesie des 18. Jahrhunderts Platz zu machen, gegen die sich Keats in schroffen Worten wendet. Wenn er die neue Zeit begrüßt, so kann er sich aber doch nicht mit allen ihren Erscheinungen einverstanden erklären. Die *ugly clubs* sind nach Sidney Colvin Byrons orientalische Verserzählungen.

In *I stood tiptoe* werden schöne Naturbilder als symbolisch verwandt mit gewissen dichterischen Stilarten erkannt. Wie Oliver Elton sagt, ist die Natur selber eine Gedichtsammlung, und der Mittsommernachtstraum ist ein unerforschter Wald. Jedes Naturbild entspricht einer bestimmten Dichtung und jede Dichtung einem bestimmten Naturbild; denn was im Dichter dieselbe Stimmung erwecken kann, ob Naturbild oder Gedicht, ist sich wesensverwandt:

> In the calm grandeur of a sober line,
> We see the waving of the mountain pine;
> And when a tale is beautifully staid,
> We feel the safety of a hawthorn glade.

Ich kann mir keine tiefer grabende, dem Dichter näher kommende Erklärung dieses Präludiums vorstellen als die, welche uns in dem aus künstlerischer Intuition entstandenen Aufsatz der Mary Suddard[1] gegeben wird, deren wunderbare Reife auch Sidney Colvin an anderer Stelle anerkennt. Wo wie bei diesem Dichter die seelische Identität von Natur und Dichtung — oder sagen wir Mythus — als selbstverständlich gefordert wird, wird der Mythus selber zum individuell dichterischen Erlebnis, und die schon vorhandenen alten Mythen müssen sich ihm auf gewisse Naturstimmungen, die er selber rekonstruieren will, einstellen. So reizt es ihn, die seelische Identität von Natur und Dichtung herzustellen in jenen alten Fabeln von Cupido und Psyche, von Pan und Syrinx, von Narcissus und Echo, von Cynthia und Endymion, und so malt er die entsprechenden Landschaften mit ihren Stimmungen. Wie reizend ist das Narzissusnaturbildchen!

Der Stil weist jetzt schon die in *Endymion* so häufig auftretenden abstrakten Nomina auf, die sinnenfällige und die Phantasie angenehm erregende Eigenschaften bezeichnen: *quaint mossiness of aged roots — pure, deliciousness — pillowy silkiness of clouds.*

An literarischen Einflüssen macht sich Wordsworth bemerkbar —

[1] Keats' *Prelude, a Study of the Poems of Keats up to Endymion* (*Studies and Essays*, Cambridge, University Press, 1912). Ich habe das Buch im Beiblatt zur 'Anglia' 26 (1915) 70—80 eingehend besprochen.

darauf hat zuerst der poeta laureatus Robert Bridges in seiner Einleitung zu John Keats' Gedichten in der Ausgabe von G. Thorn Drury hingewiesen —, Wordsworth, der in seinem vierten Buche der *Excursion* sich darüber klar zu werden versucht, wie gewisse Vorstellungen griechischer Mythologie entstanden sein mögen. Gerade jene Stelle Wordsworths bespricht Keats kurz nachher mit einem Freunde. Übrigens zeigt auch *Sleep and Poetry* eine innere Verwandschaft mit einem Wordsworthschen Gedicht, nämlich mit *Tintern Abbey*. Allerdings erscheint Keats neben dem mehr nachdenkenden und erklärenden Wordsworth als der eigentlich anregende, die Phantasiebilder mitteilende Dichter.

2. Der Theoretiker der Romantik.

Im Jahre 1817 beschäftigt sich Keats mit ästhetisch-philosophischen Fragen, wie ein Brief vom 22. November 1817 uns darlegt. Keats erklärt hier den Gegensatz zwischen Sensationen (*sensations*) und Gedanken (*thoughts*), wobei die Sensationen nicht rein körperlich, sondern geistig aufgefaßt werden als *intuitions of the mind*, wie S. Colvin sagt, d. h. als unmittelbares Erkennen ohne Denken. Der Dichter ruft aus: Oh, um ein Leben der Intuition viel eher als des Denkens! (*Of for a life of Sensations rather than of Thoughts!*) Mit 'Sensationen' arbeitet — so müssen wir wohl das dazwischenliegende, nicht ausgedrückte Gedankenglied ergänzen — die Imagination, von deren Zuständigkeit er innerlich überzeugt ist. Und was sie als Schönheit erfaßt, muß Wahrheit sein. Ein Gleichnis macht es uns klar. Adam träumte — nach Miltons *Paradise Lost* VIII, 288—311! — und fand beim Erwachen den Traum bewahrheitet. Er sah, wie die glorreiche Gestalt Gottes aus seiner eigenen Rippe ein Geschöpf erschuf, und er erwachte, und Eva, die Schönheit, stand neben ihm.

Man wird sich daran erinnern, daß die *Imagination*, die Keats hier verherrlicht, ein Schlagwort jener Tage ist, und wird wohl sicher gehen, wenn man annimmt, daß hier unser Dichter auf seine Art das oft erörterte literarkritische Thema Wordsworths und Coleridges, *Fancy and Imagination*, anfaßt. Die *Fancy* hat Keats hier fahren gelassen. Daß ihn aber jene geistvolle Tüftelei — und etwas Besseres ist jene Erörterung nach Saintsbury in seiner *History of Literary Criticism* nicht, da Saintsbury zwischen *Fancy* und *Imagination* keinen Unterschied sehen kann — kurz vorher auch beschäftigt hat, zeigt eine Äußerung, die wir einem Briefe aus dem Frühjahr 1817 entnehmen (bei Sidney Colvin 165), wo er sagt, Erfindung (*invention*) sei der Polarstern der Poesie, Einbildungskraft (*fancy*) sein Segel und Bildungskraft (*imagination*) sein Steuer. Dies klingt wie ein deutliches Echo der Vorrede, die Wordsworth zu seiner Gedichtsammlung des Jahres 1815 geschrieben hatte, wo er für den Dichter sechs Hauptfähigkeiten gefordert und unter Punkt 4 und 5 *Imagination, Fancy, Invention* aufgezählt hatte. Die viel feinere Quelle, aus der übrigens auch Wordsworth für seine Begriffsunterscheidung von *Imagination* und *Fancy* geschöpft, nämlich Coleridges Theorien, die vor 1815 gesprächsweise in literarischen Kreisen herumgeboten wurden und 1817 in dem genialen Durcheinander der *Biographia Literaria* im Druck erschienen, kannte er nicht. Coleridge hatte die Unterscheidung in Jean Paul Richters 'Vorschule der Ästhetik' gefunden und von dem heute vergessenen G. Maaß in dessen 'Versuch über die Einbildungs-

kraft' (1797) den Gedanken der Bildungskraft als Attribut der Genialität übernommen. Dies verschmolz sich jetzt mit der bei ihm schon längst fertigen Vorstellung von Schellings Ineinsbildung, die Coleridge mit seiner bekannten Freude an griechischen Neuprägungen eisemplastische Fähigkeit nannte. Keats hat Coleridge nur einmal gesehen, zwei Jahre vor seinem Tode. Nachdem der junge Dichter dem alten die Hand gedrückt und schon fürbaß gegangen war, sagte der Philosoph von Highgate: 'In dieser Hand lag der Tod' (bei Sidney Colvin 348). Die zerstreut liegenden philosophischen Äußerungen Keats' tragen ganz und gar die Kennzeichen des jungen typischen Romantikers an sich, klingen sie doch wie die Fragmente Hardenbergs, wenn sie auch jene mystische Tiefe nicht erreichen, die Novalis eignet. Aber das philosophische Fabulieren scheint in England ebensogut wie in Deutschland die Krankheit des Romantikers gewesen zu sein. '[Sie] schwelgen im Genuß eines Symphilosophierens, das sich meist durch bloße Anspielung und oft mit Überspringung vieler Zwischenglieder versteht, wobei es ziemlich unwesentlich erscheint, ob jeder immer ganz präzis anzugeben vermochte, was der andere meinte. Da sie alle dialektisch äußerst begabt sind, das Fernliegende analogisch verknüpfen, gefühlte Zusammenhänge bildlich oder mit den Mitteln eines ganz anderen geistigen Gebietes auszudrücken sich gewöhnt haben, so entsteht eine Kunstsprache, ein Jargon wenn man will, der eigentlich nur ihnen selbst völlig verständlich ist und in dessen Entfaltung bis in die paradoxesten Konsequenzen hinein sie sich gefallen.'[1] Man wird gut tun, diese Worte auch bei der Beurteilung der englischen romantischen Dichterphilosophen zu beherzigen. Die Kantische straffe Systematik dürfen wir bei ihnen nicht suchen.

3. Endymion.

Die hohe Wesenheit, die Keats wie Coleridge in der Imagination erblickt, spielt nun bei der Schaffung seines großen Gedichtes *Endymion* eine wichtige Rolle, handelt es sich doch hier darum, eine nackte Tatsache endlos zu erweitern und mit Poesie zu erfüllen. Zwei schaffende Kräfte sind beständig an der Arbeit: das Entzücken an der Natur und im besonderen das abnorme Sympathieverhältnis des Dichters zum zauberhaften Mondschein und — die Freude am alten Mythus der Cynthia und des Endymion, wie ihn ältere englische Dichter vermitteln konnten. (Hier flossen ja überhaupt die Quellen, aus denen Keats seine Kenntnis der Antike und ihrer Mythologie schöpfte, was Lemprières *Classical Dictionary*, Tookes *Pantheon* und Spences *Polymetis* allein ihm niemals zu spenden vermocht hätten.) Unter dem Sympathieeinfluß wird der Mond schließlich zum festen Symbol der Schönheit, jenem Prinzip, das beziehungslose Dinge in göttlicher Gemeinschaft zu verbinden weiß. Der Endymionmythus wird jetzt zu einem Gleichnis, das uns von den Abenteuern der Dichterseele erzählt, die sich auf die Suche macht nach dem Geist der wesentlichen Schönheit. Es ist der Miltonsche Adamstraum, der sich bewahrheitet: denn die Schönheit wird zur Wahrheit.

---

[1] Ich entnehme diese Worte der soeben erschienenen Straßburger Dissertation eines reifen, hochbegabten Menschen, der infolge eines schweren Leidens, das er sich als Armierungssoldat zuzog, 1916 starb: S. Elkuss, 'Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung', München, Oldenbourg, 1918.

Keats las aufmerksam Fletchers *Faithful Sheperdess* und Michael Draytons Gedicht *The Man in the Moon,* in dem dieser sein älteres Stück *Endimion and Phoebe* wieder verwendet. Das Einsetzen des großen Epos mit dem Panfest, die Reise Endymions durch geheimnisvolle Regionen auf Erden und in der Luft, durch Flüsse und Meere mit Naiaden und Nereïden und durch Wiesen mit Hamadryaden, dürfte auf Drayton zurückgehen, dessn Cynthia einen Mantel trägt, dem wohl auch Glaucus' Zaubermantel bei Keats nachgebildet worden ist.

Der Geist des Ganzen ist elisabethanisch. Ein Reichtum an nebensächlichen Schönheitselementen überflutet diese Phantasiewelt. Der Sinn für strenge Auswahl, Klarheit und Einfachheit fehlt. Sandys englischer Ovid mit seinem üppigen Kommentar liefert zahlreiche mythologische Parallelismen und damit ebensoviel Gelegenheiten zum Abschweifen. Shelleys *Alastor,* der die Fahrt der Dichterseele im Menschen erzählt, zeigt Keats, wie durch das Epos der symbolische rote Faden zu ziehen ist, den zwei Lesergenerationen unter der wuchernden Blumenstickerei aus den Augen verloren haben. Vergleichung mit früheren Gedichten und mit den Briefen hat es den Kritikern ermöglicht, den Faden wieder einigermaßen freizulegen. Hier hat E. de Sélincourt in seiner Einleitung zu John Keats' Gedichten (Muses Library Edition XVIII—XXIX, Methuen and Co.) schön vorgearbeitet und den Hauptgedanken herauskristallisiert: die Dichterseele sucht sich die ideale Schönheit. Dieses allegorische Hauptmotiv begleitet das ethische Motiv, daß jene Sehnsucht nicht in selbstsüchtiger Absonderung, sondern nur in reinigender, tätiger Sympathie mit den Leiden anderer gestillt werden kann. Damit verbindet sich weiterhin der Glaube, daß die Leidenschaft für die vielen einzelnen irdischen Schönheitserscheinungen im Grunde genommen eins ist mit der Sehnsucht nach der transzendentalen wesentlichen Schönheit. Verwickelt sich also der Held in Liebesabenteuer, so wird er seiner hehren Ritterpflicht nicht untreu.

Im ersten Buch merkt man sich zur Beleuchtung der symbolischen Erklärung die mystischen Traumflüge Endymions, in denen ihm das Einswerden mit seiner Göttin beschieden wird, deren nächste Wirkung aber ist, daß jede andere Lust ihren Geschmack verliert und zu Asche wird.

Das zweite Buch wertet alles große starke Lieben, das wir mit den Namen Julia, Imogen, Hero, Pastorella verbinden, höher als das Sterben von Weltreichen. Mit Recht! Ist doch jenes große Lieben Abglanz jener Liebe, die die Sonne und die anderen Gestirne bewegt. Die unterirdische Halle, die der Dichter betritt, erinnert an Beckfords *Vathek.* Es folgen Erscheinungen, deren symbolische Bedeutung im größeren Rahmen der gewählten Allegorie nicht zu erkennen ist: Adonis' Winterschlaf und Venus' Herabsteigen zu ihm, die Vision der Erdgöttin Kybele, der Aufstieg einem diamantenen Geländer entlang, das schließlich in Nichts endet — hier schimmern deutliche Erinnerungen an den im 18. Jahrhundert beliebten *Voyage d'Anténor* durch —, der Besuch der unerkannten Cynthia und die Liebesnacht in der Jasminlaube — von gelegentlicher sinnlicher Unfeinheit,[1] die Oscar Wilde in seinem Gedicht *Charmides* angeregt hat.[2]

---

[1] Vgl. dazu auch Sibylla Geest, 'Der Sensualismus bei J. Keats'. Diss. Freiburg i. B., 1918.

[2] Vgl. mein Buch über Wilde 146—7.

Im dritten Buche erfassen wir leicht den durch das Labyrinth führenden Ariadnefaden. Die Hauptgestalt des Glaucus will symbolisch verstanden sein. Keats nahm sie aus Ovid und stellte sie in eine modifizierte Tausendundeine-Nacht-Welt hinein. Endymion soll den von Circe zur Strafe für seine Sinnlichkeit für tausend Jahre in die Fesseln des Alters geschlagenen Glaucus befreien, ihn, der einst mitleidvoll vergeblich versuchte, einen alten Mann zu retten, und dem nur ein Stab und eine Pergamentrolle, die Worte des Trostes und der Weisheit enthielt, in der Hand zurückblieb. Wird er alle Geheimnisse der Natur erforschen und alle in den Wellen ertrunkenen Liebenden im Heiligtum beisetzen — so las er in der Rolle —, so soll einst ein Erlöser ihm nahen. Endymion — er ist der Retter — zieht mit ihm zum Heiligtum der Toten. Glaucus' Zaubermantel wird ihm umgelegt, und mit dem Stab und der in kleinste Stücke zerrissenen Rolle vollendet er den Zauber. Der Tod ist überwunden. *Death fell a weeping in his charnel-house.* Die Toten erwachen, und mit ihnen die Liebe, und schwellenden Blumen gleich ertönt süße Musik. Der Zauberritus erinnert an gewisse Erzählungen in Tausendundeiner Nacht. Der Bann wird gebrochen durch Betröpfeln mit Wasser und Murmeln von Formeln. Im tiefen Meeresgrund war das Betröpfeln nicht angängig; Keats verwandelt es in das Bestreuen mit kleinen Pergamentfetzen. Erlösergeschichten mit zauberhaftem, ethischem Hintergrund scheinen mir immer verdächtig. Liegt hier nicht auf englischem Boden die am Ende des 18. Jahrhunderts in der deutschen Literatur so oft beobachtete Beeinflussung durch die Freimaurerei vor?

Und nun die Lösung des symbolischen Rätsels! Die Seele des Dichters — die die Vereinigung mit der Urschönheit erstrebt — muß sich für ihren hohen Beruf rein machen von aller Selbstsucht durch Mitgefühl mit menschlichem Lieben und Leiden und durch Erwerbung reichlicher Erfahrung und philosophischer Weisheit. Diese Läuterung beginnt mit Endymions Begegnung mit Glaucus, dessen Geschichte ihm offenbart, wie das Aufgeben reiner um unreiner Liebe willen und sinnliche Erniedrigung schwer bestraft wird. Glaucus übermacht Endymion sein ganzes Erbe — sein Mantel fällt buchstäblich auf ihn —, übermacht ihm sein teuer erkauftes Wissen, das ihn befähigt, den toten Liebenden Unsterblichkeit zu verleihen.

Im vierten Buch beginnt der Kampf zwischen göttlicher und irdischer Liebe in Endymions Seele sich auszutoben. Die Klage des verlassenen indischen Mädchens dringt an sein Ohr. Er entbrennt in Liebe zu ihm und weiß nicht, ob er seine himmlische Göttin vergessen darf. Da verkündigt Merkur das Ende des Widerstreites. Zwei schwarze Rosse — die Rosse der Phantasie — entsteigen der Erde, die Merkur berührt. Mädchen und Schäfer reiten empor in die Region des Schlafes. Wieder entzückt ihn ein herrlicher Traum, der sich beim Erwachen bewahrheitet. Diana neigt sich über ihn, neben ihm liegt das indische Mädchen. Wieder zögert er zwischen beiden und fühlt doch, daß er beiden treu ist. Diana verschwand, und der Ritt mit dem Mädchen geht weiter. Sie sinkt, ihr Pferd stürzt erdenwärts, und er reitet allein, verlassen von den Verkörperungen beider Leidenschaften, reitet ins Land der Apathie. In höchster Höhe verklingt in der Ferne der Dianische Festgesang. Sein Pferd trabt tiefer zum grünen Erdenhügel, auf dem das indische Mädchen ruht, dem er jetzt ewige Treue schwört in Beteuerungen, die Ovids Metamorphosen XIII 810—840 als An-

reger verraten. Sie aber verzichtet, da sie weiß, daß Liebesfreude ihr nur beschieden sein könnte auf Kosten des Todes ihrer beider — was wohl heißen soll, daß der Sterbliche, der den Geist der Poesie und dichterischen Schönheit liebt, sich mit bloßer irdischer Freude nicht zufriedengeben darf.

Schließlich treffen wir Endymion wieder im alten Opferhain der Diana mit seiner Schwester Peona und dem indischen Mädchen. Feierlich verzichtet er vor ihnen auf irdische Freude, um der himmlischen nicht verlustig gehen zu müssen. Da erglänzt beim letzten Lebewohl das Mädchen in strahlender himmlischer Schönheit als Cynthia, seine göttliche Geliebte. Die Fahrt ist zu Ende, das Geheimnis gelöst. Das indische Mädchen war bloße versteckte Verkörperung der Cynthia. Endymions irdische Leidenschaft, voll menschlichen Mitfühlens und Schmerzes, war immer eins mit der himmlischen Leidenschaft, die genährt wurde von dichterischem Streben und seelischer Sehnsucht nach dem Schönen. Beide sind in ihrer Steigerung unzertrennbar, und der gekrönte Dichter und der gekrönte Liebende sind ein und dasselbe. Diese Erkenntnis aber bleibt denen verschlossen, die wie Peona von der Poesie nichts wissen.

Was die Technik betrifft, so ist der elisabethanische Einschlag besonders groß. Spenser, William Browne, Drayton, der junge Shakespeare, Fletcher, der pastorale und lyrische Ben Jonson, der Chapman des Homer und der Sandys der Metamorphosen waren die hauptsächlichsten Anreger. Das Metrum zeigt die doppelten oder weiblichen Endungen nicht mehr in dem früheren Umfange, das geschlossene Reimpaar tritt nicht allzu häufig auf, Reim- und Satzschema bewegen sich frei. Chapmans Fehler, durch die Reimechos sachlich fernliegende Ideen sich hereinbefehlen zu lassen, vermeidet auch Keats nicht. An geistigen Unfeinheiten fehlt es nicht.

Keats' Stärke liegt in der Fähigkeit, schöne englische Naturszenen in noch schönere Bilder des antiken Lebens übergehen zu lassen. Das 18. Jahrhundert hatte mit einer nicht mehr mitempfundenen Mythologie gearbeitet und durch seine trockenen Personifizierungen die Leblosigkeit der Abstrakta womöglich noch vertieft, statt das Leben ihnen einzuhauchen. Es glaubte mit bloßem etikettierenden Erwähnen und der Anwendung großer Anfangsbuchstaben das Geheimnis der Personifikation ergründen zu können. Diesen toten Gestalten mußte die Romantik eine lebendige Seele schenken. Dazu hat keiner in höherem Maße beigetragen als Keats.

Die beiden Höhepunkte der Lyrik sind der Panhymnus und das Lied des indischen Mädchens.

Mit dem ersteren wird man gern Champmans Übersetzung des Homerischen Hymnus an Pan und Ben Jonsons Hymnus in seiner Masque *Pan's Anniversary* vergleichen. Bei den Elisabethanern entsprang der Sinn für die Hirtendichtung der dem Engländer angeborenen Liebe zum ländlichen Leben mit seinen Freuden und dem renaissanceischen Entzücken an klassischer Poesie. Derselbe Geist lebt in Keats neu auf, aber in dem romantischen Gefühl für die Segnungen und Tätigkeiten der Natur und der Ahnung der großen Geheimnisse, die hinter ihnen verborgen liegen, wunderbar gesteigert.

Das Lied des indischen Mädchens ist eigenartiger als der Hymnus, phantasievoller, musikalischer. Indische Romantik, zauberhafte Wortassoziation, griechische Schönheitsvision und nordische Wildheit finden sich in ihm vereinigt. Mit der Besingung des Leides — das ja den

schönen Dingen ihre höchste Wesenheitssteigerung verleihen kann — fängt es an, klingt dann in den Kubla-Khan-Ton um, der nachher in die laute Musik des Bacchantenzuges übergeht in Form eines Wechselgesangs zwischen dem fragenden indischen Mädchen und den chorisch antwortenden Mänaden und Satyrn.

Die Rubenssche Üppigkeit der Formen und Farben, die Keats bei der Ausmalung des Zuges verwendet, erinnert, den Motiven nach, an bildhafte Darstellung: keuchender Tiger und Leopard, asiatische Elefanten, gestreifte Zebras, Alligatoren und schuppige Krokodile mit lachenden Kindern auf ihrem Rücken, die mit spielzeugartigen Rudern und Segeln einhergleiten! An Titians Bild des Bacchus und Ariadne in der Nationalgalerie hat man schon längst als Anreger gedacht. Aber dort fehlen Tiger, Leopard und Elefanten. Viel eher dürfte hier die Reliefdarstellung eines Bacchantenzuges auf einem Sarkophag, die Haydons Gönner, der Herzog von Bedford, aus der Villa Aldobrandini nach seiner Woburn Gallery bringen und dort aufstellen ließ, eine visuelle Wirkung auf Keats' Sinne ausgeübt haben. (S. Colvin gibt uns eine Wiedergabe dieses Reliefs.) Hier sehen wir Leopard und Panther und einen Elefanten, der einen indischen Gefangenen auf seinem Rücken trägt. Die Kinder aber auf dem Krokodilrücken sind sicher jenem auf dem Krokodil sitzenden Pygmäen nachgebildet, der auf dem Sockel der bekannten vatikanischen Gruppe des ruhenden Nils spielt — eine Nachbildung war Keats leicht zugänglich —; Zwergruderer sah er auf gewissen Reliefs der Townley-Sammlung im Britischen Museum. Das Ganze ist organisch-harmonische Verbindung von Eindrücken verschiedener Kunstformen. — Griechischer Mythus, persönlich erlebt und künstlerisch verwoben mit den dem Dichter vertrauten Naturerscheinungen, dem blühenden Bohnenfeld, dem vom Purpurmohn durchleuchteten Ährenmeer, dem von Farnkraut beschatteten Bachesufer, dem Wald der Eichen und Haselstauden, der Heide mit Ginster und Stechpalme, dem Blumenland des Gänseblümchens und der Seerose: in dieser Welt steht der Keatssche Bacchus.

4. Die vollendeten Gedichte der Jahre 1818—19.

Großes bringen uns die beiden Jahre der Reife, 1818—1819, und hier empfiehlt es sich, zwischen den fertigen Gedichten und den großen Fragmenten zu unterscheiden.

Die *Ode to Fancy* verdankt ihre Anregung einer Verherrlichung der Phantasie durch Fuller in seinem *Holy State*, die Lamb in seinen *Specimens* dieses Schriftstellers wiedergibt und die Hunt in seinem *Reflector* druckt. Auf diesem gegebenen Stickboden flicht Keats seine reizenden Blumenornamente ein.

Der *Pot of Basil* behandelt die Erzählung Nr. 5 des vierten Tages in Boccaccios *Decamerone*, und zwar in der Ottava Rima, deren Technik Keats nach Edward Fairfax' Tassoübersetzung *Godfrey of Bulloigne* erlernt. (Ein Exemplar dieses Buches wurde nach Keats' Tode in dessen Bibliothek gefunden.) Auf Fairfax greift er direkt zurück, ohne sich um Freres und Byrons spätere Experimente zu bekümmern. Die Geschichte des Mädchens ist bekannt, das den Leichnam des von ihren Brüdern erschlagenen Geliebten im Walde wieder ausgräbt, das Haupt mitnimmt und

in einem Majoranblumentopf verbirgt, die Blumen mit ihren Tränen benetzt und, nachdem die Brüder ihr den Topf entwendet haben, dahinsiecht und stirbt. Boccaccios reizvolle Prosaerzählung hat Keats nach dem Vorbild der ihm vertrauten Geschichte von Chaucers *Troilus and Criseyde* poetisch verziert und romantisiert. Wie sein mittelenglischer Meister unterbricht er die Erzählung, um die Liebe, die Musen und den Leser anzurufen. Ein Prachtstück ist der Spruch an die Melancholie in seinen drei Variationen. Das abstoßende Morbide, das Ausgraben der Leiche, das Hineintun des Hauptes in den Topf, wird zur Schönheit potenziert; denn Keats kannte schon die Baudelairesche Theorie der qualitativen Potenzierung in einer weniger auffallenden Gewandung: *The excellence of every art is its intensity, capable of making all disagreeables evaporate from their being in close relationship with beauty and truth* (bei S. Colvin 393, der leider nicht angibt, wo Keats' Ausspruch steht). Im *Pot of Basil* ist ein Element hinzugekommen, das wir in Keats' bisherigen Dichtungen vermissen, das Interesse an seelischen Vorgängen.

Die bezaubernde Romanze *The Eve of St. Agnes* stützt sich auf die volkstümliche Vorstellung, daß am 20. Januar, am St.-Agnes-Abend, ein Mädchen seinen zukünftigen Liebhaber sehen kann, wenn es fastend und nie rückwärtsblickend zu Bette geht, auf dem Rücken schläft, die Hände über seinem Haupt auf das Kissen gelegt. Ben Jonson spricht davon in seinem *Satyr* und Robert Burton in seiner *Anatomy of Melancholy*. Auch Brands *Popular Antiquities* geben darüber einen eingehenden Bericht. Mit dieser abergläubischen Sitte hat Keats das Montecchi-und-Capuletti-Motiv verbunden. Der kühne Freier dringt in die feindliche Festeshalle ein. Viele Einzelheiten, die Keats verwendet: Versteck unter Mithilfe der alten Dienerin im Kabinett neben der Jungfrau Kammer, Eindringen in ihr Zimmer während ihres Schlafes, Verschwebung der wirklichen Rittererscheinung in das Traumbild, das dem einschlafenden Mädchen erscheint, Liebesglück und Flucht finden wir alle beieinander in Boccaccios früher Novelle *Il Filocolo,* einer ungeschickten Umarbeitung des altfranzösischen *Floire et Blancheflor*. Allerdings bleibt es ein Rätsel, wie der des Italienischen nicht mächtige Keats von dieser Erzählung, die ihm in keiner englischen Übersetzung zur Verfügung stehen konnte, Kenntnis erhalten haben soll.

Der 'St.-Agnes-Abend' ist die Dichtung des Eindrucks und der Stimmung par excellence. Ein paar Schlagworte können den geheimnisvollen Zauber, der diese Romanze umwebt, andeuten: Winternächtliche Stille, Schatten, Dunkelheit, Mondschein, Heimlichkeit, Verzauberung, Tasten, Träumen, Flüstern! Die Grundnote des Ganzen ist webende Stille, pulsierende Ruhe. Keats hat eine neue Stufe seiner Kunst erreicht, die sich in einer neuen Stilart bekundet. Eindrücke werden durch den geübten Wortkünstler melodisch besungen und geheimnisvoll sichtbar gemacht und durch diskret mitklingende Obertöne bildlich erweitert. Aber das stilistische Stadium der punktierten Linie im impressionistischen Endymion ist überwunden, und eine wohlgeführte Handlung verbindet jetzt die Punkte zum Ganzen. Daneben fühlen wir, daß Keats mit einem neuen Problem ringt, dem der Bewegung, und da er, im Gegensatz zu Shelley, nicht motorisch veranlagt war, so erregt seine Lösung unser besonderes Interesse. Wenn wir von der motivisch gegebenen Handlungsbewegung absehen, so scheint er uns der Schwierigkeit dadurch entgangen zu sein, daß er an

Stelle der Bewegung etwas Verwandtes gesetzt hat. Man kann von seiner Dichtung nicht sagen: Alles bewegt sich.[1] Man kann aber wohl sagen: Alles lebt! Genauer betrachtet: hier ist ein Schwellen, ein Atmen! Seine Welt ist visuell, aber ihr Farbengewand ist ein stets errötender und erbleichender lebendiger Duft, und Farbe und Wohlgeruch gehen ineinander über. Dies wird uns beim Lesen der 24. Strophe klar mit ihren bunten Glasmalereien, die Keats mit den [duftigen] Farbenflecken eines Nachtfalters vergleicht (*As are the tiger-moth's deep-damask'd wings*) und mit ihrem Wappenschilde, der errötet vom Blut der Königinnen und Könige (*a shielded scutcheon blush'd with blood of queens and kings*), wodurch die Farbe zu schwellen und zu atmen beginnt, kommt und geht. In der 36. Strophe geht Porphyros reale Erscheinung in Madeleines Traum über, wie die Rose, die ihren Duft mit dem des Veilchens verschmelzt. Ähnlich sind auch die Juwelen zu beurteilen, die Madeleine in der Entkleidungsstrophe sich abnimmt. Der Dichter nennt sie 'erwärmt' — im Englischen noch aktiver in dem Ausdruck *her warmed jewels* — und verleiht ihnen dadurch das Attribut des Lebens, des Erglühens. Keats wußte, daß Stimmung alles zur Einheit verschmelzen muß und daß dieser künstlerischen Wahrheit die Wahrheit des Konkreten geopfert werden darf. Seine toten Gegenstände beginnen im gewünschten Stimmungstone mitzuschwingen, so daß alle Dinge in Harmonie denselben Gesang erheben. Die starren Standbilder der Schloßkapelle werden durch die Gefühle des alten betenden frommen Mannes, der sie in kalter Wintersnacht schlotternd in die Sinne aufnimmt, unserm Empfinden mitgeteilt.

Eng verknüpft mit dem großen Ereignis seines Seelenlebens, seiner Leidenschaft zu Fanny Brawn, sind die beiden Gedichte *La Belle Dame sans Merci* und *Lamia*. Das erstere, motivisch zur Klasse der *Thomas-Rymer*-Balladen gehörend — die Feenkönigin, die alle zu Sklaven macht —, bringt so recht die peinigende Gewalt der Geliebten zum Ausdruck. Keats hat die Gestalt der kaltherzigen Frau im paradiesischen Garten, deren Erinnerung alle Liebhaber melancholisch macht, in den *Nouveaux Contes Orientaux* des Grafen Caylus gefunden. 'Wie habe ich bei dieser Erzählung an Dich gedacht, Liebste!' schreibt Keats an Fanny Brawne.[2]

Damals, als er die süße Bitterkeit der Liebe kostete, las Keats auch

[1] Dies im Gegensatz zu S .Colvin, der 399 sagt: *He never writes for the eye merely, but vivifies everything he touches, telling even of dead and senseless things in terms of life, movement, and feeling.* Die Betonung von *movement* ist unglücklich. Die Ausdrücke *vivifies* und *feeling* treffen das Richtige. Colvin hat den Satz unverändert aus seinem kleineren Buche übernommen. Im Jahre 1887 aber beschäftigte sich der Literarhistoriker mit derartigen Problemen noch nicht ernsthaft. — Ebenso halte ich es nicht für glücklich, wenn Colvin S. 115 von Keats' Phantasie spricht, die immer aktive und dynamische Eigenschaften in den Dingen entdecke. Das Wort 'dynamisch' könnte leicht mißverstanden werden; denn Keats ist nicht motorisch. — Eine unübertroffene ästhetische Beurteilung des *Eve of St. Agnes* gibt Mary Suddard a. a. O. 57—85: *Keats' Style as exemplified in the Eve of St. Agnes.* Die obigen Ausführungen verdanken ihr viel.

[2] Sehr schön und überzeugend ausgeführt von L. Schücking in der Festschrift für Viëtor (Marburg 1910), 289—295, leider gar nicht berücksichtigt von Colvin.

Burtons *Anatomy of Melancholy.* Die Heilung der Liebesmelancholie zog ihn besonders an. Das Heilmittel konnte er dort allerdings nicht kennenlernen. Wohl aber fand er dort die seine eigene Lage symbolisch beleuchtende griechische Geschichte von der Schlangenfrau *Lamia,* die mit dem korinthischen Jüngling Lycius glücklich in ihrem Zauberschloß dahinlebt, bis die kalte Weisheit des Apollonius den Zauber bricht. Schon hier merken wir, wie Keats allmählich den Sensualismus überwindet, um zu einer Gedankenlyrik vorzudringen, nachdem auch sein Intellekt durch die Ideen der Schönheit und Wahrheit erwärmt worden war.[1] Das Studium Drydens und Miltons mag ihn in diese Richtung gewiesen haben. Den neuen Weg einzuschlagen bedeutete aber für ihn eine künstlerische Überwindung; denn für ihn handelte es sich nicht darum, wie für Wordsworth, eine ursprünglich magere Kunst zu bereichern, sondern mit seinem Reichtum ökonomisch zu verfahren. Die Eindrücke drangen in solcher Üppigkeit auf ihn ein, daß er über ihnen nicht zur Meditation gelangen konnte. Schließlich aber errang er sich einen Intellektualismus, der dem Sinnlichen und Emotionellen immer noch genügend Raum übrigließ. Die Einleitung zu *Lamia* bedient sich eines reinen, bloß erklärenden Stiles. Wer aber so schreiben konnte, hatte nach Mary Suddard das Geheimnis aller Stilkunst gelöst.

Jetzt ist Keats auch imstande, medidative Oden zu schreiben. Hier sind ihm zwei Meisterstücke gelungen, die Ode an eine griechische Urne und die Ode an den Herbst.

In der *Ode to a Grecian Urn* verherrlicht Keats nicht ein bestimmtes Beispiel griechischer Vasenkunst, sondern eine ideelle Vase, die sein Dichtersinn aus den Eindrücken von mehreren Kunstwerken zur Einheit verwoben hat. Die Opferszene mit dem bacchischen Tanz deutet auf die Sosibiosvase,[2] von deren Abdruck in dem vierbändigen Werke *Musée Napoléon* Keats selber eine Nachzeichnung entworfen hatte, die noch erhalten ist. Der hier dargestellte Tanz ist griechisch heiter und feierlich. Die wilde Ekstase, die Flöten und Zymbeln, die rasende Verfolgung der Keatsschen Urne sind Erinnerungen nicht an die Sosibiosvase, sondern an Poussingemälde und an Bacchische Vasen wie die der Townley-Sammlung des Britischen Museums und der Borghesischen Vase des Louvre. Der zum Himmel brüllende bekränzte Stier, der Festtagsmorgen und die leere Stadt, deren Bewohner alle beim Opferfeste sind, gehen auf Claude Lorrains Bild 'Apollos Opfer' in der Leigh Court Collection zurück. Schon im Jahre vorher lag Keats dieses Bild vor dem inneren Auge, als er in einem Briefe an Reynolds sich in Versen über eine 'Titiansche' Opferdarstellung erging, wobei er Claude mit Titian verwechselt hatte (Colvin 264). Die Eindrücke wurden verstärkt durch Erinnerungen an die Opferzüge des Parthenonschen Frieses.

Der Dichter spekuliert über die dargestellten Personen und religiösen Sittenhandlungen und über die Beziehungen der bildenden Kunst zum Leben. Schnell durchgleitet er bildhafte Gedankenreihen. Frage verfolgt Frage in ebenso vielen Bildern. Im Kernpunkt steht die ästhetische philo-

[1] Vgl. Geest a. a. O. 63 und Sélincourt a. a. O. XXXI.

[2] Vgl. darüber den sehr gelehrten Aufsatz von Paul Wolters, *Archiv* CXX, der sich auf den rein archäologischen Standpunkt stellt.

sophische Lehre, daß das Leben seine Realität mit dem Preis des Reifwerdens und Verfallens bezahlt, während die Kunst auf die Zeiterfüllung verzichtet und sich damit die Schönheit als bleibendes Gut zu eigen macht. Sie überwindet das Werden und erhebt es zum Sein. Grau ist somit das Leben, grün der Kunst goldner Baum. Schließlich mündet alles aus in der ihm durch den Miltonschen Adamstraum gewordenen Erkenntnis, daß die von der Imagination erfaßte Schönheit die Wahrheit ist — diesmal künstlerisch zusammengedrängt in der metabolischen Gleichung: *Beauty is truth, truth beauty.* Das Thema dieser Keatsschen Ode ist in der englischen Literatur später noch einmal aufgefaßt worden von Oscar Wilde, der sich in seiner Themabearbeitung im *Critic as Artist* zur klangreichsten Melodie emporschwingt, deren er fähig war. Er flicht das Keatsthema als schönen Mittelsatz in eine längere Sonate ein, zu der die Dekadenz ihm die Motive geliefert hatte.

Im September 1819 weilt Keats in Winchester. Da dringt ihm — er gesteht uns das brieflich — die 'Wärme' des herbstlichen Stoppelfeldes in die Sinne, und von den Sinnen geht der Weg zu den Worten der Herbstode, die nun ihrer Entstehung gemäß wieder viel sensualistischer und weniger meditativ ist als die anderen Oden. Es ist wieder das geheimnisvolle Schwellen und Atmen des St.-Agnes-Abends, das um Ausdruck ringt, allerdings nicht in Dunkel und Kälte, sondern in farbiger Üppigkeit und Wärme. Dazu teilt sich uns das menschliche Nahesein einer Gestalt mit, des Herbstes. Hier liegt ein ganz eigenartiger Fall der Personifikation vor. Colvin nennt die Ode — wohl im Hinblick auf diese Personifikation — ein durch und durch griechisches Stück, also ein Beispiel Keatsscher Mythusneubildung. Keats verläßt aber hier den gewöhnlichen Weg, die englische Landschaftserscheinung in schon fertige, stark menschliche Mythusgestalten übergehen zu lassen. Er schafft eine neue Gestalt; schafft sie nach zum Teil ganz primitiver Methode. Wenn sein Herbst, einem Ährenleser gleich, sein schwerbeladenes Haupt über den Bach neigt, so wird einfach das Sichtbare der Natur durch Ähnlichkeit der Form — hinüberbeugender Ast gleicht dem gebückten Manne — als menschlich aufgefaßt und personifiziert. Hier ist der Herbst wenigstens sichtbare — allerdings nicht stark menschliche — Gestalt. In den anderen Verkörperungen entzieht er sich eigentlich ganz unserem Blick. Nur auf dem Scheunenboden verfestigt er sich einen Augenblick zu schwachen Umrissen. Seine Haare heben sich sanft im Wind der Kornschwinge. Sonst sehen wir nichts von ihm. Er ist uns stets nah, aber wir erkennen und berühren ihn nicht. Darin liegt geradezu der Reiz dieser Ode, die uns in warmes Fühlen mit einem Wesen bringt, dem geheimnisvollen, stillen Reifen und Schwellen am Abend des Jahres. Aber ein Beispiel griechischer Mythusbildung ist sie eben nicht, und von 'plastischer' Personifikation kann hier keine Rede sein.[1] Plastisch ist die dargestellte Natur, nicht aber die daraus erdachte Gestalt. Keats verharrt in der Wiedergabe einer Naturstimmung, die ein gewisser Mythus verlangt, wie er es so hübsch in seinem Präludium für die Narzissus- und Echofabel gezeigt hat, wo ganz einfach die einsame Blume über den Bach sich neigt. Das Ganze bleibt aber Blume, und wir sehen den Narzissus nicht. Keats

[1] Geest, a. a. O. 57, erwähnt den Herbst in ihrem Kapitel 'Plastische Personifikationen'.

erdenkt nicht schöpferisch neue interessante Personifikationen wie sein Zeitgenosse Shelley, der im *Alastor* 'Schweigen' und 'Dämmerlicht' als Zwillingsschwestern in einsamem Tale Mittagswache halten läßt. Hier liegt der Akzent auf dem Menschlichen. Plastisch allerdings konnte auch Shelley nicht sein. Die plastische schöpferische Personifikation kommt erst mit D. G. Rossetti.[1]

5. Die großen Fragmente der Jahre 1818—19.

Dieselbe Auffassung beherrscht auch das große Fragment *Hyperion,* ein mythologisches Kolossalfries. Keats faßte den großen Plan, den Sturz des Hyperion durch Apollo, des Oceanus durch Neptun, des Saturn durch Jupiter, den Kampf der Giganten zur Wiederherstellung von Saturns Herrschaft und andere, von den alten Dichtern nur schwach angedeutete mythologische Ereignisse darzustellen. Als nächste Quelle kommt in Betracht die Ode Ronsards an seinen Freund Michel de l'Hôpital (Ronsards Werke gingen nachweislich durch Keats' Hände). Die Ode, die sich zum Teil auf Hesiod und Horaz stützt, in höherem Maße aber Ronsards eigene Erfindung ist, erzählt die Geburt der Musen, ihre Erziehung durch Memoria, ihren Wunsch, Jupiter zu sehen, ihrer Mutter Zusage, ihre unterseeische Reise nach dem Palast des Oceanus, wo Jupiter beim Feste thront, ihren Gesang vor ihm über den Streit des Neptun und der Pallas um den Boden Attikas und über den Kampf der Götter und Riesen.

Dem ganzen Epos unterschob Keats symbolische Bedeutung: die Verdrängung einer älteren roheren Kultur durch eine feinere, menschlichere, die künstlerische und ethische Kräfte höher schätzt als rohe Naturgewalt. Für die epische Behandlung des großen Themas leuchtete ihm ein Vorbild, Miltons 'Verlorenes Paradies' mit seinem Pathos besiegter Götter. Wie Milton, so erweckt auch Keats unser Mitgefühl auf der 'falschen' Seite des Hyperion (der Miltons Satan entspricht), und nun mußte er den sympathischen Hyperion stürzen gemäß dem Naturgesetz, das er in dem symbolischen ethischen Nebenmotiv verteidigt, daß die besten und höchsten Wesen noch besseren und höheren Wesen weichen müssen. Wie konnte Keats da weiterfahren, nachdem er schon auf die Darstellung des heroischen Themas, des Sturzes der alten Götter — mit Ausnahme des Hyperion —, verzichtet hatte! Denn sein Epos fängt mitten in der Handlung an. Konnte er Hyperion stürzen und dann den weniger interessanten höheren Apollo vorführen? Keats fühlte sich nicht dazu fähig und brach ab.

In diesem Stück wuchtigster Kunst, das er jemals gemeißelt hat, bleiben die geschaffenen Gestalten, was sie vorher bei ihm auch waren, Erscheinung dieses Lebens, nicht das Leben selber der Dinge. Wohl bestrebte er sich, das Einssein der alten Götter mit den großen Naturgewalten darzustellen, aber es ist auffallend, daß er die volle Identität selten erreicht, sondern mit der bloßen Vergleichung arbeitet. Wie spricht Saturns Tochter? Keats vergleicht ihr Sprechen mit einer Woge flutender Luft, die hohe, ehrwürdige Eichen in sommerlicher Sternennacht durchrauscht, die — Saturns Aufnahme ihrer Worte soll jetzt gezeichnet werden — ewig nur träumen können. Die Worte des Enceladus dröhnen gleich

[1] Vgl. meine 'Entwicklungsgeschichte des Swinburneschen Symbolismus' in meinem Buch über Wilde 84—92.

schwermütigen Wellen in Felsenhöhlen. Dem 'Herbst' gleich — aber noch mehr verflüchtigt — ist Coelus, unpersönlich und doch seiend, eine Stimme bloß, die Wesenheit der Winde und Fluten. Hier ist Identität erreicht, aber die Verkörperung ist aufgegeben. Plastisch und menschlich gestaltet sind nur die von der griechischen Kunst schon längst gemodelten neuen bekannten Götter, also Apollo, der in der Morgenröte einherschwebt, den Weidenbäumen eines Flüßleins entlang, bis zu den Knöcheln in den Lilien des Tales watend.

Die Miltonsche Grandezza ist Keats am besten im zweiten Teile gelungen, wo die gefallenen Götter in ihrer Verbannungshöhle in ohnmächtiger Raserei majestätisch toben, den Engelrebellen gleich in Miltons 'Verlorenem Paradies'. Der Höhepunkt wird erreicht in der Rede des Oceanus. Auch der Eingang des Epos ist echt miltonisch: Saturnus im traurigen, schattigen, tiefen Tale, das wohl eine Erinnerung an die Fingals-Höhle auf der Insel Jona mit ihren purpurschwarzen Basaltsäulen ist, die Keats auf seiner schottischen Reise besichtigt hatte. Miltons Manieriertheiten — lateinische Inversionen und anderes (darüber vgl. Sélincourt) — werden übernommen, aber allmählich flaut der Miltonsche Kraftstil ab, und Keats gleitet in den Stil der Jakobitischen Dichter und in seine frühere Manier über. Er scheint das schmerzlich empfunden zu haben, und auch aus diesem Grunde gibt er das Epos auf und schreibt noch einmal im *Eve-of-St.-Agnes*-Ton ein kleines Romanzenfragment: *The Eve of St. Mark*, eine metrische Anempfindung an Chaucers Rosenroman und Haus der Fama, das die Keime zu jenem Stil treiben läßt, den William Morris später in *The Man born to be King* und *The Land East of the Sun* zur Reife bringen wird. Die Präraffaeliten sahen in diesem Gedicht das vereinigt, was sie suchten: frische Naturbeschreibung und — ebenso wie in *La Belle Dame Sans Merci*, Rossettis Lieblingsstück — Verjüngung mittelalterlicher Kunst, die im Markusabend gar nicht zu finden ist, denn der hier geschilderte Sonntagabend will vielleicht mittelalterlich sein, ist aber von typisch modern-englischer Sonntäglichkeit.

Als ob er mit dem Dichter des *Don Juan* die Wette aufnehmen wollte, schrieb Keats in der Ottava Rima das Fragment *Cap and Bells or the Jealousies,* eine soziale Satire, zu der ihm Sothebys Übersetzung des Wielandschen Oberon einige witzige Abenteuer geliefert haben mag. Die Einsicht, daß er hier eine seinem Wesen nicht entsprechende Tendenz verfolgte, ließ Keats mit dem Gedicht nicht zu Ende kommen.

Immer noch plagt ihn der Hyperionentwurf, und noch einmal fängt er an, den Stoff zu gestalten. Er ändert den Text in so unglücklicher Weise um, daß man lange glaubte, *Hyperion* II sei ein erster Versuch zu dem größeren schon besprochenen Fragment. Er schickt dem Ganzen eine symbolische Vision voraus, die den Einfluß von Dantes *Purgatorio* — in Carys Übersetzung zugänglich — verrät. Moneta (Mnemonsyne) weiht den Dichter in die Lebensgeheimnisse ein; er erklimmt eine Stiege, um der Reinigung entgegenzugehen, hört Weisheit und zeigt Ergebenheit. Symbolisch betrachtet, schreitet der Dichter vorwärts und aufwärts von einfacher Weltlust — in den Sommerfrüchten verkörpert — zur geistigen Vision der Natur. Ein Altar steht vor ihm, und eine Stimme ruft ihm zu, zur Höhe emporzusteigen. In Schmerzen tut er es und lernt, daß nur der Sterbliche, der sich der menschlichen Leiden beständig bewußt ist und

Weisheit sucht, den Gipfel der Vollendung erreichen kann. Rätselhafte Andeutungen folgen. Moneta erklärt dem Dichter, daß der Naturtempel ein Überbleibsel der alten Götterwelt ist, und hebt an, ihm als Vision den Sturz der alten Götter zu erzählen, was Keats schon als Epos in *Hyperion* I dargestellt hat. Aber auch jetzt verläßt den Dichter die Kraft und die Lust, weiterzufahren, und er bricht ab. Es ist die Ahnung des Todes, in dessen Hauch die Farbenpracht der Lebensdichtung erblaßt und eines nur zurückläßt — symbolisch —: die Heiligkeit des Schmerzes. Der bedrückte Keats wird gegen sich selber ungerecht und desavouiert seine eigene jüngere prächtig sensualistische Dichtung.

Zurzeit Basel. Bernhard Fehr.

Goethes 'Braut von Corinth' in Frankreich.

Der Stoff, der der 'Braut von Corinth' zugrunde liegt, geht auf eine der Wundergeschichten zurück, die Phlegon aus Thralles in Lydien, ein Freigelassener Hadrians, für diesen Kaiser, den Tertullian curiositatum omnium explorator nennt, im 2. Jahrhundert n. Chr. aufgezeichnet hat. Der Anfang der Geschichte fehlt, doch ist er leicht zu ergänzen:[1] Philinnion, die Tochter des Demostratos und der Charito, die schon in kühler Erde ruht, gesellt sich in Liebe dem Gast ihrer Eltern, Machates. Die Amme überrascht sie. Sie teilt ihre Entdeckung der Herrin mit, die aber am nächsten Morgen niemanden mehr bei Machates findet. Auf ihr dringendes Flehen gesteht ihr M., daß ihre Tochter bei ihm gewesen sei, und verspricht, sie in der nächsten Nacht rufen zu lassen, wenn sie wieder erschiene; so finden die Eltern ihre Tochter bei ihm. Unter den bitteren Klagen, daß die Eltern ihr nicht drei Nächte gegönnt hätten, stirbt sie zum zweitenmal. Die Bewohner des Städtchens finden in dem geöffneten Sarg einen Ring und die goldene Schale, die ihr Machates in der ersten Nacht geschenkt hatte. Auf die Anordnung des Wahrsagers wird der Leichnam nicht wieder in die alte Erde gelegt, sondern außerhalb der Stadt beerdigt. Machates gibt sich vor Schmerz selbst den Tod.

Goethe lernte diesen Stoff aus einem der zahlreichen Sammelwerke kennen, in denen diese wunderbare Mär nacherzählt wurde, nämlich in dem 1668 erschienenen *Anthropodemus Plutonicus, d. i. Eine neue Weltbeschreibung, von allerley Wunderbaren Menschen von Johannes Praetorius*, wo das 7. Kapitel *Von gestorbenen Leuten* handelt und Philinnions Geschichte enthält (vgl. Erich Schmidt, 'Goethe-Jahrbuch' IX).

Der aufmerksame Leser der Goetheschen Dichtung sieht leicht, worin die Änderungen hauptsächlich bestehen, die mit dem rohen Stoff vorgenommen sind. Sie sind zunächst technischer Natur: mit straffer Konzentrierung wird das Interesse nur auf drei Personen gelenkt: die Mutter, die Tochter, den Gastfreund; und die Begebenheit spielt sich in einer Nacht ab, nicht wie bei Phlegon und Praetorius in zwei aufeinanderfolgenden. Vor allem aber hat Goethe den Stoff gedanklich erweitert und vertieft: er hat einen Gegensatz hineingebracht, der nicht ursprünglich in ihm lag; in das Schicksal der beiden Liebenden läßt er den Kampf zweier Weltanschauungen eingreifen: das Christentum

[1] Vgl. 'Rheinisches Museum' 32, 329 (Rohde); 'Blätter für literar. Unterhaltung' 1892, 609 f. (Immisch).

mit seinem Verzicht auf die Befriedigung der Wünsche des Herzens hat das den Sinnen freudig zugewandte Heidentum zu unterjochen gesucht, die Macht der Liebe aber überwindet selbst im Tode allen Widerstand.

In Frankreich scheint man zunächst in der Dichtung eine gegen die Kirche gerichtete Tendenz gesehen zu haben. Deshalb wohl möchte selbst Mme de Staël, wie sie in ihrem Buche *de l'Allemagne* (Ausgabe Paris, Fermin-Didot, S. 174) sagt, weder den Zweck des Gedichtes noch das Gedicht an sich verteidigen, wenn ihr auch die darin waltende Phantasie ungeheuren Eindruck macht: die Mischung von Liebe und Grausen, die furchtbare Verbindung von Tod und Leben. *Il y a comme une volupté funèbre dans ce tableau, où l'amour fait alliance avec la tombe, où la beauté même ne semble qu'une apparition effrayante.* Und wenn sie auch die Kunst bewundert, mit der in der Liebesszene jedes Wort einen stets stärker werdenden Schrecken einflößt und das fürchterliche Wunder andeutet, ohne es gänzlich zu erklären, kommt sie doch zu dem Schluß, daß ein reiner und strenger Geschmack vieles in dieser Dichtung tadeln müsse, und daß von den kleineren Werken der berühmten deutschen Autoren dies das einzige wäre, gegen das der französische Leser Einwendungen zu machen hätte.

Noch deutlicher drückt sich ein Jahrzehnt später ein eifriger Katholik, der Baron von Eckstein, in den sehr streng konservativen 'Annales de la littérature et des arts' vom Jahre 1824 aus (XVI, 55). Er sagt da von der 'Braut von Corinth': *Ballade pleine de beautés poétiques, mais d'une profonde immoralité ... Le poète y peint le paganisme à son déclin, sous les couleurs les plus intéressantes, et fait de la naissance du christianisme le tableau le plus rembruni: quelle que soit la licence poétique, elle ne va pas jusque-là.*

Aber es war anderseits etwas in der Ballade, was sie dem Kreis der Romantiker höchst anziehend machen mußte. Goethe hatte die Dichtung in seinem Tagebuche 1797 (6.—9. Juni) mehrere Male als 'das Vampyrische Gedicht' bezeichnet. Stefan Hock hat es in seinem Buche *Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur* (Berlin 1900) sogar wahrscheinlich gemacht, daß es dieses Motiv des Vampirischen war, was sich ihm, wie er sagte, *vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern* [1] erhalten hatte, und daß man auf falscher Fährte ist, wenn man annimmt, daß er damit die Geschichte von Machates und Philinnion gemeint habe. Es ist wohl einleuchtend, daß sich der

[1] Hempelsche Ausgabe XXVI, 1. 352 in dem Aufsatz 'Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort', aus dem Jahre 1822.

in früher Jugend vernommene Bericht von den Vampiren verbunden hat mit der Gespenstergeschichte des Phlegon, und daß so auch Goethes Worte zu verstehen sind, daß sich 'die Bilder (seines Innern) immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften'.

Gerade dies Schauerlich-Gespensterhafte, das Mystisch-Wunderbare, das somit die Keimzelle der Goetheschen Dichtung bildet, war das, was die Männer um Victor Hugo lockte und zog. Ein Stoff wie der der 'Braut von Corinth', der Liebe und Tod in Verbindung brachte, mußte von Führern und Gefolgsleuten der Romantik als ein Stoff nach ihrem Herzen betrachtet werden, denn er brachte auch die Lehre des Meisters zur Geltung, daß die wahre Poesie in dem Einklang der Gegensätze zu suchen sei.

In der vorderen Reihe dieser Modernen stand zum mindesten im Anfang der Bewegung Emile Deschamps (geb. 1791 in Bourg, gest. April 1871 in Versailles). Er war 1823 einer der Begründer ihrer Zeitschrift, der 'Muse française', und ließ 1828 ein Werk, 'Études françaises et étrangères', erscheinen, dessen fünf schnell aufeinanderfolgende Auflagen seinen Erfolg erwiesen. Es enthielt eine wichtige Vorrede, die neben der zu Victor Hugos 'Cromwell' als Manifest der neuen Richtung betrachtet werden kann. Denen, die in einem Einfluß ausländischer Literatur auf die heimische eine böse vaterlandslose Gesinnung sehen, ruft er hier die beherzigenswerten Worte zu: *Quant aux vieilles indignations nationales, à ces gothiques haines de l'étranger, à qui prétendrait-on imposer aujourd'hui avec toute cette patrioterie littéraire? La France est trop forte et trop riche pour être jalouse et injuste.* Unter den Gedichten aus dem Deutschen befindet sich dort neben Schillers 'Glocke' und dem 'König von Thule' die erste Übersetzung der 'Braut von Corinth' in französischen Versen. — Wir werden sie später genauer betrachten. —

Das Interesse an der 'Braut von Corinth' erhält sich auch nach der Zeit der Romantik, nur der Blickpunkt wird ein anderer. Nicht mehr das Phantastisch-Schauerliche fesselt die Zeit nach der Mitte des 19. Jahrhunderts und die Dichter, die ihr dienen, man wendet sich eher allgemeinen Ideen zu als individuellen Empfindungen, und so wird der Konflikt der beiden Religionen als das Wichtigste in der Ballade angesehen. Hatte doch Leconte de Lisle, um den sich eine Gruppe junger Dichter scharte — die sogenannten Parnassiens —, in seinen *Poèmes antiques* und *Poèmes barbares* eine Musterung aller Religionen, aller Götterlegenden in wunderbar vollendeten Versen abgehalten; bei ihm kann man alle Formen finden, in denen die Menschheit ihr Ideal, des Lebens Zweck und Ziel zu finden glaubte, und in denen sie

sich über die Kürze des Daseins und die Trostlosigkeit des Zweifels hinwegzutäuschen suchte. Im rein Gedanklichen, in der Gegenüberstellung von Christentum und Heidentum, berühren sich einige Gedichte Leconte de Lisles mit dem Stoff der 'Braut von Corinth', wenn ich auch nicht an einen direkten Einfluß der deutschen Ballade auf diese Dichtungen glaube. Unzweifelhaft (weil er es selbst ausgesprochen hat) ist jedenfalls Anatole France in seinem dramatischen Gedicht *Les Noces Corinthiennes* von Goethe angeregt. Er nennt das Gedicht rührend, geheimnisvoll und tief und sagt dann: *J'ai repris à mon tour et développé cette vieille histoire, car je n'ai rien trouvé qui peignît mieux le déclin des Dieux antiques et l'aube chrétienne dans un coin de la Grèce.*

Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die französische Literaturwissenschaft an die Dichtung herangetreten. Ernst Lichtenberger hat in seinen *Poésies lyriques de Goethe* das Rembrandtsche Halbdunkel, in das Goethe die Gestalt der Braut hüllt, und das den Leser ebenso wie den jungen Athener im ungewissen darüber läßt, ob er es mit einem Gespenst oder einer Lebenden zu tun hat, damit erklärt, daß mit absichtlicher Symbolik das Kloster dem Grabe gleichgesetzt sei, um recht eindringlich darzutun, wie die Rechte der Jugend und der Liebe von den Gelübden, die Priester und Nonnen ablegten, verletzt würden. *Elle confond sans cesse dans ses paroles et dans sa pensée le moment de sa consécration et celui de son trépas, parce qu'en effet ç'a été pour elle le même instant.*

Daß dies richtig ist, glaube ich nicht. Wie erklärte es sich dann, daß die Geliebte nichts vom Weizenbrot nimmt, wenn wir das nicht als symbolisch dafür annehmen sollten, daß sie nicht mehr den Lebenden angehört? Vor allem, wie würde sonst das Bild des Vampirischen in die Erscheinung treten, daß der Geliebte dem Tode geweiht ist, da er sie berührt und da sie ihm Lebensblut entzogen hat? Das charakteristische Merkmal für die Vampire ist es ja, daß sie Tote sind, die zur Nachtzeit aus ihrem Grabe steigen, um das Blut der Lebenden zu saugen. Für das Erfassen des wesentlichen Gedankens der Dichtung aber scheint es mir gar nicht von großer Bedeutung zu sein, ob wir uns, wie Lichtenberger, die Braut als lebend und nur symbolisch tot, oder, wie wohl alle deutschen Erklärer, als tatsächlich aus dem Grabe steigend zu denken haben. Goethe hat absichtlich einen Schleier darübergeworfen, aus dem die Idee des Gegensatzes zwischen den Ansprüchen der Natur und den eingebildeten Satzungen der Menschen, des Kampfes zwischen den selbstsüchtigen Beweggründen des Einzelnen und der alles überwindenden Liebe deutlich hindurchschimmert.

Dieses Wesentliche hat Lichtenberger richtig gesehen, wenn wir auch Bedenken erheben müssen in einer Einzelheit, die er vielleicht für wichtiger nimmt, als sie mir in Wirklichkeit zu sein scheint.

Auch Übersetzungen sind Erklärungen; wer übersetzt, interpretiert zugleich. Sehen wir uns einige dieser französischen Übersetzungen an. Mir lagen drei in Prosa und eine in Versen vor. Von diesen ist wohl die wichtigste die letztere, die Emile Deschamps in seinen schon erwähnten *Études françaises et étrangères* 1828 herausgab. Unter dem 14. März 1830 berichtet Eckermann, Goethe habe einiges in den ihm zugesandten Studien von Emile Deschamps gelesen, und er fügt hinzu: *Die Übersetzung der 'Braut von Corinth' lobte er als treu und sehr gelungen.* Wer darauf genauer die Übersetzung nachprüft, muß sich über die Anspruchslosigkeit Goethes verwundern und kann sich die Milde der Beurteilung nur daraus erklären, daß die Huldigung der jungen Dichter Frankreichs (wie wir aus Eckermann und anderen Quellen wissen) Goethe innerlichst beglückte, daß ihn die Verehrung und Liebe, mit der sie ihn als ihr geistiges Oberhaupt erklärten, nachsichtig gegen ihre Schwächen machte. Die Sendung von Gedichten war von einem Briefe begleitet, der, wie Eckermann sagt, mit liebenswürdiger, herzlicher Freiheit geschrieben war und Goethe zu dem Ausspruch veranlaßt: *Man blickt in den Frühling eines schönen Gemüts.*

Deschamps hat Strophen von sechs Alexandrinern mit dem Reimschema a b b a c c gewählt; daß er mit der Biegsamkeit des Originals in der Form nicht wetteifern wollte, war nicht unklug. — Wir können aber nicht vorübergehen an inhaltlich schiefen Wendungen, die dem Leser eine ganz andere Vorstellung geben als die Goetheschen Verse. Dazu hat den Übersetzer zuweilen die Not des Reimes und nicht selten der Wunsch verführt, was ihm im Original vorlag, deutlicher zu machen. So gibt Deschamps in höchst ungeeigneter Weise der zweiten Schwester eine Charakterisierung, von der Goethe nichts hat. Bei ihm heißt es:

> *Mich erhältst du nicht, du gute Seele!*
> *Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.*
> *Wenn ich mich in stiller Klause quäle,*
> *Ach, in ihren Armen denk' an mich.*

Daraus macht Deschamps:

> *Oh bon ange, jamais tu ne m'approcheras!*
> *A ma seconde sœur, au cœur simple et crédule,*
> *On te marie, et moi, dans ma froide cellule,*
> *Je dois languir . . . Ami, pense à moi dans ses bras.*

Man sieht hier: die Erfindung einer leichtgläubigen Schwester ist durch den Reim von *crédule* auf *cellule* herbeigerufen worden.

Eine noch stärkere Verheerung des Sinnes hat die Reimnot in der vorletzten Strophe angerichtet, wo sich Deschamps den an dieser Stelle ganz unsinnigen Ausruf *Il m'aime!* leistet; man vergleiche nur: die Braut sagt bei Goethe:

> *Schöner Jüngling, kannst nicht länger leben!*
> *Du versiechest nun an diesem Ort.*
> *Meine Kette hab' ich dir gegeben,*
> *Deine Locke nehm' ich mit mir fort.*
> *Sieh sie an genau,*
> *Morgen bist du grau,*
> *Und nur braun erscheinst du wieder dort.*

Dafür heißt es in der von Goethe so gerühmten Übersetzung von Deschamps:

> *Jeune Grec, tu ne peux vivre longtemps encore,*
> *Tu vas languir ici: je t'ai donné ma chaîne;*
> *Et j'emporte avec moi dans ma prison de chêne;*
> *Ta boucle de cheveux, tardif et vain trésor!*
> *Regarde-là-Demain tu blanchiras, et même*
> *Tu ne reparaîtras brun que là-bas ... Il m'aime!*

Neue Strophe: *Il pâlit.*

Man hat häufig den Eindruck, daß die zarteste poetische Andeutung des deutschen Verses gar nicht in eine einigermaßen gleichartige französische Fassung gebracht werden kann. Liegt es an der zu starken Neigung zum Rhetorischen, die in der französischen Seele herrscht, oder an dem Streben nach allzu deutlicher Klarheit, die jeder Unbestimmtheit widerstrebt? Nietzsche, der ja ein sehr feines Stilgefühl hat, scheint auch die Empfindung gehabt zu haben, daß die lyrischen Töne der französischen Sprache nicht liegen. So schreibt er an Gersdorf am 21. Juli 1875: *Hast Du Schurés 'Le drame musical' gelesen? ... Für mein Gefühl ist alles Französische zu beredt und, bei Behandlung solcher Dinge wie der Musik, etwas zu lärmend und öffentlich.* Zwei oder drei Beispiele mögen dies deutlich machen.

> *Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:*
> *Ach, wie ungern seh ich dich gequält!*
> *Aber ach! berührst du meine Glieder,*
> *Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.*

Und nun die Übersetzung:

> *Elle y vint près de lui. Mon Dieu, que j'ai regret,*
> *Dit-elle, d'attrister ainsi tes fiançailles.*
> *Mais hélas! touche un peu mes membres ... tu tressailles!*
> *Tu connais maintenant mon funeste secret.*

Wirkt dieser Imperativ *touche un peu mes membres* nicht wie die erkältendste Prosa und hier geradezu komisch?

Oder man stelle der meisterhaften Knappheit, mit der Goethe

die innigste Umarmung in drei Worten malt, die Weitschweifigkeit des Übersetzers in dem Schluß der Strophe gegenüber, in der es bei Goethe heißt:

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch, bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Bei Deschamps:

Il l'enlève et la serre entre sès bras nerveux,
Avec toute l'ardeur de la mâle jeunesse,
'Il faut sous mes baisers que la chaleur renaisse,
Fusses-tu de la tombe envoyé à mes feux!
Brûlez, torrens d'amour! douce et cuisante extase.
Tiens, tiens, ne sens-tu pas tout mon corps qui s'embrase?'

Was wird erst aus der keuschen Schilderung dessen, was die Mutter an der Tür erlauscht, bei dem überdeutlichen Franzosen!

Bei Goethe:

Horchet an der Tür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei:
Klag' und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebesstammelns Raserei.

Bei Deschamps:

Elle écoute longtemps un murmure de plainte,
De rires effrénés et de vagues refus,
Et ces mots inconnus et ces accents étranges,
Ces cris que l'homme emprunte aux voluptés des anges!

Auch die Prosaübersetzungen zeigen diese Mängel: das Rhetorische wandelt den dichterischen Ausdruck in etwas Hausbackenes um, und die Neigung, recht deutlich und klar zu sein, bringt Zusätze, die dem Charakter der Dichtung widerstreben, und weist auch — besonders in den älteren, noch zu Goethes Lebzeiten erschienenen Übersetzungen — Auslassungen auf bei Stellen, die der Franzose seinem Landsmann nahezubringen wohl verzweifelte. 1825 kam ein Bändchen in dem bekannten Verlage Panckoucke heraus: *Poésies de Goethe, traduites pour la première fois de l'allemand par Mme E. Panckoucke.* Quérard schreibt allerdings in seinen *Supercheries littéraires dévoilées* (2. Aufl. 1870 III, 24) den liebenswürdigen Gästen des Hauses Panckoucke die Arbeit an diesem Bändchen zu. Aubert de Vitry (1765—1849) und namentlich dem geschickten Loève-Veimars (1801—1854).

Eduard von der Hellen stellt es als wahrscheinlich hin, daß das Goethesche Gedicht 'Ein Gleichnis' (aus dem Jahre 1828) in der Abteilung 'Parabolisch' von dieser Panckouckschen Über-

setzung veranlaßt sei. Ich erinnere an diese Verse, weil sie auch Goethes Freude an Übersetzungen seiner Werke und ein Lob erklären. das nicht immer gerechtfertigt erscheint.

Jüngst pflückt ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund,
Als stünden sie noch auf Muttergrund.
So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Wie die poetische Einfachheit des Dichterwortes hier in verständnisloser Rhetorik erstickt wird, dafür diene nur ein kleines Beispiel: *Bleibe, schönes Mädchen* gibt Mme Panckoucke wieder durch *Ne t'éloigne pas, femme céleste.* Treue der Übersetzung dürfen wir hier nicht suchen. Wer würde wohl die Verse *Aber bei dem wohlbestellten Essen Wird die Lust der Speise nicht erregt* wiederfinden in den Worten: *Ces soins affectueux ne peuvent triompher des vagues inquiétudes dont l'âme du jeune homme est agitée.* — In dem Streben, den Leser immer über den Zusammenhang aufzuklären, fühlt sich dieser Übersetzer — traduttore, traditore — genötigt, dem Jüngling schon in der ersten Erwiderung auf die Worte des Mädchens die Ahnung aussprechen zu lassen, daß er es mit der ihm bestimmten Gattin zu tun habe. Bei Goethe heißt es bekanntlich:

Hier ist Ceres', hier ist Bacchus' Gabe,
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß,
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.

Daraus macht die unter dem Namen Mme Panckoucke gehende Übersetzung:

Daigne partager avec moi les dons de Cérès et de Bacchus; ta vue inspire l'amour! Pourquoi pâlir ainsi d'effroi? ne serais-tu pas l'épouse, que le ciel m'a destinée? Viens, ô ma bien aimée! reste près de moi, fais moi goûter la félicité des dieux.

Mancher Zusatz läßt sich sogar quellenmäßig belegen; so wenn Mme Panckoucke oder ihr Gewährsmann bei der Wiedergabe der Verse *Gierig schlürfte sie mit blassem Munde Nun den dunkel blutgefärbten Wein* übersetzt: *Elle porte avec avidité à ses lèvres pâles le vin, que goûtent les ombres, un vin couleur de sang.* Ein Jahrzehnt vorher hatte schon Mme de Staël bei der umschreibenden Darstellung unserer Dichtung (die nur

teilweise zur wörtlichen Übersetzung wird) hierbei diese Hinzufügung gemacht. Es heißt dort (*De l'Allemagne* 2, 13): *elle boit avidement d'un vin couleur de sang, semblable à celui que prenaient les ombres, dans l'Odyssée, pour se retracer leurs souvenirs.*

Die modernen Prosaübersetzungen, die ich gesehen habe, erlauben sich allerdings nicht solche Freiheiten; die von Camille Benoit, die Anatole France im Anfang seiner *Noces Corinthiennes* mitteilt, ist als 'treu' zu bezeichnen. Aber auch hier scheint mir die Wahrnehmung nicht uninteressant zu sein, wie selbst in Kleinigkeiten die französische Anschauungsweise allem Unbestimmten auszuweichen sucht. Goethe hatte V. 152 f. nur gesagt: *Wie mit Geists Gewalt Hebet die Gestalt Lang und langsam sich im Bett empor.* Alle französischen Übersetzungen bringen das Deckengewölbe hinein, bis zu dem sich die Gestalt hebt, als ob die Phantasie für dieses Steigen der Gestalt eine Stütze brauchte; so heißt es schon bei Mme de Staël: *la jeune fille grandit jusqu'à la voûte comme une ombre*, bei Mme Panckoucke: *elle grandit lentement jusqu'à la voûte*, bei Deschamps: *Longtemps et lentement grandit jusqu'à la voûte*, und bei Benoit: *sa statue s'élève longtemps et lentement du lit à la voûte.*

Auch in der Wiedergabe der Verse 162 und 163 findet man sich einer communis opinio gegenüber. Es heißt dort bei Goethe:

> *Aber aus der schwerbedeckten Enge*
> *Treibet mich ein eigenes Gericht.*
> *Euer Priester summende Gesänge*
> *Und ihr Segen haben kein Gewicht.*

Die Worte 'ein eigenes Gericht' glaubte ich immer so auffassen zu müssen, daß sie selbst sich das Recht zuschreibe, die 'bange Klause' zu verlassen, wozu dann der Gegensatz die Nichtigkeit dessen wäre, was die Priester anordneten. In allen Übersetzungen aber wird 'das eigene Gericht' als eigentümlicher, sonderbarer Urteilsspruch verstanden, was ja dem deutschen Sprachgebrauch auch gemäß wäre; so heißt es bei Mme de Staël: *Une maladie funeste m'a poussée hors de ma froide demeure*; bei Panckoucke: *La justice divine m'a fait sortir du cercueil*; bei Deschamps: *Mais un arrêt fatal de ma sombre demeure me tire*; Lichtenberger umschreibt diese Stelle: *Pour avoir violé malgré elle les lois de la nature, elle est condamnée à sortir de sa tombe à chercher le fiancé et à sucer le sang de son cœur*; und auch bei Benoit: *Mais je suis poussée par un arrêt singulier hors de mon étroite demeure.*

Nach einer längeren Beschäftigung mit dem Gedicht glaube ich nicht mehr an die Richtigkeit meiner bisherigen Auffassung. Was mich dazu bestimmt, ist nicht der Umstand, daß die fran-

zösischen Übersetzungen untereinander und auch mit drei englischen, die ich verglichen habe, übereinstimmen.[1] Auch daß das Grimmsche Wörterbuch unter 'Gericht' unsere Stelle für die Bedeutung 'Verhängnis, Fügung der Götter' in Anspruch nimmt, machte mich zwar schwankend, konnte mich aber nicht überzeugen, weil es im Wörterbuch als einziger Beleg für diese Bedeutung angeführt war. Zwei Momente aber scheinen mir die Auffassung, der ich früher widerstrebte, zu stützen: die Worte bei Phlegon, wo das Mädchen sagt: *Οὐ γὰρ ἄνευ θείας βουλήσεως ἦλθον εἰς ταῦτα;* und vor allem das Wesen des Vampirs, wie es in dem Volksglauben lebte. Das Verhängnis zwingt ihn, gerade die der Vernichtung zu weihen, die er am meisten liebt, seine Angehörigen auf Erden. So erfüllt die Braut von Corinth willenlos das Gebot der Götter. So heißt es auch in Byrons 'Giaour':

> *But first, on earth as vampire sent,*
> *Thy corse shall from its tomb be rent:*
> *Then ghastly haunt thy native place,*
> *And suck the blood of all thy race.*

In der Übersetzung Wohlbrücks lauten die Verse:

> *Nun gehst du, ein grausiger Leichnam, einher,*
> *Bestimmt, dich vom Blute derer zu nähren,*
> *Die dich am meisten lieben und ehren.*

Wer als Deutscher die französischen und englischen Übersetzungen der 'Braut von Corinth' miteinander vergleicht, der wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß der Unterschied mit den Worten 'wesensfremd' und 'verwandt' zu bezeichnen wäre. Die Stärke der französischen Sprache liegt auf einem anderen Gebiete, und die Kunst, die poetischen Schöpfungen anderer Kulturvölker sich zu eigen zu machen, steht bei weitem nicht so hoch wie bei uns. Die festgefügte Tradition der Lebensweise mag wohl auch in die französische Sprache zuviel konventionellen Charakter hineingelegt haben, der auf die tiefere Empfindung störend wirkt. Muß doch selbst ein Goethescher Lyrik so verständnisvoll gegenüberstehender Mann wie Ernest Lichtenberger den Vers des Mailiedes *O Mädchen, Mädchen, wie lieb' ich dich* wiedergeben mit: *O jeune fille, jeune fille, que je t'aime*, und für die Zeilen aus dem Fischer: *aus dem bewegten Wasser rauscht ein feuchtes Weib hervor* die Übersetzung

[1] 1) Paul Dyrsen, 'Goethe's Poems' (London 1878): From its (the grave) cold and darkness am I coming Back to life and light, that is my fate! — 2) Edgar Alfred Bowring, 'The Poems of Goethe' (New York 1881): But from out my coffin's prison-bounds By a wondrous fate I'm forced to rove. — 3) W. Edmondstowne and Sir Theodore Martin, 'Poems and ballads of Goethe', 3e edition (Edinburgh and London 1907): Fearful is the weird that forc'd me hither From the dark-heap'd chamber where I lay.

geben: *du sein de l'onde émue, une femme humide s o r t a v e c b r u i t.* Klar und deutlich, aber wie wenig poetisch!

Indes, wir tun vielleicht nicht recht, französische Übersetzungen mit Philologenaugen zu lesen; und Goethe hat wohl von einem anderen Standpunkt aus die 'Faust'-Übersetzung von Gérard de Nerval und die der 'Braut von Corinth' von Emile Deschamps gelobt: er hat als Franzose, nicht als Deutscher gelesen — rühmt er doch schon von Stapfers Übersetzung des Faust, daß sich *dieses Gedicht in der französischen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer und absichtlicher ausnehme.*

Höher zu veranschlagen als Übersetzungen einer Dichtung ist der Einfluß, der durch selbständige Werke im fremden Lande bezeugt wird.

Noch in die Zeit der Hochflut der Romantik versetzt uns eine Novelle von Théophile Gautier, *La Morte amoureuse,* auf die Yovanovitch in seinem Buche *La Guzla de Prosper Mérimée* (Paris 1911) S. 319 hinweist. Es ist kein Kunstwerk, diese vampirische Novelle, wenn sich auch hier, wie sonst, dieses Dichters eigentümliche Begabung nicht verleugnet, malerische Wirkungen durch die Sprache zu erzielen.

Die Furcht vor dem Banalen und der Wunsch, den Philister in Staunen zu versetzen, hat wohl hier Gautiers Feder geführt; so herrscht in dieser Novelle wilde Phantastik statt dichterischer Phantasie, mühsam gekünstelte Erregung statt wahrer Empfindung. — Die Rollen der beiden Liebenden sind vertauscht, wenn wir mit Yovanovitch einen Einfluß der 'Braut von Corinth' annehmen, die Geliebte ist Gottesleugnerin, er ein Priester, der im Augenblick, wo er die Weihen erhält, die Buhlerin Clarimonde zum erstenmal erblickt, und der von nun an den Gedanken an sie in alle heiligen Handlungen verwebt, die ihm sein Amt in einem entlegenen Dorfe auferlegt. Da wird er eines Nachts zu einer Sterbenden auf abenteuerlichste Weise geholt, es ist natürlich die Geliebte. Wie er noch die Sterbegebete sagt, da verwirrt ihn die Schönheit der Toten, und er drückt einen Kuß auf ihren Mund. Er erweckt sie dadurch für einen Augenblick zum Leben, während ihm die Sinne schwinden. Er verfällt in eine längere Krankheit. Nach seiner Gesundung nimmt er sein Amt wieder auf und glaubt schon vor jedem Eingriff in sein persönliches Leben sicher zu sein, da erscheint ihm Clarimonde in all ihrer Schönheit und reißt ihn wieder in den Strudel der Empfindungen. *Ich habe lange auf mich warten lassen,* so spricht sie zu ihm, *und du hast glauben müssen, ich hätte dich vergessen. Aber ich komme aus weiter Ferne und aus einem Ort, von dem noch niemand zurückgekehrt ist; es ist weder Mond noch Sonne in dem*

Lande, aus dem ich bin, weder Raum noch Schatten, weder Weg noch Steg, kein Boden für die Füße, keine Luft für Flügel, und doch bin ich hier, denn die Liebe ist stärker als der Tod, und sie wird ihn schließlich überwinden. Sie möchte ganz ihm angehören und ist auf Gott eifersüchtig, dem seine Liebe mehr gehöre als ihr. Da läßt er sich hinreißen, sie mit der Versicherung zu trösten, daß er sie ebenso liebe wie Gott. Er wolle sie begleiten als ihr erklärter Liebhaber, wohin sie ihn führen wolle. Von dieser Nacht an beginnt für ihn ein phantastisches Doppelleben, das eines Priesters und das eines Lebemannes, ohne daß er weiß, wo die Wirklichkeit anfinge und wo der Traum endige.[1] Drei Jahre führt er dieses Leben, da entdeckt er Clarimondes Geheimnis, als er einst den Schlaftrunk, den sie ihm täglich reicht, unbemerkt verschüttet hat. Er sieht, während sie ihn schlafend wähnt, wie sie seinen Arm entblößt, eine Nadel hineinstößt und einen Tropfen Blut aus ihm saugt, indem sie leise murmelt: 'Schlafe, mein einziges Glück. Da du mich noch liebst, darf ich nicht sterben; ich werde dir nicht wehe tun, ich werde von deinem Leben nur so viel nehmen, als ich brauche, um das meine nicht verlöschen zu lassen.' Nun peinigen ihn noch mehr die Qualen, die sein priesterliches Gewissen ihm bereitet. Ein Amtsbruder rettet ihn. Er führt ihn an das Grab Clarimondes; sie öffnen den Sarg und finden die Leiche noch unverwest. Als aber der Körper mit Weihwasser besprengt ist, zerfällt er in Staub. Jetzt endlich ist der Priester in ihm von dem Zusammenleben mit dem vornehmen Edelmann und Geliebten befreit. Aber der Friede seiner Seele ist teuer erkauft; noch immer sehnt er sich nach Clarimonde.

Wenn bei dieser phantastisch-wirren Dichtung Gautier auch möglicherweise von Goethes Balladenstoff beeinflußt worden ist, so muß man doch die Behauptung desselben Forschers Yovanovitch (eines Serben, der lange in Frankreich gelebt hat) durchaus ablehnen, daß diese Einwirkung auch in den Versen zu spüren sei, die *Les Taches jaunes* betitelt sind. In diesem lyrischen Gedicht will der Dichter nur eines toten Liebchens gedenken; und indem er in der Nacht auf seinem Körper gelbliche Flecken beobachtet, erinnert er sich des Volksglaubens an Vampire und fragt sich, ob die jung Verstorbene ihm etwa die Küsse erstattet habe, die sie ihm noch schulde.

Soulevant de ta main frêle
Le couvercle du cercueil,
Est-ce toi, dis, pauvre belle,
Qui la nuit, franchis mon seuil?

[1] Man wird an Novalis 'Hymnen an die Nacht' erinnert:
Ich lebe bei Tage Voll Glauben und Mut
Und sterbe die Nächte In heiliger Glut.

O mon amour la plus tendre,
De ce ciel où je te crois,
Reviendrais-tu pour me rendre
Les baisers que tu me dois?

Für die nachromantische Zeit gibt Baldensperger in seinem Buche '*Goethe en France*' (1904) und in einer *Bibliographie de Goethe en France* (1907) an, daß ein Gedicht von Leconte de Lisle *Hypatie et Cyrille* aus dem *Poèmes antiques* v. J. 1852 und *Julie et Trébor* von André Lefèvre aus einer Gedichtsammlung *La Flûte de Pan* v. J. 1863 von Goethes 'Braut von Corinth' angeregt seien, ohne, wenigstens von der letztgenannten Dichtung, mehr als in einem Satz darüber zu sagen, daß der Konflikt der beiden Religionen dort entwickelt werde. Baldensperger lenkt leider mit dieser Literaturangabe auf eine falsche Fährte, denn in der Sammlung *La Flûte de Pan*, die mir in dankenswerter Weise von der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek (Cd VII i) geliehen wurde, findet sich kein Gedicht, das den Titel 'Julie et Trébor' führte. Es ist ein Dichter (geb. 1834), der, wie alle Parnassiens, Goethe kennt und zitiert, der auf Griechenland als unsere Mutter hinweist und das Christentum als etwas Poesiefeindliches und Düsteres anklagt. Zur 'Braut von Corinth' aber im Speziellen konnte ich keine Beziehungen unter den Dichtungen der 'Flûte de Pan' entdecken.[1] Es gibt noch eine Gedichtsammlung von André Lefèvre: *La Lyre intime* (Paris 1864). Diese habe ich bisher noch nicht auftreiben können.

Ebensowenig glaube ich, daß Leconte de Lisles Gedichte, die den Hypatiastoff behandeln, aus einer Anregung durch die Goethesche Ballade hervorgegangen sei. Die Sammlung der *Poèmes antiques* erschien übrigens in demselben Jahr, in dem jenseits des Kanals Charles Kingsley mit seinem Roman *Hypatia* das Alexandria des 5. Jahrhunderts wiederaufleben ließ mit der neuplatonischen Philosophin Hypatia als der Vertreterin des absterbenden griechischen Heidentums und mit dem Bischof Cyrillus, auf dessen Anstiften die fanatisierten Massen die edle Verkünderin der alten Götter ermorden. In den wundervoll ziselierten Versen des Gedichts, das *Hypatie* betitelt ist, preist der Dichter diese Heldin, deren großes Herz das Schicksal der besiegten Göt-

[1] Im Stoff berührt sich mit dem Motiv des Vampirischen *Le Lac Enchanté* (S. 223—226). Eine Jungfrau der Luft ist zu den Söhnen Kains herabgestiegen, gesellt sich zu den Jünglingen, um selbst einen Körper zu erhalten. Vergeblich. Sie zerfließt immer in Luft. Da sucht sie ein Erzgießer, von Begierde erfüllt, in eine Form zu gießen, an Stelle einer Frau entsteht eine Göttin. Die Menschen, die ihr opfern, werden von unersättlicher Begier gepackt: *La rage les déchire et non pas le remords; d'un œil fascinateur elle guette sa proie. Dans tout homme qui passe elle espère un amant. Elle sourit à sa victime et l'entraîne au fond de l'abîme pour l'aimer éternellement.*

ter teilen wollte und sie vor Schmähungen schützte, die, als das Unwetter die Welt des Glaubens ihrer Ahnen zum Wanken brachte, den hehren Olympbewohnern in die Verbannung folgte wie Antigone dem Ödipus, um sie mit ewiger Liebe zu umhüllen: im Herzen des Poeten solle sie weiterleben und den Hymnus der heiligen Schönheit singen.

L'homme en son cours fougueux t'a frappée et maudite,
Mais tu tombas plus grande! Et maintenant hélas!
Le souffle de Platon et le corps d'Aphrodite
Sont partis à jamais pour les beaux cieux d'Hellas!

Dors, ô blanche victime, en notre âme profonde,
Dans ton linceul de vierge et ceinte de lotos;
Dors! l'impure laideur est la reine du monde,
Et nous avons perdu le chemin de Paros.

Der Dichter hat den Stoff noch einmal aufgenommen in einem dramatischen Gespräch *Hypatie et Cyrille.* Die Szene spielt unmittelbar vor der Ermordung Hypatias, und Cyrillus will sie retten, indem er sie bekehrt. Beide Anschauungen werden mit den glänzendsten Waffen des Geistes verteidigt. Den siegesgewissen Worten des Bischofs, daß ihre Götter im Staube vor dem siegreichen Christentum lägen, antwortet sie stolz bescheiden: 'In meinem Herzen leben sie.'

Tes Dieux sont en poussière aux pieds du Christ vainqueur!
Ne le crois pas, Cyrille! Il vivent dans mon cœur ...
Tels sont mes Dieux! Qu'un siècle ingrat s'écarte d'eux,
Je ne les puis trahir puisqu'ils sont malheureux.

Die Gesinnung in beiden Gedichten ist sicherlich dem Ideenkreis verwandt, der in der Goetheschen Ballade mächtig ist. Aber Leconte de Lisle hat sie auch sonst häufig ausgesprochen, nicht selten in weit schärferer Tonart und weit radikaler, als es wohl Goethe genehm gewesen wäre. So sagt er in der Vorrede zu seinen *Poèmes et Poésies* 1855: *C'est dans ses créations intellectuelles et morales qu'il faut constater la puissance de la poésie grecque. Or les deux épopées ioniennes, le Prométhée, l'Œdipe, l'Antigone, la Phèdre, contiennent à mon sens, ce qui sera éternellement donné à l'esprit humain de sentir et de rendre ... Les figures idéales, typiques, que celui-ci a conçues, ne seront jamais ni surpassées ni oubliées. Elle ne pourront qu'être reproduites avec des atténuations nécessaires. Depuis il n'y a rien d'égal.*

Um von 'Hypatia' zu der 'Braut von Corinth' eine Brücke zu schlagen, genügte doch wohl nicht das Motiv des tragischen Gegensatzes zwischen dem absterbenden Heidentum und dem aufkommenden Christentum und die Parteinahme für die Besiegten. Es müßte dann noch mindestens hinzukommen, daß dieser Kontrast in die Erscheinung bei zwei Liebenden tritt, die in die Tragik des Konflikts hineingerissen werden.

Dies aber ist der Fall bei einem bedeutenden Kunstwerk, das unzweifelhaft unter der Anregung von Goethes Ballade entstanden ist, dem dramatischen Gedicht von Anatole France *Les Noces Corinthiennes.*[1] Diese Dichtung ist 1876 entstanden, also zu einer Zeit, wo sich der etwa 30jährige Dichter Anatole France als Bewunderer Leconte de Lisles und Verehrer der Schönheit des plastischen Verses unter die Parnassiens eingereiht hatte, und zu einer Zeit, wo Ernest Renan schon den größten Teil seiner *Origines du christianisme* hatte erscheinen lassen.

Das, was Goethe in den Stoff hineingebracht hatte, nämlich den Kampf zweier Weltanschauungen, der heidnischen Sinnenfreude und des christlichen Jenseitsgedankens oder im weiteren Sinne den Zusammenstoß der berechtigten Ansprüche der Natur mit den beschränkten Satzungen der Menschen, das war hier bei dem Franzosen auf ein fruchtbares Erdreich gefallen und hat eine schöne Blüte hervorgebracht. Was indes Goethe in dem Stoffe vorfand, das Phantastisch-Schauerliche, das Geheimnisvoll-Vampirische, war nicht zum Keimen gekommen. Ein scharfer Wind, der aus lateinischer Richtung blies, scheint dieses Samenkorn weggeweht zu haben.

Bei der großen Ausdehnung, die Anatole France seinem Werke gab — es sind drei Akte eines Dramas —, konnte er die Vorgeschichte der Goetheschen Ballade in einer Handlung vorführen und viele Einzelheiten motivieren, wo der deutsche Dichter dem Balladencharakter gemäß der Phantasie des Lesers die Erklärung überlassen hat. Eine kurze Inhaltsangabe möge dies veranschaulichen.

Daphne, die Tochter des braven Winzers Hermas von Corinth, ist unter dem Einfluß ihrer Mutter und des edlen Bischofs Theognis Christin geworden, aber ihrem Geliebten Hippias, trotzdem dieser dem alten Götterglauben anhängt, treu geblieben. Eben als er auf eiliger Fahrt durch Corinth gekommen ist und gelobt hat, sie später als Gattin heimzuführen, hat sie ihm noch den Schwur ewiger Liebe erneuert. Da eröffnet ihr Kallista, die Mutter, die seit langem krank ist und auf einer Bahre hereingetragen wird, den Entschluß, sie Christus als Nonne zu weihen, wenn das Wunder der Heilung sich an ihr vollzöge. Trotz der rührendsten Einwendungen der Tochter tut sie das Gelübde, ja, sie gerät über diesen Widerspruch in solche Aufregung, daß sie wie tot zu Boden sinkt. Voll Angst um das Leben der Mutter unterwirft sich Daphne dem Verlangen, allem Irdischen zu entsagen. So

[1] Ein anderes Drama desselben Stoffkreises, *La Fiancée de Corinthe* von E. Mikhael und B. Lazare (Paris, 1888), auf das mich Max Herrmann aufmerksam machte, ist im Buchhandel vergriffen und war auf keiner deutschen Bibliothek aufzutreiben.

weit führt uns der erste Akt; der zweite bringt Hippias wieder nach Corinth, von wo er unter dem Schutze von Artemis und Aphrodite die Geliebte nach der Heimat führen will. Freudig heißt Hermas ihn als seinen zukünftigen Eidam willkommen; sieht er in ihm doch einen verständigen, tatkräftigen Jüngling, der auch die alten Bräuche ehrt. Er verheimlicht ihm indes nicht die Veränderung, die mit seiner Braut geschehen ist: sie scheine ihm von einem Dämon geschüttelt und stehe unter dem Einfluß des galiläischen, den Gatten und Hochzeitsgesängen feindseligen Gottes. Der Jüngling begibt sich zur Ruhe und tröstet sich vor dem Einschlafen mit dem Gedanken, daß der galiläische Gott, dem er doch nichts zuleide getan habe, ihn auch nicht hassen könne. Während seines Schlafes erscheint Daphne, die, bevor sie für immer die Klosterzelle betritt, in der Stille der Nacht die alten geliebten Stätten ihrer Jugend aufsuchen will. Hippias erwacht und glaubt, sie sei von einem Gott ihm gesandt. Daphne kämpft mit sich, bittet ihn, sie zu meiden; er aber versteht ihre Angst nicht und hört erst jetzt von dem Gelübde, dem die Geliebte sich opfern will. Vor seinen glühenden Worten kann sie sich nicht retten. die Wogen ihrer Empfindung schlagen über ihr zusammen, und sie ist bereit, ihm in seine Heimat zu folgen; sie wollen sich der Mutter zu Füßen werfen und ihr Mitleid erregen. Da tritt Kallista mit einer Lampe herein, in dem Glauben, eine Sklavin im Zimmer des heidnischen Gastes zu finden: unter Verwünschungen jagt sie ihn aus dem Hause.

Aber Daphne trägt der Amme auf, ihm nachzueilen und ihm zu sagen, er solle sich bei Einbruch der nächsten Nacht im Grabgewölbe ihrer Ahnen einfinden. Dort trifft sie ihn — das ist der dritte Teil des Dramas. Er will sie gleich auf ein Schiff mitnehmen, fügt sich aber ihrem Wunsche, erst von dem mitgebrachten Brot, Salz und Wein, dem Hochzeitsmahl, zu genießen. In ihren Wein hat sie Gift gegossen, da sie weder dem Gott noch dem Freund untreu werden will. Sie stirbt in seinen Armen, da der edle Bischof Theognis zu spät kommt, um das Gelübde der Mutter zu lösen. Hippias aber will zusammen mit der Leiche der Geliebten auf einen Scheiterhaufen zu den alten Göttern auffliegen.

Man sieht, nicht nur die andere Form, die dramatische, hat das Gespenstische aus dem Stoff hinausgewiesen, sondern auch der anders gerichtete Geist, der ihn aufgenommen hat. So ist es kein Problem mehr, ob man es mit einem Lebenden oder einer Toten zu tun hat, ausdrücklich ist das Kloster dem Grabe gleichgesetzt: Daphne motiviert ihr Erscheinen im Schlafgemach des Hippias in einem Monolog mit den Worten:

Puisqu'il me faut vivante abandonner la vie,
Je saluerai ce monde à qui je suis ravie.

Diese lateinische Klarheit geht unserem Empfinden für Poesie sogar zu weit, wenn der Dichter die sterbende Daphne in der letzten Szene sagen läßt:

> *Sachez par moi combien l'amour a du pouvoir,*
> *Retenez ce qu'hélas! je vous donne de voir,*
> *Et contez mon malheur pour que jamais les mères*
> *N'obligent leurs enfants à des noces amères.*

Ebensowenig wird einem aufmerksamen Leser die eigentümliche Verschiedenheit des Standpunktes entgehen, den Goethe und Anatole France gegenüber den streitenden Weltanschauungen des Götter- und Christenglaubens einnehmen. Daß der deutsche Dichter ganz entschieden auf der Seite des antiken Heidentums steht, ist unzweifelhaft. Bei dem Franzosen ist zwar die Teilnahme an dem Geschick der Liebenden, das ihnen der Fanatismus des neuen Glaubens bereitet, durchaus fühlbar, aber doch ist seine nachsichtige Liebe auch den Anschauungen der Christen in seinem Drama gewidmet. Der Bischof Theognis ist als ein milder und weitherziger Mann dargestellt, der Daphne zur Braut Christi nur segnen will, wenn sie sich freudig hingibt, und der das Gelübde der Mutter löst und sie dem Geliebten antraut, als er wahrnimmt, daß eine irdische Leidenschaft in ihrem Herzen wohnt. Ja, selbst Kallista ist von einem alles verstehenden und somit alles verzeihenden Dichter gezeichnet. Ihr Fanatismus hat sie blind gemacht, aber ihr Glaube hebt sie sittlich. So läßt der Dichter sie in der letzten Szene ihre fromme Ergebenheit, die doch auch etwas Großes hat, bezeugen:

> *Je suis mère, et mon cœur est percé d'une épée.*
> *Éclaire-moi, mon Dieu, si je me suis trompée;*
> *Punis-moi, mon Seigneur, si j'ai failli ...*
> *Tu m'as pris mon enfant: que ta main soit bénie.*

Die Seele des Dichters ist heidnisch und christlich zugleich oder, wenn man will, weder das eine noch das andere. So ist es vielleicht schon zuviel gesagt, wenn man das Wort 'Teilnahme' gebraucht. Dieser Dichter ist weniger mit seinem Gemüte als mit seinem philosophischen Denken bei der Betrachtung der Leidenschaften, die uns Glück und Leid bringen, beteiligt. So ist er ohne Zorn und ohne Feindschaft. — Die Eigentümlichkeit seiner Skepsis besteht darin, daß er alles glaubt, weil er nichts glaubt, oder weil er alles für möglich hält. Daher ist es wohl charakteristisch für den Dichter, wenn er den Heiden Hippias sagen läßt (I, 3):

> *Et je crois, car mon cœur est ni léger ni vain,*
> *Qu'en Jésus, roi des Juifs, quelque chose est divin.*

Wie prägt sich die kindliche Sicherheit derer aus, die in ihrer Gewöhnung, die Natur ringsumher mit Gottheiten zu bevölkern, in Christus weiter nichts als einen jungen Rivalen der alten im Be-

sitz befindlichen Götter sehen! So tröstet sich Hippias, als ihm die Gefahr droht, das Mädchen zu verlieren, mit dem Gedanken, daß er jenem jungen Unsterblichen doch nie etwas zuleide getan habe: *Il ne peut me haïr: je ne le connais pas* (II, 7). Bei Goethe kommt es nie dazu, daß der der alten Religion noch treue Jüngling über die neuen Vorstellungen, die das Christentum in die Welt gebracht hat, seine Verwunderung ausspräche. Er redet als Hellene von Bacchus, Ceres, Amor, von den frohen Göttern, aber er hat in der Ballade nicht die Gelegenheit, seine Stellung gegenüber den Nazarenern, um mich eines heidnischen Ausdrucks zu bedienen, darzutun; das wäre ja auch unkünstlerisch gewesen. In dem dramatischen Gedicht des Franzosen legen sich die Heiden Hermes und Hippias jede Abweichung von ihrer frohen Lebensanschauung in naivster Weise so aus, daß ein Gott oder ein Dämon in der Seele des anderen mächtig sei, der ihren Verstand verwirre. So behauptet bald der eine. bald der andere von Daphne oder von Kallista:

Peut-être un Dieu agite et trouble ta raison (II. 4),

oder es klagt Hermas von seiner Tochter:

Un démon est en elle et dompte son cher cœur (II, 6).

Und Hippias kann sich ihr verändertes Wesen nicht anders erklären, als daß er meint:

Certes, un Dieu t'aveugle à qui ta main n'offrit
Ni vin pur, ni gâteaux de miel et de farine (II, 7).

So ergibt sich in dem französischen Drama mannigfach eine Vermischung heidnischer und christlicher Vorstellungen, wie sie der Dichter später noch virtuoser in seinem Roman 'Thaïs', namentlich in der Darstellung des Banketts vorgeführt hat. Schon im ersten Akt, wo Hippias die Geliebte bittet, sie solle Hesperos anrufen, daß er ihm eine glückliche Fahrt gewähre. Sie aber, die Christin. deren Phantasie indes noch angefüllt ist mit den alten Göttern. antwortet, sie werde Jesus anrufen, der auf dem Meere wandelte. worauf er etwas erschreckt mahnt:

Ma Daphné, gardons nous des paroles légères,
N'invoquons point les Dieux des races étrangères,
Car la terre natale et nos bois et nos cieux
Sont encore palpitants du souffle de nos Dieux.

Wegen seines Todes setzt er den neuen Gott dem Adonis gleich. den Aphrodite beweint. oder er nennt ihn Hermes:

parce qu'il a conduit
Le peuple vain des morts par les champs de la Nuit.

Wie sehr indes trotz dieser Nuancen in der Auffassung des Ganzen Anatole France unter dem Banne des Goetheschen Kunstwerkes gestanden hat, das beweisen nicht wenige Entlehnungen einzelner Ausdrücke und Wendungen oder Motive, von denen die ursprüngliche Quelle nichts hat. Wir beschränken uns nur

auf wenige Zeugnisse: 'der alten Götter bunt Gewimmel' finden wir wieder in der Zeile

S'il est vrai qu'à la voix l'essaim des Dieux s'envole,

wir vernehmen ein Echo der Verse 61—63:

Opfer fallen hier Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört

in den Worten Kallistas (I, 4):

Je ne lui promets pas de sanglante victime,
Tu recevras, ô Christ, mon holocauste intime.

Was die Braut bei Goethe sagt (171/73):

Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand

ist hier dem das Mädchen tröstenden Hippias in den Mund gelegt (II. 2):

Non, Daphne, les Dieux bons n'écoutent pas la mère
Qui défend que sa fille à l'époux souhaité
Apporte le trésor de sa virginité.

Und ebenso muß hier Hippias die Worte sprechen, die ganz an die Bitte, die bei Goethe die Tochter an die Mutter richtet, anklingen, und mit denen beide Dichtungen schließen. In der deutschen Ballade heißt es:

Einen Scheiterhaufen schichte du!
Öffne meine bange, kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Bei Anatole France gelobt Hippias:

J'abattrai les grands pins et les chênes des bois,
Afin qu'un seul bûcher nous consume à la fois;
Et confiés tous deux à la flamme brillante
Dans un même réseau de fidèle amiante
Nous nous envolerons, loin d'un monde odieux,
Sur l'étincelle auguste, au sein profond des Dieux.

Goethe hat nicht selten und, wie es scheint, auch gern darauf hingewiesen, daß er den Franzosen 'einen großen Teil seiner eigenen Bildung verdanke' (Eckermann 14. März 1830; 24. November 1824: 1. Juni 1826). Er hat es ihnen reichlich zurückgezahlt. Die Wirkung, die von ihm auf Frankreich ausging, ist noch bei weitem nachhaltiger und stärker gewesen. Hier, in den 'Noces corinthiennes', haben wir es mit einem Dichter zu tun, der sich freudig und aufrichtig auf einen Meister beruft, der aber die ursprüngliche Bestimmtheit seines Ichs und seiner nationalen Tradition wohl zu bewahren weiß.

Berlin-Lichterfelde. Felix Rosenberg.

Zur
Interpretation von I. Creangă's Harap Alb.

(Schluß.)

Seite **44.** 8 fehlt *și*: 'selbst'. — 9 *făcînd așa de frumușel*: 'was für schöne Gesichter er macht'? ('es', wie W. übersetzt, müßte wohl durch *o* ausgedrückt sein) vgl. *a face urît* Gl. s. v. stropșesc ('ein unfreundliches Gesicht machen'?). — 13 *m'a fi așteptînd*: richtig 47_{10} (auch Gr § 112, 1). — 16 *voĭnice*; s. oben 10_{28}. — 20 *v'a ĭeșit un sfînt din gură*: passender 'ihr habt da ein goldenes Wort gesprochen'. — 25 *gene*: 'Augenwimpern'; übrigens hat ja Ochilă ein einziges Auge! — 32 *tata flămînzilor*: warum nicht 'Vater der Hungrigen'? vgl. Gr Übung 56. — 33 *că*: wohl 'daß'. — Seite **45.** 4 *împărăție*: s. oben 15_{22}. — 6 *din partea mea*: vgl. oben 6_{32}. — 9 *s'a hotărît*: meine Gewährsmänner beziehen es zum Subjekt *Luminarea Sa* (vgl. 44_{18}).[1] — Ebenda *îndesească*: passender 'fleißig (*des* 'häufig') servieren zu lassen'. — 11 *dă-ĭ cu cinstea*: es handelt sich nicht um das den bewirteten 'Leuten' gemachte Präsent; *dă-ĭ* ist das von Tiktin I 501_b oben verzeichnete allgemeine Adhortativum, 'los darauf' (neugriech. *δός του: κ'ἐμεῖς δ. τ. γέλοια* 'et nous de rire'), also hier etwa 'frisch gezecht'; der zwischen *cinste* und *rușine* in anderer Bedeutung ('Ehre' — 'Schmach') obwaltende Gegensatz dient als Wortwitz. — 17 *v'aŭ mas șoareciĭ în pîntece*: feststehende Redensart der Bedeutung 'Wolfshunger haben' (Tiktin II $986_{a\text{-}b}$, G. II 97_8, id. Pm 43_{15}, Gl s. v. masul). — 18 u. 21: der Parallelismus der beiden *numaĭ de* hätte gewahrt werden können. — 23 *cu mine*: ist nicht ausgedrückt ('werdet ihr mit mir Unannehmlichkeiten haben', vgl. EG 66_9; 'schlecht ankommen' Car. Mom. 248_{11}). — 30 *las' dacă*: hätte etwa einer Anmerkung bedurft, = 'warte nur [ruhig] zu, ob'; andere Belege Cr 87_3, $100_{23\,f.}$, 154_1, 156_{24}. — 33 *înghițea noduri*: 'ärgerte sich im stillen', wo das bei verhaltener Gemütserregung reflexiv eintretende gewaltsame Schlucken gemeint ist (Cr 127_{29}, 171_{10}, 268_5; vgl. Al. 556, G. III 146_{26}, MnT 68_{18}); davon ist merklich verschieden 'eine Pille verschlucken' = 'eine bestimmte Unbill schweigend ertragen', was *a înghiți gălușca* (Cr 116_{19}, Al. 1079 oben, Mor. 47_3) oder *gutuĭa* (mit Artikel!) heißt. — 31 *nu ne prea punem*: der Konstruktion mit *cu* dürfte eine Bedeutung wie 'wetteifern' entsprechen, vgl. Tiktin III 1280_a sub b 'sich auf e. Kampf, Disput einlassen' (cf. Al. 499, 1532, Sad. Dur. 152_{23}). — Seite **46.** 2 *în casă*: 'ins Haus' (verschieden *acasă*!). — 3 fehlt *în sfîrșit*: vgl. oben 26_7. — 4 *ĭalovițe*: speziell

[1] Ganz derselbe Fall Cr 197_{29}.

'Färsen'. — 5 *cum*: 'so wie, wenn'. — 6 *steclesc*: *stecli* (*sti-*) ist ganz allgemein (nb. *străluci*) der eigentliche Terminus für 'glänzen', objektiv 'erglänzen lassen', z. B. *baniĭ între degete, ochiĭ* ('mit den Augen blitzen'); von Augen heißt reflexives *sticli* 'sich heften' (*către malul drept al vâlceleĭ* Odobescu, Op. compl. ed. 'Minerva' 1906, I 90 unt.), dementsprechend (*ochiĭ*) *sticlițĭ* (z. B. *pe cer, la stele* Ispir. Leg. 359 30) 'starr geheftet'; sonst 'starr' vom Blick (in Leidenschaft, schwerem Rausch, Wahnsinn, Tod) = *sticlos* (in der Bedeutung 'glänzend' bei EG. 47 6, 56 2) oder *ca de sticlă*. — 7 *bolborosì*: 'undeutlich oder verworren sprechen', vgl. Cr 74 5, Al. 179, Nuv. um. 60 21 ('radebrechen': mühsam und fehlerhaft), *borboroseală* Mor. 75 21. — 8 fehlt *măcar*: 'auch nur'. — 11 *să nu vă punețĭ mintea* usw.: Erklärungen der Redensart geben Tiktin II 988b, Zanne VII No. 16173, indessen genügt keine der Gesamtheit der Belege; vielleicht etwa 'jmd. etwas anhaben, zusetzen, sich mit jmd. einlassen, sich über jmd. hermachen'? S. (außer oo. cc.) Cr 44 17, 122 9, 223 10, Ispir. Leg. 382 11, MnT 300 17, Sima in BTr VII² 9 16, wohl gleichbedeutend *a-șĭ prinde m. cu cn.* Mărg. in BTr XXXI 15 9. — 12 *al vostru ĭe dracul*: enthält nichts von einer (ironischen) Besorgnis; es droht mit Tätlichkeiten, etwa nur 'es ergeht euch schlecht' (Belege Cr 109 23, Adam 77 25). — 16 fehlt *doar*: 'ja doch'. — Ebenda *nu șagă*: schon ganz verblaßt, etwa nur 'wahrhaftig', vgl. Cr 237 9; ebenso *nu glumă* Cr 66 30. — Ebenda *de*: besser 'halt'. — 19 *crîmpotit*: sowohl nach Gl als auch nach Tiktin entspricht 'zerfetzt', eigentl. 'zerfleischt', vgl. noch Cr 167 4! — 23 *înfulicat*: 'verschluckt' würde mit dem folgenden *forfăcat* 'zerkaut' (s. hier unter 24) ein *ὕστερον πρότερον* bilden; indessen kann sich das vielleicht auch anders verhalten, da *înfulica* nicht gerade nur 'verschlucken' bedeuten muß, vgl. Adam 72 20 *Băĭetanu ... înfulică în spinare leșul capreĭ*, Grig. D. h. 66 24 *căpița de fîn, pe care o înfulicase supt coviltirul arabaleĭ* ('aufladen'?). — 24 *forfăcat*: eigentlich 'mit der Schere schneiden', fig. 'nagen, kauen', vgl. Cr 268 8. — 26 *sorbitură*: 'Schluck' (weniger als ein 'Zug', der doch auch lang und ausgiebig sein kann). — Seite **47.** 1 *tocmaĭ*: hier 'bis', wie es auch zeitlich 'erst' bzw. 'bereits', 'noch' zu bedeuten pflegt; bei dieser Bedeutung ergibt sich ungezwungen die richtige Beziehung zu *auzind* (nach der Übersetzung zu *ĭese*!); Beispiele a) lokal: Cr 42 26, 253 20, Al. 1576, Grig. D. h. 185 16 *se întorceaŭ de departe, t. din Țarigrad*, 195 10 *veneaŭ credincĭoșiĭ t. din fundul țăriĭ muscăleștĭ*; G. Zt. 14 3 *se auzea t. la noĭ*; b) temporal: Cr 230 8, Al. 1578 *Cît te-am așteptat! De ce n'aĭ venit ... t. de alaltăĭerĭ?* Grig. D. h. 173 13 *t. peste alțĭ cîțĭva anĭ ... am putut să urmăresc firul povesteĭ*, G. III 47 27 *t. la urmă* 'erst ganz zuletzt', ibd. 51 15 *Voiŭ începe ceva maĭ de departe, t.* ('noch') *de pe când aveam vîrsta de șase anĭ* usw. — 4 *pe capul mĭeŭ*: richtig (hier noch viel notwendiger) nach der Anm. 49 16. —

6 fehlt *şi* 'auch'. — 7 fehlt *ĭar*: 'wieder'. — 9 *treaba*: vgl. oben 40 32. — 12 *voĭnice*: vgl. oben 10 28. — 13 *cam*: 'ziemlich'; jedenfalls ist mit *jumătate* nicht das Maß des Unwillens angegeben, s. Anm. (dieselbe Redensart schon 9 20 f.). — 13 *ĭa*: s. Kap. II unter 1 20. — Ebenda fehlt *maĭ*: 'noch'. — 14 *s'o luaţĭ*: muß genau mit 2. Plur. und konsekutiv übersetzt werden, 'daß ihr sie ... nehmen solltet'. — 15 fehlt *ĭa*: 'wohlan'. — 18 *şi* (fehlt) *ceva treabă*: 'auch einige Arbeit (zu leisten)', in aus- und nachdrücklichem Gegensatz zu *mîncat, băut*. — 21 fehlt *fir de fir*: 'ein Körnchen nach dem andern, jedes K. für sich'. — 21 f. *Nu cumva*: 'daß ich nicht etwa'. — 26 *întrebuinţat*: warum nicht 'angewendet'? — 28 *treaba*: vgl. oben 40 32. — 29 *cum vor şti*: scil. *a şi-l bate!* vgl. Cr 135 9, 205 27, 217 26. — 34 *măcar că ĭe*: siehe oben 21 9. — Seite **48.** 1 *firele*: 'die Körner'; Ochilă spricht von den Körnern, wie er sie tatsächlich vor sich sieht, nicht von einer theoretischen Möglichkeit (die entsprechende Übersetzung des Nebensatzes ist eben auch falsch). — 2 fehlt *numaĭ*: 'geradezu, rein', vgl. Cr 220 13. — 8 *avea strînsă*: siehe Kap. II. — 12 *pe sub pămînt*: 'auf unterirdischen Wegen' ('aus dem Boden heraus' würde *de s. p.* lauten); das Vb. regens ist *curge* Z. 10, 'kamen' also zuviel. — 13 fehlt *de*: 'so daß'. — 20 *nu alt-ceva*: s. Kap. II. — 21 *cu nepus în masă*: s. Kap. II. — 26 *par'că*: 'schienen' ist hier geradezu widersinnig; 'als ob' (wie 46 24), 'gleichsam'. — 30 *maĭ ştiŭ ĭeŭ?* 'kann ich es etwa wissen? was weiß ich?' — 32 *ĭa*: 'wohlan'. — 34 *se duce*: 'hingeht' (nicht 'kommt'!). — Seite **49.** 1 *îndeplinise ... porunca*: 'Befehl erfüllt'. — Ebenda *se umple*: s. unten 54 8. — 2 *pricină*: 'Prozeßgrund', *a căuta p. cuĭva* 'benörgeln', chercher querelle; auch Cr 62 25, 122 18, 377 11. — 13 *nu-ĭ împărţi*: s. Kap. II. — Ebenda *aţĭ*: 'habt ihr'. — 14 *să trăiţĭ* (auch schon 47 8): eine schon wesentlich verblaßte Höflichkeitsformel verschiedenster Verwendung, zum Gruß, zum Dank, zur Belobung, besonders aber von seiten Niedergestellter (beim Militär, z. B. Beld. Ch. 19 15, 24 12: *t.* 'zu Befehl'); 'zu dienen' (so etwa hier), 'mit Verlaub', 'melde gehorsamst'. — 15 *maĭ multă*: hat vollen komparativen Sinn. — 16 *urgie*: hier ganz bestimmt 'Unheil', vgl. Cr 112 5, 163 19. — 20 fehlt *măcar* 'selbst', cf. 21 28. — 21 *zmintiţĭ*: richtiger 'aufregt' (wie 11 17). — 22 *v'aţĭ dus pe copcă*: der Kaiser könnte kaum verhöhnend von Falle sprechen, solange sich sein Plan noch nicht bewährt hat; das 'Eisloch' bezeichnet eher das unheilbare Verderben, dem H. A. und Genossen im Falle eines Mißerfolges verfallen; zur Rechtfertigung des Präteritums von zukünftiger Handlung vgl. 45 22 (Gr § 123, 2). — 24 *încurcaţĭ*: besser 'verlegen (vgl. 52 3), in der Klemme'. — 25 fehlt *încă*: 'wieder (auch)'. — Ebenda *un*: 'ein'. — 26 *ba încă*: vgl. oben 41 3. — 27 *săgeata de noapte şi dracul cel de amĭazăzĭ*: eine — in erster Hälfte

adaptierte[1] — Reminiszenz aus Ps. 91 (90), 5-6. — 28 *nu*: 'nicht mehr' würde allenfalls auf den Kaiser passen, hier ist indessen *dracul* Subjekt. — Seite **50.** 3 *a draculuĭ*: 'die verflixte', als Attribut. — 7 f. *la urma ĭeĭ* kann wohl überhaupt nicht 'nach ihrer Spur' heißen; es scheint aber, entsprechend seiner Stellung zu *aduce* allein bezogen, eine vernünftige Deutung zuzulassen: 'auf den von ihrer Fußstapfe bezeichneten Fleck, auf ihren ursprünglichen Standort, (nach Hause) zurück'. Vgl. G. II 84 (zweimal) *a se întoarce la u. sa.* — 10 *strîmbĭ*: 'umdrehen' ('zudrücken' hieße *strîngĭ*). — 10 f. *să se învețe ea de altă dată*: wörtlich — wie ich glaube, als Ironie unmittelbar verständlich — 'daß sie es lerne (recte: verlerne) ein anderes Mal (Belege von *de a. d.* s. Rezension S. 224 Anm. 2, auch G. II 12 30)' usw. — 14 *în dosul pămîntuluĭ.* Da mich W.s Übersetzung nicht befriedigen konnte, erhielt ich von Herrn T. Pamfile folgende Erklärung: Denkt man sich die Erde (volkstümlich) als eine auf Wasser (Weltmeer) schwebende Masse (Scheibe), so wäre die Ortslage an dem gegen das Wasser hinabfallenden Erdenrande 'hinter der Erde'. — Ebenda *subt umbra ĭepureluĭ*: 'unter dem Schatten des (nicht: eines!) Hasen' mag schwerlich jemanden so völlig befriedigen; *umbra ĭepureluĭ* wird hier — wie die weitere Beziehung auf *toate buruĭenele* Z. 17 noch erhärtet — ein Pflanzenname sein, der einer Asparagusart (s. Z. C. Panțu, Plantele cunosc. pop. Rom., 1906). — 18 *zbr*: Interjektionen dieser Art (die vorliegende speziell an *zbura* angelehnt), die eine Bewegung symbolisieren, ersetzen gegebenenfalls auch schon ein verbales Prädikat (vgl. in beiderlei Hinsicht *zbr* usw. Z. 23 f.); daher war einerseits die Ergänzung eines solchen unnötig (desgleichen 'flog sie' Z. 23), ist anderseits in specie unrichtig ('war' statt 'flog' o. ä.). — 24 fehlt (erstes) *și*: 'auch'. — Ebenda *tocmaĭ*: vgl. oben 47 1. — 26 *căcĭ*: war in der weniger üblichen Bedeutung (noch Cr 51 22) besonders zu kommentieren; vgl. Tiktin s. v. II, DAc. s. v. I 2°). — 29 *găbuĭește*: 'ergreift' ist zu wenig, wesentlich ist dabei auch das Finden; also etwa 'erwischt' (vgl. 21 10, Cr 7 19, 43 8, 193 1). — 33 und 34 fehlt *milă*: 'Gnade'. — 34 *ĭeraĭ să ne dăruĭeștĭ*: 'wollen' gehört nicht zum eigentlichen Inhalt des Ausdrucks *ĭera(m) să,* der entweder 'es war bestimmt, ich sollte' u. dgl. oder 'es war daran, daß' besagt; in letzterer Bedeutung kann er okkasionell mit 'ich wollte gerade' übersetzt werden, hier genügt einfaches 'du hättest uns ... beschenkt' (vgl. 51 12 'wäre gewesen'). — Seite **51.** 2 *ce ĭeștĭ*: wie 14 26 (Anm.). — Ebenda *am*: lieber pluralisch, da Ochilă seines Gefährten, der die Prinzessin eben erst ergriffen, nicht vergessen dürfte. — 3 (*tras o*) *durdură*: besser 'geschwitzt' — vor Mühe und Sorge (v. Gl). — Ebenda *ĭa ... haĭ*: ersteres wieder nur

[1] Bei Gaster, Chrestom. roum. (1891) I 286: *săgata ce zboară dzua.*

allgemein auffordernd, 'wohlan', während erst *haĭ* die Aufforderung als auf eine Bewegung abzielend spezifiziert ('nun aber lieber vorwärts' usw.); dieses möchte ich übrigens als einen Befehl an die Prinzessin auffassen entsprechend dem Umstande, daß die ganze Rede eine Auseinandersetzung mit ihr ist und gerade ihre rechtzeitige Repatriierung das einzige und brennende Interesse des Augenblicks darstellt. — 11 *prisoseşte*: 'in Überfluß vorhanden ist'. — 12 *amar*: mag der Wortfigur zuliebe mit 'unangenehm' übersetzt sein; indessen soll man wissen, daß es eigentlich mit *vaĭ* 'wehe' synonym ist (daher auch *vaĭ şi a.*). — 18 *să-şĭ ĭa f. pe samă*: 'auf sein Konto, in Empfang nehmen'. — 21 fehlt *ĭar*: 'wieder'. — 23 *treaba*: s. oben 40 32. — 26 *tot*: 'genau' ist zu stark; *t. un* heißt ohne besonderen Nachdruck 'derselbe' (eigentlich 'immer der eine'), 'gleich', vgl. *totodată* 'zugleich'. — 29 *de pe capul mĭeŭ*: bezeichnet Entfernung aus der Lage *pe c. m.*, letztere verstanden im Sinne von 47 4 (vgl. auch G. Zt 116 unt., id. III 114 8, MnT 270 unt.), also — stilistisch trivialer — 'mir vom Halse weg'; ganz analog stellt sich auch der andere mir bekannte Fall Cr 190 23 (*ĭa-l de pe c. m.*).[1] — 30 *ĭacă* (*mă duc*): 'siehe', '(ich gehe) da'. — 31 *după mine*: mit Rücksicht auf die Situation nicht 'hinter mir her', sondern '(komme dann) mir nach'. — *ferice ... va fi*: 'wird dir wohl sein' (gleich subjektlos, vgl. z. B. Cr 16 19). — Seite **52.** 3 *în încurcală*: 'diese' ist da zuviel. — 5 fehlt *maĭ*: 'noch weiter'. — Ebenda *tulburat*: 'erregt, innerlich bewegt' (vgl. Cr 45 6, 100 19, 115 23, 245 22, Negr. 44 4, 58 12, Beld. Ch. 106 10, Vlah. Nuv. 175 4). — 16 fehlt *şi*: 'selbst'. — 26 fehlt *odată*: 'sofort'. — 33 *ovilit şi sarbăd*: 'matt und blaß'. — Seite **53.** 10 fehlt *stăĭ*: 'halte an, warte doch'. — 13 f. *unde se bat munţiĭ* usw.: s. weiter unter Z. 24 f. — 21 *pe sus ... pe jos*: instruktiv Al. 486 (*pe jos* 'in geringer Höhe'). — 23 fehlt (das erste) *maĭ*: Komparativ! — 24 f. *de se odihneaŭ* usw.: 'und die B. auf e. einzigen A. ruhten'; W.s Übersetzung — mit dem präsentischen 'zu ruhen scheinen (!)' — sieht ganz wie eine allgemein gemeinte Beobachtung über die 'Mittagsruhe der Natur' aus; dahingegen handelt es sich ganz offenkundig (auch schon Z. 13 f.) um die auch sonst (z. B. Ispir. Leg. 126 f., Sb. 26 12, 56 12, 64 35, 101 28) den Zugang zum Lebenswasser u. dgl. bewachenden 'Symplegaden'. — 25 *se repede*: 'stürzt sich dazwischen' (nicht 'darauf'). — 29 *o ĭa*: 'tritt ihr entgegen', frz. aborder (mit Angabe der Behandlung: *cu binele, cu binişorul* Cr 7 26, 56 2, 11, 59 25, *cu răul* Cr 56 10, *cu măgulele* auch Cr 74 19), eigentlich 'her-

[1] Dahingegen verdient wohl die Angabe Phil. SL. 84 (§ 15 des III. Kap.), es hieße 'um Gottes willen' (etwa analog zum franz. beteuernden *par mon chef*?), mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen sie gemacht wurde (in Polemik, also vielleicht improvisierend, in gewisser Hinsicht unter Suggestion der widersprochenen Meinung), keinen unbedingten Glauben.

nehmen, packen'. — 30 *adă*: verdiente besondere Anmerkung als Imperativ zu *da* (desgleichen noch Cr 46 2, 87 5), vgl. DAc. I/1 49 b; wohl scheint es auf solche Fälle beschränkt zu sein, wo eine gebende Bewegung, ein 'Hergeben' vorliegt. — 33 fehlt *haĭ*: 'wohlan'. — 33 f. *nu maĭ sta la îndoĭală*: 'zögere doch nicht'. — 34 *are să fie bine*: 'es wird wohl stehen (um usw.)' — nämlich deutlich subjektlos (ganz wie *vaĭ* usw. 8 7, 15 32) Tiktin I 188 b sub *η*. — Seite **54.** 1 *stăpînă ta*: reiht sich bezüglich des artikellosen Verhaltens den Gr § 38 Anm. 1 angegebenen Fällen an. — 3 *n'are să fie bine*; s. oben 53 34. — 6 *cu hapca*: nur 'mit Gewalt' (Șez. V 97, Sad. Instig. 103 16, 104 22). — 8 *s'a umplut* (*de b.*): 'erfüllte sich (mit Fr.)'. — 9 *ce-ţĭ ĭe bună?* Subjekt ist *turturica*; es ist nicht notwendig, *bună*, das sonst allerdings mehrfach neutral gebraucht wird (vgl. Tiktin I 240 sub 11 b), auf ein 'es' zu beziehen; gleiche Redensart Cr 9 24, 41 21. — 10 *aleĭ*: besser 'o weh', vgl. Phil. SL 49 (§ 55). — Ebenda *ce-mĭ ĭeştĭ*: vgl. die Anm. 14 25. — *vîndut*: 'verraten'; *vinde* ist der eigentliche Terminus für den Begriff (vgl. madj. el-árulni), für den sich *trăda* als Neologismus eingebürgert hat; vgl. Negr. 17 25,31, 36 33, 40 8, 109 29, Ispir. Leg. 214 2, Sad. Instig. 139 12, id. Ist. 209 22, G. Zt 151 V. 14; in einer Kriegskorrespondenz des arader 'Românul' vom 12/25. September 1914: *Foc a face ĭe oprit, căcĭ ... focul ne ar vinde ascunsul nostru.* — 20 fehlt *şi ĭel*: 'ebenfalls'. — 23 *cît*: besser 'wie lange'. — 25 *năzdrăvanul*: s. oben 39 33. — 27 fehlt *căcĭ*: 'denn'. — 27 f. *prinde bine la ceva*: genauer 'kommt für etwas zustatten, ist zu etwas gut', vgl. 10 15. — 30 *ĭa*: s. oben 20 15. — 33 *cît maĭ merg*; s. oben 11 2. — Seite **55.** 2 *vină 'ncoace*: 'Anmut' (z. B. Ispir. U. Sf. 91 unten *Afrodita o împresurâ de nurĭ şi de vino'ncoace*; 118 16 *avea ... şi pe vino'ncoa*; Volkslied bei G. II 141: *Nicĭ-ò v. n'are*). — 5 *maĭ*: s. oben 13 9. — 7 *întîĭ*: Anfänger, die das Wort z. B. nur nach Gr 89 kennen (wo *d'întîĭŭ* zu streichen sein wird: aus *de în-* wird *din-* über *de'n*), werden sich mit der Form nicht zu helfen wissen; vgl. Tiktin I 69 b. — 9 fehlt *maĭ*: '(sonst) noch', *la noĭ*: 'bei uns'. — 12 *nu-ĭ vorbă*: besser etwa 'allerdings'. — 14 fehlt *poate*: 'vielleicht'. — 15 *maĭ*: 'fast'; *venea*: 'mochte' — 18 *maĭ ştiŭ ĭeŭ*: vgl. oben 48 30. — 27 *dinainte s'ar păzi*: s. Kap. II. — 30 *că vine şi* (fehlt) *H. A.*: 'daß auch H. A. kommt' ('kommt' = 'ist unterwegs'); vgl. *drumul o fi fost ... lung şi ostenicĭos şi de cînd vine, o fi flămînzit* Mn R 86 9. — Seite **56.** 1 *icnea*: richtiger (vgl. die Anm.) 'schnaubte'. — 2 *numaĭ*: 'nur'; 'noch' ist zuviel (entspräche richtig einem *nu se maĭ g. decît la r.*). — 4 *şi ĭeĭ*: 'auch sie'. — 16 *de ceea ce* usw.: 'über dem, was'. — 21 fehlt *îndată*: 'sofort', *şi ĭel*: 'gleichfalls'. — 25 *dîndu-ĭ drumul*: 'läßt ihn los'. — Ebenda fehlt *de acolo*: 'von dort'. — 34 *mult şi bine*: formelhaft (also nicht *b.* 'tief'), vgl. G. III

152 21 *ar fi dus m. și b. dorul ademenitului* und den Beleg bei Tiktin I 187 b Z 14 ('so viel, als man mag'). — Seite **57.** 2 fehlt *ĭar*: 'wieder' (mit Rücksicht auf 15 11-13). — 5 *totodată*; 'zugleich'. — 6 *și apoĭ dă Doamne bine*: 'und nun ging es los' (vgl. den Beleg bei Tiktin II 499 b oben, auch I 188 a sub 7 a, Cr 5 29, Adam 212 11, ferner MnT 18 12, 208 2, 346 23; *să dea Dumnezeŭ bine* G. Zt. 40 4, id. Pm 61 11, 207 12). — 8 *le*: 'ihnen zu'. — 13 *în samă băgațĭ*: 'geachtete'. — 14 *buzunar*: 'Tasche' ('Beutel' = *pungă*).

Kap. II: Zu Weigands 'Anmerkungen'.

1 1: Zwischen *(d)zice că* und *ci-că* muß man, wenn auch der Stamm *gič-* belegt ist, nicht unbedingt *gice-că* postulieren; auch genügt es, die ursprüngliche Formel mit einfachem *zice* statt des reflexiven anzusetzen, vgl. oben unter 37 13 (persönliches *ci-că* 30 14). — 1 9: Nach der Auffassung des DAc. I/1 283 b 12 wäre *așa* nicht zurückweisend-konklusiv, sondern korrelativ mit *de*; *venì împrejurarea*: 'es traf sich (so)', wörtlich 'die Umstände entwickelten sich (so)', vgl. oben 38 29. — 1 20: *ĭa* ist hier nicht = 'schau' (wie etwa 4 7, vgl. oben!), sondern allgemeines Adhortativum, = 'wohlan, nun, ... doch', eventuell gar nicht zu übersetzen; ähnlich bei Jussiv 1. Sing. 48 32, Plur. 24 13, 31 25, 45 34, 47 15, noch öfter ebenso bei Imperativ, z. B. 41 21, 26 (cf. Tiktin II 746 a sub 2⁰). Ebenso bulgarisch, z. B. A. Konstantinov, Baj Ganju (ed. Weigand, Leipzig 1908) 10 28, 29, 25 3, 5, 9. *Vorbă*: 'Rede'. — 2 1: *și* ist hier ebensogut 'addierend' wie etwa in der Wortgruppe *împăratul Verde, frate-m. și m. v.*, nur gehört naturgemäß — wohl auch im Rumänischen — dieser Typus der Verknüpfung mehr in Apposition und Prädikat (ebenso Sb 137 39 *soția mea și sora ta*). Eine 'explikative' Verwendung in der Bedeutung 'nämlich' gibt es schlechtweg nicht; über die Anm. 22 23 vgl. unten — 2 24: Man merke wohl, daß *cît pe ce* durch die Übersetzung 'wie viel ... daran' nicht aufgeklärt ist; *pe ce* heißt ja gar nicht 'daran' (auch nicht 'zu dem', Anm. 20 1)[1]; im übrigen würde *ĭera*, wenn es ausgedrückt wäre, entweder vor *cît* (so Cr 75 5, 84 7) oder nach *ce* (so 9 2, 25 32, Cr 35 22, 135 16, 142 24) stehen. — 3 5: *vîrît*: 'hineingesteckt' ('gezogen' = *tîrît*!). — 3 8 l. (ĭe). — 3 14: Für *mila Domnuluĭ* machen sonstige Belege aus Cr (neben 95 7 sowie 348 15 namentlich 394 7, auch MnT 165 12) die Bedeutung 'Gott sei Dank' wahrscheinlich, wo der Kontext jedesmal von Überfluß, Ausreichen, Wohlergehen spricht; Bedeutungswandel wie bei franz. merci (Dieu). — 3 20: *tăĭa* 'abschneiden', refl. 'gewaltsam, vorzeitig zu Ende kommen'; es soll nicht an Kreuzweg gedacht werden;

---

[1] Statt *cît pe ce* ist auch *(cît) p'aci* üblich (z. B. G. II 81 3, Car. Mom. 247 30, 261 22, 404 7).

vgl. *a ieşit haĭta de cînĭ dela m. d. c. şi ĭ-a tăĭat drumul luĭ coate-goale,* Caragiale, O noapte furtun. I 1 (gegen Ende). — 4_{16}: 'denn' ist verschrieben statt 'daß'; — bezüglich *maĭ* vgl. Kap. I unter 14_{5}. — 4_{17}: 'Eschlein' heißt – von der Ähnlichkeit der Blätter – der Diptam ('fraxinella' auch mehrfach bei den Botanikern des Westens). — $4_{21\,(24)}$: soll natürlich nicht verstanden werden, daß *războiŭ* 'Krieg' an sich modern wäre, sondern die Umdeutung nur speziell in dem Sprichwort. — Über 7_{2} *scîrba,* 7_{13} *se'ngăduĭe* vgl. Kap. I. — $8_{7\,f.}$: Hierher gehörte die Anm. über *păcatul* 21_{31}; *are să fie* ist eine auch sonst (z. B. $6_{6,11\,f.}$, 53_{34}) geläufige Futurform, das Ganze aber nicht so sehr als Verwünschung wie vielmehr als Drohung gemeint, deren Ausführung der Sprechende auf sich nimmt. — 8_{20}: *pedestru* ist tatsächlich altrumänisch (möglicherweise also dialektischer Archaismus?). — $9_{10,13}$: in Z. 10 liegt Dativ vor.

11$_{11}$: W. selbst setzt in der Übersetzung 'von klein auf' hinzu (vgl. *m'am trezit de mic* Sb151_{4}); tatsächlich wird *a se trezi* der Sinn von 'Bewußtsein erlangen, als Kind aufwachsen' zugrunde liegen, es ist hier nicht (wie 3_{22}) einfach mit *a se pomeni* 52_{8} synonym, vgl. G. III 29_{20} *De cum m'am trezit* ('soweit meine Erinnerungen zurückreichen'); EG. 21_{3}: *S'a tr. în câmpiile întinse* usw. = 'Er wurde geboren'; Mor. 79_{15} *gol şi sărac cum se trezise pe lumea asta*; MnT231_{2} *nişte păstorĭ simpli cariĭ de cum s'aŭ trezit, tot pe lîngă vite aŭ petrecut* 'von Geburt auf' (im übrigen auch *pomenì* in diesem Sinne: *Se pomenise la moară, crescuse la moară* usw. Slav. P. 35_{13} — acht Zeilen vorher: *Iel se trezise la moara luĭ B., unde-l lăsase maĭcă-sa*). — 11_{18} *săŭ*: genau 'Talg' ('Fett' = *grăsime*). — **12**$_{4}$: *răŭ* (*cu~, fără~*) ist wohl neutral. — **13**$_{4}$: Ein Beleg wie *m'am îngrijat ş'am dus vergile luĭ bĭetul părinte O., c'o da de şugubină* Vlah. III $63_{2\,f.}$ lehrt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß *duc* 1. Sing. sein muß; die Bedeutung der Redensart gibt Zanne (von dem sonst die W.sche Anm. inspiriert scheint) I No. 1226 mit 'a-ĭ purta grija' an, was zu unseren Belegen bestens paßt (Damé s. v. vargă übersetzt 'je te plains'). — **14**$_{13}$: Der Bedeutung 'unerfahren' wird 'Gänschen, Entlein' (so 30_{2}) zugrunde liegen. — **15**$_{32}$: zu *are să fie* vgl. oben unter $8_{7\,f.}$ — **16**$_{19}$: wörtlich 'was mir widerfahren ist'. — **17**$_{19}$: Die vernunftmäßige Erklärung des Ausdrucks *pĭatra seacă* erübrigt sich durch Vergleichung der Stelle MnT 336_{8} *să-l caute pretutindenĭ, de ar fi* [*bărbatu-săŭ*] *chĭar şi 'n pĭatră* [!] *seacă*. — **18**$_{5}$: *înainte* nach *de* mit Zeitbestimmung heißt 'weiterhin' (richtig übersetzt 14_{33}, 15_{14}). — **19**$_{17}$: Daß das Verhältnis der beiden *cum*-Sätze zueinander als parataktisch zu denken sei, glaube ich nicht, der erste wird vielmehr dem andern untergeordnet (temporal) sein; gleichgeartete Fälle belegt Tiktin I 324_{b} sub 4, vgl. noch Sad. Ist. 152_{9}, id. Morm. $10_{21\,f.}$, 244_{19}, id. La noĭ 58_{18}, $188_{17\,f.}$, id. P. s. 62_{15}. — **20**$_{1}$: genügte auf Anm. 2_{24} hinzuweisen.

21$_{22}$: direkt 'ärgere dich nicht' (Jussiv nach Gr 114 f.). — **22**$_{5\,f.}$: *tot* 'doch'; der Sinn ist sonst: errettet mich mein Stern diesmal, wo alles auf mein Verderben zusammenzuspielen scheint, nachher wäre ich betreffs meines weiteren Lebens (*zile,* in Gegensatz zu Tod, vgl. Kap. I unter 31$_{5}$) desto mehr beruhigt, als ich eben darin ein Zeichen besonderer Fürsorge des Schicksals erblicken müßte. — 22$_{8}$: Ich glaube nicht, daß wir Anlaß (und Recht) hätten, in die stehende Redensart *curg gîrlă* einen Nebensinn (vom Vergehen des Stromes) hineinzulegen, der ihr sonst nicht zukommt; es soll wohl tatsächlich nur das massenhafte Heranströmen (vgl. Cr 235$_{15}$, Beld. MM 28$_{21\,f.}$, Sad. Dur. 21$_{19}$, G. III 210$_{22}$ *Rimele îĭ c. g.,* Mor. 90$_{19}$; gleichbedeutend *c. fuĭor* Mor. 80$_{17}$) der Unbilden ausgedrückt werden. Daß dieser in Wirklichkeit nicht erfreuliche Gedanke an Stelle und in der Form einer Beruhigung (wie etwa: 'dann wird alles gut enden') vorgebracht wird,[1] ist wieder als Ironie zu verstehen (vgl. im I. Kap. *dar* 23$_{24}$); übrigens dürfte der ganze Spruch von *capul* ab der Volksüberlieferung angehören, vgl. Adam 76$_{12\,f.}$, G. Zt 245$_{4\,f.}$, Mor. 23$_{1}$ (Zanne kann ich nicht mehr einsehen). — 22$_{13}$: Für *face pe obraz* liefert mir H. T. Pamfile das Beispiel: *Mă clevetești? Am să ți-o fac pe o.* (*am să te clevetesc și ĭeŭ de o pildă*) — und paraphrasiert unsere Stelle mit *i-aș fi făcut după obrazul luĭ* ('gemäß, entsprechend seinem Gesichte, Gebaren'); eine ähnliche Bedeutung nimmt auch Tiktin an, da er (II 1073$_{a}$) die Stelle 42$_{28}$ übersetzt 'wie ihr's verdient'; um 'Heimzahlung' handelt es sich auch in den Belegen Cr 156$_{5}$, 166$_{4}$. — 22$_{23}$: Über das 'explikative' *și* vgl. das oben zur Anm. 2$_{1}$ Bemerkte; diesmal heißt es 'auch', während das eigentlich Eigentümliche in der Vorausnahme des Subjekts mittels *ĭele* besteht, die natürlich von *și* unabhängig ist.[2] Die Bedeutung der Ausdrucksweise gibt Tiktin s. v. *el* (3) — für die meisten Fälle passend — mit 'schon' an; insgemein erscheint das Prädikatsverb lebhaft hervorgehoben; weitere Belege: 26$_{23}$, 38$_{27}$, 44$_{17}$, 46$_{1}$, 47$_{12}$, mit präsentischem Vb. 26$_{7}$, 54$_{8}$, Cr 37$_{13}$, 81$_{27}$, 94$_{14}$, 264$_{9}$, 269$_{12}$, 395$_{8}$, bei Präteritum HA 40$_{14}$, Cr 264$_{11}$, 272$_{23}$, bei Gerundium Cr 229$_{20}$. — **23**$_{3}$: Cr 184$_{28}$ erscheinen mehrere *luceferĭ* zugleich (in einem gewissen Gegensatz zu den *stele*) an demselben Abendhimmel, ähnlich in Eminescus IV. Satire, V. 75; es handelt sich etwa um andere Planeten, wohl auch Fixsterne, die zeitweilig zugleich mit der Venus sichtbar werden bzw. bleiben. — 23$_{17}$: Über 'nämlich' als angebliche Bedeutung von *și* (die hier übrigens schlechtweg nichts erklären könnte) vgl. wieder das zur Anm. 2$_{1}$ Bemerkte. Die hl. Sonntag drückt mit *vaĭ de mine* ('um Gottes willen'; vgl. Sad. Morm. 182$_{19}$, Ispir. Leg. 85$_{22}$) nur ihren

[1] In stilist.-grammat. Hinsicht vgl. 3$_{15}$.

[2] Die falsche Formulierung schon auch Gr 175 Anm. 2.

eigenen Affekt unmittelbar aus, will nicht — was eigentlich erst 'Spott' wäre — die Seufzer Harap Albs parodieren. — **30** 16. Tiktin s. v. versteht *pungă* als Vokativ (tatsächlich müßte man als Objekt — zu einem fehlenden *scoate* o. dgl. — die artikulierte Form erwarten). Der Sinn, in dem das Sprichwort hier steht, wird dadurch immer noch nicht klar. Nach Zanne V No. 12604 hat es neben anderen auch die Bedeutung: Fă singur dacă poţĭ; das hieße: Möge es der Bartlose nur selbst versuchen! Mit Rücksicht auf den Nachdruck, mit dem Harap Alb die Worte *de unde ştiĭ* aus Z. 8 wörtlich zitiert (augenblicklich bildet denn auch dieses 'Wissen' seine nächste Sorge), läge es nahe, das Sprichwort mit spezieller Beziehung auf dieselben zu deuten, etwa so: Die Zumutung, ich solle wissen, wo die Prinzessin zu suchen sei, erinnert an die lächerlich empörende Klausel, mit der an den gewissen Pungă (unter diesem Namen wird wohl sonst — worauf es aber hier nicht ankommt — der personifizierte Geldbeutel, der Mensch nach seiner Zahlungsfähigkeit verstanden werden) die Einladung zu Tische ergangen war: *dacă ţĭ-aĭ a. de-a.*; wie hier Sache des Gastgebers, so wäre es dort diejenige des Bartlosen, die erste Voraussetzung seiner Einladung (das Mahl) bzw. seines Auftrages (Kenntnis der Adresse) selbst zu schaffen, ich bin es ebensowenig wie der Pungă imstande.[1]

31 7 *fă*: 'gebäre' (der eigentliche Ausdruck für den Begriff). — **32** 3: Parömiologische Metaphern sind auf konkrete Fälle nur ihrem Gesamtinhalt, nicht ihren Einzelheiten nach anzuwenden; so kommt es hier nicht darauf an, Harap Alb dem Teufel gleich, sein Pferd aber als ein Höllenwerk hinzustellen, sondern einzig auf das Zusammentreffen einer konzentrierten Anstrengung (*cetatea,* Intrigen des Bartlosen) und besonderer Verwicklungen (*războĭul draculuĭ*), die ihr entgegentreten. Was W. weiter zwischen Klammern anführt, ist in dem Sprichwort auch nicht angedeutet. — 32 17: *cela* ist (auch schon nach der Übersetzung!) nicht einfach synonym mit *acel,* vgl. Tiktin I 9a sub 4 (und zu Gr 75 Anm. 2 die Korrektur bei Phil. SL 49 § 59!); *ceea lume* Cr 210 1, *cela rînd* 201 17. — **34** 32: Wie die Übersetzung 7 17 beweist, kann 'es scheint' auch entsprechen, da ja alle diese Ausdrücke verblaßt sind; sonst bezeichnet *pe semne* einen motivierten Anschein, *par'că* ein individuelles Dünken; es gibt Fälle, wo sich beides berührt. — **36** 21: Die Verwen-

[1] Ein Korrespondent, dem ich auf dem Gebiete der Creangă-Interpretation besondere Autorität beilegen mußte, hatte die Stelle folgendermaßen verstanden: '*Poftim* etc. — erheiternd, *dacă* etc. — betrübend; da sich Harap Alb, aus einer Gefahr errettet, wie über eine Einladung freute, hop! wirft ihn des Bartlosen neuer Auftrag in Trauer zurück, gerade als ob ihm gesagt würde: *Dacă* etc.' Ich führe diese Interpretation, die durch den Satz Z. 23 f. suggeriert sein wird, nur als Dokument an.

dung des Ausdrucks *boț* erinnert an *b. cu ochĭ* Cr 56_{18}, 57_7, die Figur *b. chilimboț* an *leŭ-paraleŭ* (HA 51_{18}), *făt-logofăt* (Ispir. Leg. 62_{17}, Tiktin II 611_a, DAc. II/1 74_b sub 3), an *măr-dulumăr* Sb 30_{12}, *lemne-odolemne* ibd. 320_{22}, auch in BTr XVI[2] Rätsel 47 [Dreschflegel] und 49 [Leiter], (*purcel*) *lins prelins* Sb 26_{10}, (*mrea-nă*) *albă codalbă* ('weiß geschwänzt') ibd. 118_{14}; die angenommene Herleitung von madj. *külön* wäre aber erst durch den Nachweis ungarischer Zusammensetzungen gleicher Art zu stützen, die zu fehlen scheinen (an rumänisch *chilin* < külön läßt sich wohl nicht anknüpfen); *boțit*: 'zusammengekauert, geknüllt'. — 36_{26}: Tiktin II 662_b übersetzt 'nie und nimmer' ('ja, Kuchen'); zur Erklärung vgl. auch Zanne VI No. 13809 (13654, 13937: adică de unde nu-ĭ); bei Adam 127_9: *Aĭ fost tu la Plevina, măĭ prăpăditule? — din gard.* — **38**$_9$: Ob *gură*, das wohl die Bedeutung 'Schreien, Geschrei' u. ä. (s. Tiktin s. v. sub 4⁰, Cr 259_{14}) anzunehmen pflegt, auch (wie etwa madj. *ajak*) 'Sprechweise, Sprache' heißen könne, wäre erst zu erweisen. Daß Schlangen in großer Dürre schreien, mag vielleicht im Volke geglaubt werden; die Angabe *în gura broaşteĭ* wäre eine Anspielung auf die Redensart (z. B. Adam 121_1 f.) *a țipa* (*striga*) *ca broasca în gura şarpeluĭ,* und zwar scherzhafte Umkehrung wie z. B. Cr 140_2 (die 'Emendation' bei Zanne I No. 1365 ist natürlich ein Irrtum). — **40**$_7$ *de nu ĭ-ar murí mulțĭ înainte*: wörtlich 'mögen nicht viele vor ihm sterben', sondern er vor anderen, d. h. ehestens (wie weiter spezifiziert wird); ein volkstümlicher Scherz, den Creangă noch sonst anbringt: Cr 133_{19}, 136_{30}. — **40**$_{29}$ *ac de cojoc*: eigentlich wohl 'das jeweil Passende, das richtige Mittel'; vgl. G. II 67_4 *am ĭeŭ ac de c., şi pentru aceasta!* Mor. 91 unt. *am ĭeŭ ac de cojocul tăŭ; am ĭeŭ ac de c. lor* [sc. *al şoarecilor*] ... *şi slobozì mîța prin casă* Mold. in BTr XXX 6_{11}; *ar fi găsit ĭel ac pentru cojocul sătenilor* ('hätte sich mit ihnen zu helfen, an ihnen zu rächen gewußt') Slav. in BTr XXVIII 4_2.

41$_{30}$. *Nu trebuĭe* wird man gemäß den zwischen 'notwendig' und 'zweckdienlich' obwaltenden begrifflichen Beziehungen = 'nutzt (hilft) nichts' halten dürfen. (Von der Bedeutung 'von keinem Nutzen sein' aus entwickelt sich auch die 'keinen Wert für jmd. haben, nicht lieb sein', s. J-B d. 75_2, 99_5, 510_6, s. 218_8; ferner etwa [von einem unglücklich Liebenden] *Din inimă se 'ntrista, Nimica nu-ĭ trebuĭa* ['freute'], *Nice bea nice mînca* Trimb. 20_3; *de cumva nu le ar trebui* ['sie möchten'] *femeĭe în fruntea țeriĭ, ĭe gata a se coborî de pe tron de bună voĭe* Mărg. in BTr XXXII 33_{16}; dann auch: *că ĭeĭ moarte îĭ trebuĭe, dar pe altul ... ba* ['eher den Tod als einen andern zum Gemahl'] I. T. Mera in BTr XIX 19_{10} [die nämliche *pe*-Konstruktion ibd. 19_1: *că ĭeĭ nu-ĭ t. pe altul*]. — *Țigan de laĭe* hat nichts mit *laĭŭ* 'schwarz' zu tun; *laĭe* Sbst. = 'Horde

nomadisierender Zigeuner' (Tiktin). — **42** 4: ergänze 'von dir' (im Text *-ți*). — **47** 27: zu beachten, daß Creangă *patima* als *de*-Objekt nach *vedea*[1] noch zweimal (Cr 81 8, 260 20) verwendet, sonst aber kein anderes Wort, gleichsam als wäre die Konstruktion eben nur mit diesem erstarrt; oder ließe sich möglicherweise eine eventuell individuelle Reminiszenz aus religiöser Lektüre annehmen? — **48** 8: nicht nur wie ein Adj. behandelt, sondern auch in adjektivischer (prädik.) Funktion (*avea* 'hielt', vgl. 52 7 'trug'), speziell in diesem einen Ausdrucke noch Cr 149 7, 210 19, 255 17; ähnlich *aŭ ... adunațĭ 600 de leĭ* Sad. Instig. 109 12, ... *adunate cîteva parale* 112 6. — 48 14: entgegen der angedeuteten Herleitung von *bucată* aus einem Vb. **buc* ist erstens die -ATA-Bildung nicht spezifisch rumänisch, und auch das gem.-roman. BUCCATA setzt nicht notwendig ein BUCCARE voraus. — 48 20: *nu altceva* (auch *nu alta*) heißt schon geradezu 'förmlich, nur so' (Tiktin s. v. *alt* I 2b: geradezu, rein, völlig). — 48 21 l. *nepusă*, allerdings auch *cu nepusa 'n masă* MnT 18 11, 22 25 (*nepusă*), 123 19, 187 12, Grig. P. r. 166 27. Die Bedeutung hier vielleicht am ehesten 'nolens volens' wie Cr 212 6, 263 21, Mn R 4 5 *Înșfăcă cu n. 'n m.* (auf Befehl, nach einigem Weigern) *căldarea în spate* (sonst 'mit Gewalt', 'rücksichtslos', vielleicht wohl auch 'plötzlich' MnT 187 12). — **49** 13: in erster Linie, weil es nicht übertragbar ist, vgl. Cr 119 28 f. *nu ți-a lua nime din spate* usw.; Mn T 294 14 *cu nime nu putea să împărțească*, ibd. 305 17 *n'ar fi putut î. cu nime*.

51 29: zu *ducéți-vă* war auf Gr 113 (Anm. sub 4) hinzuweisen. — **55** 16: *acolea* vielfach von gebürtigen Rumänen (auch Moldauern) als Synonym mit *acolo* gedeutet (was es sonst auch ist, vgl. etwa Sb. 78 39 *de-a sărì cu ĭel pînă în nourĭ și de s'a isbì de acolea jos*), wie ja der Spruch selbst auch mit *acolo* tradiert wird (Mor. 22 5, G. II 8; V. Alecsandri Poesii pop. ale Românilor 1866, 339: *Fugĭ încolo* ['weg']; an unserer Stelle OJ *acole* mit mold. *è* st. *ea*); daß es tatsächlich 'hier' bedeuten bzw. nächste Nähe angeben kann, lehren Belege wie J-B. d. 400 *Bibì, bade, de acolea* (nahezu 'Rühr' mich nicht an!'); Sb 162 10 (beim Begegnen) *cine te aŭ adus pe a.?* Gr. I. Alexandrescu in B 31 15: *In cerdac? D'apoĭ ce să vedețĭ de a.?* (während die Unterredung gerade *în cerdac* stattfindet, s. 30 16). — **55** 27 *dinainte s'ar păzi*: 'würde sich im voraus (cf. 5 17, 6 27) in acht nehmen': dasselbe Sprichwort Cr 167 23 f. = Gr 163. — **56** 12: l. Impt.

[1] *R. venea Dela stînă cîte odată Să-șĭ maĭ vadă* ('besuchen') *de al său tată Și de mă-sa* Trimb. 13 12.

Brünn. H. Jarník.

Kleinere Mitteilungen.

Tiecks Shakespeare-Buch: ein neuer Fund.

Ludwig Tiecks nie vollendetes Buch über Shakespeare, der größte Plan und die kläglichste Enttäuschung seines Lebens, reicht in seiner Konzeption in die früheste Zeit des Dichters zurück, da er als Göttinger Student Friedrich Nicolai, den Buchhändler und Freund Lessings, kennen lernte. Tieck hatte, wie er fünfzig Jahre später berichtet, mit größtem Eifer Shakespeare und die dramatische Dichtung seiner Zeit studiert, und das Ergebnis dieser Arbeiten erbot sich Nicolai, dessen Geschäft neue Verlagsartikel dringend nötig hatte, zu verlegen. Im Jahre 1796 kündigt daher Tieck im Anhang zu seiner Bearbeitung des Sturms sein Werk an, das erste jener langen Reihe von Ankündigungen, die bis zuletzt unerfüllt blieben. Alles, was Köpke in den nachgelassenen Schriften veröffentlichen konnte, waren ein paar Kapitel der Einleitung, einige ganz skizzenhafte Entwürfe, ein paar Briefstellen und ein Stück aus einem alten undatierten Kommentar: im ganzen 63 Druckseiten. Dies und ein Wust von Kollektaneen, Abschriften und zerstreuten Notizen auf der königlichen Bibliothek in Berlin blieben die einzigen Zeugnisse von Tiecks Arbeit.

Dieser Bestand kann nun in nicht unbeträchtlicher Weise ergänzt werden durch ein Manuskript in Tiecks Hand, das sich auf der Berliner Stadtbibliothek befindet, und auf dessen Vorhandensein Herr Max Herz in Berlin mich im Jahre 1914 aufmerksam machte.

Der Shakespeare-Übersetzer Eschenburg hatte in seinem Ergänzungswerke 'Über Shakspeare' 1787 seine Unzulänglichkeit dem großen Gegenstande gegenüber zugegeben und gesagt, um Shakespeares Genie hinreichend darzustellen, 'wäre nun freylich ein, bloß aus dem Gesichtspunkte des Geschmacks gefaßter, Kommentar über alle seine Schauspiele und über deren einzelne Stellen nöthig'. Der junge Tieck fühlte sich der Aufgabe gewachsen und beschritt den gewiesenen Weg: die neu gefundene Handschrift ist ein solcher Kommentar, auf 313 eng beschriebenen Seiten Klein-8° mit 19 Seiten Nachtrag. Das Ganze ist in einen braunen Lederband gebunden. Die Datierung ergibt sich aus mehreren Umständen. Ein Brief Tiecks an Bernhardi aus dem Herbst 1793 fordert den Freund zu einem Briefwechsel über Shakespeares Dramen in der Reihenfolge ihrer Entstehung auf. Der Brief ist auf demselben Papier geschrieben wie der Kommentar. Bei der Besprechung des Hamlet sind Tieck die Ausführungen Wilhelm Meisters noch nicht bekannt. Das Bruch-

stück des Kommentars, das Köpke im Nachlaß vorfand, setzt er in das Jahr 1795, und das wird als Grenze nach vorn anzunehmen sein.

Die äußere Gestalt des Buches verrät schon, daß es kein von Anfang an planmäßig angelegtes und konsequent durchgeführtes Werk ist. Vielmehr zeigt die Zahl der den Bemerkungen zugrunde liegenden Texte, daß Tieck zu verschiedenen Zeiten, mehr oder weniger unregelmäßig und wohl je nach Gelegenheit und Laune an seine Arbeit ging. Von den 21 Stücken, die der Kommentar bespricht, sind 12 nach der Ausgabe von Eschenburg, 4 nach dem Nachdruck dieser Ausgabe, die, von Prof. Eckert herausgegeben, 1780 in Mannheim zu erscheinen begann, 4 nach dem englischen Texte der Ausgabe von Steevens, die 1785 in dritter Auflage erschienen war, während das letzte im Kommentar nur bis zu einer Einleitung gediehen ist, aus der sich kein Text feststellen läßt. Bei allen Stücken hatte Tieck die Steevenssche Ausgabe zur Hand. Das Moment, das die Gestalt des Kommentars bestimmt zu haben scheint, ist die Anordnung der Stücke, welche in chronologischer Reihe aufeinander folgen. Die Chronologie ist die, welche Edmund Malone in einem Aufsatz aufgestellt hatte, den Steevens im ersten Bande seiner Ausgabe von 1785 abdruckte, und der Eschenburg für einen gleichen Aufsatz im Buche über Shakespeare als Quelle gedient hatte.[1] Zweifelhafte Stücke, darunter auch 'Titus Andronicus', die Malone in seiner Tabelle mit aufgenommen hatte, zeichnet Eschenburg in seinem Buche durch fetten Druck aus. Tieck hat sie in dem Kommentar fortgelassen, so daß die von Tieck besprochenen Dramen in folgender Reihenfolge stehen:

S. 1	Verlorene Liebesmüh.	84—106	Richard II.
1—4	Heinrich VI., 1. Teil.	106—133	Richard III.
4—7	Heinrich VI., 2. Teil.	133—146	Heinrich IV., 1. Teil.
8—9	Heinrich VI., 3. Teil.	147—172	Der Kaufmann von Venedig.
9—11	Die beiden edlen Veroneser.	172—198	Ende gut, alles gut.
11—22	Ein Wintermärchen.	198—229	Heinrich IV., 2. Teil.
22—27	Ein Sommernachtstraum.	229—267	Heinrich V.
27—44	Romeo und Julie.	267—292	Viel Lärm um nichts.
44—45	Die Irrungen.	292—312	Wie es Euch gefällt.
45—72	Hamlet.	313	Die lustigen Weiber von Windsor.
72—84	König Johann.	1—19	Nachträge.

Bei den ersten Stücken ist der Kommentar knapp gehalten und beschränkt sich auf kurze Bemerkungen über Text und Charaktere. 'Liebesmüh'. 'Heinrich VI.' und die 'Veroneser' sind so

[1] An Attempt to Ascertain the Order in which the plays attributed to Shakspeare were written. Zuerst in Steevens' Ausgabe 1778; Eschenburg, Über Shakspeare, S. 247.

behandelt. Das 'Wintermärchen' und der 'Sommernachtstraum' geben schon Anlaß zu weitläufigeren Anmerkungen, und von 'Romeo und Julia' ab sind alle Stücke ausführlich besprochen. Nur die 'Irrungen' sind sehr knapp behandelt, während von den 'Lustigen Weibern' nur eine Einleitung da ist. Die ersten Stücke werden ohne Plan kommentiert; bei den letzten ist eine bewußte Einteilung der Besprechung nach Akten und Szenen bemerkbar, und bei den 'Lustigen Weibern' deutet die Überschrift 'Einleitung' auf eine beabsichtigte noch durchgreifendere Disposition der folgenden Ausführungen hin. Diese im Laufe der Arbeit wachsende formale Durchbildung scheint die zum Drucke notwendige nochmalige Umarbeitung des Ganzen anzukündigen. Darauf deuten auch der unvermittelte Anfang der Handschrift sowie die Bemerkungen im Nachtrag, die an verschiedenen Stellen dem Hauptteil eingefügt werden sollten.

Tieck beginnt meist mit einigen einleitenden Bemerkungen über die Datierung des Stückes und seine Quellen. Die Charaktere werden besprochen, so wie sie im Verlaufe der Handlung erscheinen. Dazwischen folgen Bemerkungen philologischer und ästhetischer Art, die zum Teil spontan, sehr oft aber durch die Anmerkungen hervorgerufen sind, die Johnson und die übrigen englischen Kommentatoren dem englischen Texte beigefügt haben. Am Schluß erfolgt dann eine allgemeine Betrachtung und ein Hinweis auf etwaige spätere Bearbeitungen oder Übersetzungen des Stückes. Diese Normalform im Verfahren des Kommentators wird aber häufig durchbrochen durch längere Exkurse über theoretische Fragen und sonstige Gegenstände, welche der Text oder die Anmerkungen anregen. In diesen Exkursen sind die Keime enthalten, aus denen wohl die Aufsätze hervorgehen sollten, die Tieck im Anhang der 'Sturm'-Bearbeitung versprach. So wird beim 'Wintermärchen' einiges über die Mischung des Komischen und Ernsthaften im Schauspiel gesagt und eine Theorie der Leidenschaften und besonders des Komischen entwickelt. 'Romeo und Julia' gibt den Anlaß, über Leidenschaft und Charakterzeichnung in Haupt- und Nebenpersonen zu sprechen. Beim 'Hamlet' werden Wahnsinn und Verrücktheit definiert. 'König Johann' veranlaßt einen Exkurs über das historische Schauspiel und Ausführungen über das Verhältnis der Leidenschaft zum Charakter. 'Richard III.' bietet Gelegenheit, sich über Illusion und die Darstellung von Bösewichtern im Drama sowie über Weißes Trauerspiel auszulassen. In die Besprechung des 'Kaufmanns von Venedig' ist eine Übersicht über die Geschichte des Theaters in Europa und besonders in England sowie ein Diskurs über die Einheiten eingeschaltet. Unter 'Ende gut, alles gut' entwickelt Tieck seine eigene Ansicht über die chrono-

logische Anordnung der Shakespeareschen Stücke, und schließlich vergleicht er bei Gelegenheit von 'Wie es euch gefällt' die moderne mit der alten englischen Komödie. Dabei ist es aber immer bei kurzen Skizzen aus dem Stegreif geblieben, ohne daß ein Thema konsequent durchgearbeitet wäre.

Tiecks kritischer Standpunkt ist bedingt durch die Forderungen der lebendigen Bühne und beruht auf den Errungenschaften der 'Hamburgischen Dramaturgie'. Wenn man von der großen Menge der philologischen Bemerkungen absieht, so kann man Tiecks Unternehmen als eine Dramaturgie des Shakespeare bezeichnen. Wo Lessing stehen blieb, wollte Tieck einsetzen. Durch Lob und Tadel, manchmal mit unerschrockenster Offenheit vorgetragen, durch Vergleichen der Stücke untereinander und mit den Dramen Goethes und Schillers, durch Kontrastierung mit den Zugstücken der deutschen Bühne und nicht zuletzt durch Herbeiziehen von Shakespeares Zeitgenossen werden die starken und schwachen Seiten des großen Dramatikers hervorgehoben. Daß dabei das Hauptgewicht auf das Technische gelegt ist, daß die Illusion und die Mittel zur Wirkung auf das Publikum eine große Rolle spielen, ist nicht zu verwundern, und Herdersche Erkenntnisse konnten da wenig Platz finden. Über die Ästhetik der englischen Klassizistik war der junge Tieck zwar schon hinaus; mit heftigem Spott weist er Johnsons Bemerkungen zornig zurück. Daß aber an ihm selber noch Stücke seiner Berliner Schale haften, ist nicht zu verkennen. Immerhin, wie sein Buch in der Shakespeare-Philologie der erste selbständige deutsche Versuch seiner Art darstellt und als solcher über die nur vermittelnde Arbeit Eschenburgs ein gewaltiger Schritt vorwärts war, so zeigt auch sein Streben über die Grenzen des Rationalismus hinaus, daß auch er ein Erbe der Zukunft war.

H. Lüdeke.

An Prof. Frederic J. Carpenter, Barrington, Illinois.

Herr Kollege!

Als Ihnen das jüngste Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft als einem Mitgliede ordnungsmäßig zuging, haben Sie es am 15. Sept. d. J. nicht bloß zurückgewiesen, sondern brieflich dazu erklärt: 'Americans desire no further traffic with an unrepentant and unreconstructed Germany.'

Hat Ihnen der 'Friede' noch nicht klargemacht, welche Raub- und Eroberungssucht gegen Deutschland, das seit seiner Gründung den Frieden Europas gehütet hatte, diesen Krieg herbeiführte? Im Namen der Freiheit und Selbstbestimmung werden Millionen Deutsche ungefragt, 'wie Schafe' — ich zitiere heilige Versicherungen Ihres Präsidenten —, unter Fremdherrschaft gezwungen. Und da sollen wir bereuen, daß wir uns wehrten?

Niedergerungen durch vier Fünftel der Welt, mußten wir sogar die Handelsschiffe und Werftanlagen ausliefern, nach dem Waffenstillstand

noch eine lange Hungerblockade nach der anderen aushalten, auf viele der eigenen Bodenschätze verzichten und durch nie erhörte Finanzmaßregeln auch die Zufuhr fremder Rohstoffe verlieren. Wenn wir aber nach alledem uns nicht augenblicklich rekonstruieren, so geben Sie uns einen Fußtritt.

Herr Kollege, das Kriegsglück hat gegen uns entschieden, aber wir sind Männer, und wenn man uns im Unglück noch derart beleidigt, so sprechen wir rückhaltlos!

Sie durften am wenigsten gegen Deutsche so losziehen. Als Sie vor sechzehn Jahren das Magdalenenspiel von Wager herausgaben, war Ihnen das Unglück passiert, daß Ihnen ein paar hundert Verse verschlüpften. Ich hatte vorher eine Abschrift des Originals im Britischen Museum genommen, fand beim Nachlesen den Mangel heraus und hätte die Sache triumphierend an die große Glocke hängen können. Statt dessen schrieb ich Ihnen im stillen eine Karte, so daß Sie selbst durch einen Neudruck den Fehler ausbessern konnten. Damals haben Sie nicht auf 'traffic' mit uns verzichtet. Herr Kollege, Ihr Gedächtnis ist kurz.

Noch gibt es eine Geschichte, hoch über aller Weltmacht der Entente, und vor ihrem Forum soll dieses Beispiel festgehalten werden, bis zu welchem Grade ein Mann der Wissenschaft politische Leidenschaft in den Tempelhain rein humaner Arbeit hereinstürmen läßt. O Saulus!

A. Brandl.

Byroniana III.

Der Verfasser des Uriel.

Schon in meiner Dissertation[1] habe ich bemerkt, eine eingehende Vergleichung des Uriel[2] mit Henry John Urquharts Poems Sacred and Classical[3] habe es mir wahrscheinlich gemacht, daß Urquhart auch der Verfasser des Uriel sei Leider ist meine Hoffnung, über Urquhart, der in den gewöhnlichen Nachschlagewerken nicht verzeichnet ist, außer den auf Seite 78 meiner Dissertation angeführten Notizen noch weitere beibringen zu können, unerfüllt geblieben, da noch vor dem Kriege mehrere Briefe an den Vikar nach Fleet unbeantwortet geblieben sind und später durch den Krieg weitere Nachforschungen auf englischem Boden unmöglich waren. Vielleicht ist die Vermutung am Platze, daß Henry John Urquhart ein Bruder des bekannten Schriftstellers und Politikers David Urquhart ist. Der Zeit nach wäre dies möglich: Henry John ist 1798 geboren, David 1805. Beide studierten ferner zu Oxford. Zudem trägt der Politiker den gleichen Vornamen, David, wie der Vater Henry Johns. Der gewiß nicht alltägliche Vorname David ließe auf Verwandtschaft schließen.

[1] Lord Byron im Spiegel der zeitgenössischen englischen Dichtung. Erlangen 1915.

[2] Uiiel, a Poetical Address to Lord Byron, written on the continent: With notes, containing strictures on the spirit of infidelity maintained in his works. An examination into his assertion, that 'If Cain is blasphemous, Paradise Lost is blasphemous'. And Several other Poems. London: Printed for the author, By R. Clay, Devonshire Street, Bishopsgate; and sold by Hatchard and Son, Piccadilly; and Burton & Smith, Leadenhall Street. 1822.

[3] London 1845.

Nun vergleiche man folgende Gegenüberstellung:

Uriel.	Poems sacred and classical, Urquhart.
Uriel.	Lines written on Lord Byron, in early youth, S. 123—126.

Beide haben die Gegenüberstellung:

What fiend could urge you on, what muse the song begin? S. 10, Str. XVIII, Z. 9.	*What Demon prompts, — what angel tunes thy lay?* S. 123, Z. 10.

Beiden ist die Erde ein Tränental, das Byron noch mehr verdüstert:

Has not vice played full havoc with our bliss? S. 15, Str. XXIX, Z. 3.	*And, oh! if deep-sworn hatred's dark crusade To little havoc of our peace has made.* S. 125, Z. 2.

Beide bezeichnen sich in ihrem Kampf gegen Byron als namenlose, unberühmte Jünglinge:

His [sc. the author's] *name can add nothing* .. etc. Preface, S. IX, X.	*A nameless stripling deign to heed or hear.* S. 123, Z. 17.

Beide gebrauchen den beliebten Vergleich mit dem Kometen, und zwar nicht wie alle übrigen als den der glänzenden Lichterscheinung, also in rühmendem Sinne, sondern im Sinne eines unheimlichen, verderbenbringenden Elementes:

[*The meteor*] *darted forth destructive light.* (S. 62, aus dem Gedicht *The Star of the Legion of Honour.*) Vgl. überdies Uriel, S. 18, Str. XXXIV; S. 3, Str. IV.	... *meteor-fire from Hell.* S. 124, Z. 18.

Beide bitten Byron, sein höhnisches Lächeln einen Augenblick zu lassen und ihnen Aufmerksamkeit zu schenken:

Pause and examine-spurn not with a sneer. S. 5, Str. IX, Z. 5.	*Byron! one hour without thy withering sneer.* S. 123, Z. 16.

Beide beklagen den Mangel seiner Vaterlandsliebe:

Why is your muse thus dead to patriotic worth? Have you forsworn the region of your birth? S. 9, Str. XVII.	... *dread foe to Britain's injur'd isle.* S. 125, Z. 9.

Beide sind in ihrer Jugend und nur in dieser Verehrer Byrons:

I viewed your early mountings with delight. S. 3, Str. V, Z. 7.	*To thee ... though early lov'd and long.* S. 124, Z. 3.

Als Zeitpunkt dieser jugendlichen Schwärmerei für Byron lassen sich beidemal die Jahre kurz vor 1819 ausmitteln:

Der Verfasser des Uriel schreibt seine Epistel 1822. Da er Byron bekehren will, hat er sich von blinder Schwärmerei für B. sicher schon einige Jahre losgesagt.	Urquhart schreibt seine *Lines* nach 1819. Auch er hat sich um diese Zeit bereits von Byron losgesagt. Da er 1798 geboren ist, hat sein Alter bei der Abfassung mindestens 21 Jahre betragen (*early youth*).

Bei beiden scheint Cain den Anlaß gegeben zu haben, daß ihr religiöses Empfinden verletzt wurde:

Der Verfasser des Uriel schreibt seine Epistel gegen Cain.

In Urquharts Lines lassen sich die Verse, die den Grund seiner Entfremdung von Byron angeben, sehr gut auf Cain deuten:

Our fetters loosen, when thy scornful line
Breathes gay derision on the word divine.
S. 126, Z. 5—6.

Bei beiden läßt sich aber noch nach dieser Entfremdung Interesse für Byrons Poesie nachweisen, und zwar in der speziellen Form von Variationen Byronscher Erzeugnisse:

Der Verfasser des Uriel dichtet im gleichen Bande mit der Epistel Uriel eine Variation, betitelt: *The Star of the Legion of Honour*, S. 61. Byrons gleichnamiges Gedicht s. Coleridge III, 436.

Vgl. folgendes bei Urquhart: *From the play of the Corsair, set to Music*, S. 128; *Variation of the Corsair*, S. 129; *Extract from the Corsair*, S. 132; *Medora's Song*, S. 102.

Beide sind tiefreligiöse Gemüter. Ihr religiöses Empfinden und Denken ist in allen Nuancen genau das gleiche. Beide loben Gott mit Vorliebe in Hymnen:

Morning and evening, in the watches of night, and in the revolving hours of each succeeding day, let him join all nature in the hymn of praise. Preface, S. VI. Vgl. auch den zahlreichen Gebrauch der Worte *hymn* und *prayer*.

Hymn on awaking, S. 34; *Hymn on going to bed*, S. 33; *Hymn*, S. 79, 146. Vgl. auch die *Prayers* S. 104, 121, 142, 144, 155, 158.

Beide sind Verfasser von Dichtungen religiösen Charakters:

Vgl. die *other poems*.

Vgl. die *sacred poems*.

Auf den völlig gleichartigen Geist, wie er aus diesen Gedichten weht, möchte ich besonders hinweisen. Ich kann denselben an dieser Stelle nicht genauer analysieren; überdies wird nur die Lektüre der rein lyrischen Stimmungen, wie sie in den Gedichten zum Ausdruck kommen, einen absolut überzeugenden Eindruck hinterlassen. Ich möchte hier nur die allerhäufigsten, immer wiederkehrenden Gedanken berühren.

Der Gedanke an das Weltgericht:

Vgl. z. B.: *Summon him at his judgment bar t'appear*, S. 19, Str. XXXVII, Z. 8. Vgl. S. 39, Str. LXXVII, 6; S. 14, Str. XXVI, 9 und andere.

The Lord who saved and summon'd thee. S. 94.
And conscience half forgets her Judge on high.
S. 124, Z. 14.

Der Tod als Heimgang des Menschen:

Vgl. S. 15, XXIX, 9; S. 72, Z. 1; S. 70 und andere.

S. 237: *Man goeth to his long home.* S. 94: *The courts of praise are now the home above* und andere.

Beide besitzen eine ausgesprochene Vorliebe für das Alte Testament:

Vgl. die Zitate aus den Propheten des Alten Testaments, Preface, S. VI; desgl. die zahlreichen Stellen S. 109. Vgl. die Strophen 39—41, 48—54.

Vgl.: *The Prophet Bards of God disperse*
Our dark idolatry of Byron's verse.
S. 126, Z. 7—8. Vgl. S. 237, 239, 170.

Bei beiden gipfelt diese Vorliebe im Propheten Isaias:

Isaiah's harp had echoed to thy own etc. S. 40, Str. LXXVIII. Vgl. die Zitate Preface, S. VI; S. 110. Vgl. überdies S. 59, 60, 61, 67, 68.

Our spirit turns to rapt Isaiah's lyre. S. 126, Z. 9. Vgl. S. 180.

Beide behandeln dichterisch Themata aus der Leidensgeschichte Christi:

The Crucifixion. S 63.

On the nativity of Christ. S. 1. *The Resurrection of Christ.* S. 48.

Weitere gemeinsame, oft wiederholte Gedanken sind: das Schuldbewußtsein des Sünders (Urquh. S. 19, 151 u. a., Uriel S. 63), die Heiterkeit und Ruhe des in Gott starken Christen, der Gedanke an den Tod, das Weltende; das Ausklingen ihrer Dichtungen auf Verzeihung, Erlösung. Beide sind auch gute Kenner des Neuen Testaments, aber die Neigung zum Zitieren aus dem Alten herrscht vor.

Beide gebrauchen dieselben Lieblingswörter:

Z. B. *To gild* S. 40, Str. LXXIX, Z. 8; S. 7, Str. XIII, Z. 8 u. oftmals.

To gild S. 102, Z. 3; S. 125, Z. 3; S. 125, Z. 12.

Ebenso: *to blaze, melt, dispel, crimson, wither, Calvary, Saviour, Cherub, Eden, Seraph* (*song, choir*) (bis zur Ermüdung oft!).

Beide sind Verehrer der griechischen Antike:

Vgl. Strophe VI, S. 4.

Nach einer Notiz in The Gentleman's Magazine, Bd. LXXXIX, I, S. 355 erhält Urquhart den Sir Roger Newdigate's Prize für The Iphigenia of Timanthes (abgedruckt S. 198).

Endlich scheint mir auch der Name Uriel (vgl. Miltons Poetical Works, Globe edition, III. Buch; Buch Henoch, 20. Kapitel) eine versteckte Anspielung auf den Namen Urquhart zu enthalten.

Die Annahme, daß Urquhart der Verfasser des Uriel ist, hat nach vorstehender Gegenüberstellung viel für sich; ein absolut sicherer Beweis wäre erbracht, wenn sich nachweisen ließe, daß Urquhart um 1822 auf dem Kontinent weilte (vgl. die Bemerkung im Titel des Uriel: *written on the continent*); dieser Nachweis war mir bisher aus äußeren Hindernissen nicht möglich; indessen gewinnt er gerade durch die Vermutung, daß Henry John ein Bruder des Politikers gewesen sei, sehr viel an Wahrscheinlichkeit, da auch der Politiker wiederholt langausgedehnte Reisen auf den Kontinent unternommen hat.

Frankenthal. Fr. Bader.

Huracan von der Hell.

Im 'Viertzehenden Buch der rechten Historien vom Amadiß auß Franckreich' (1590) wird im 11. Kapitel eins der in den Ritterbüchern üblichen Abenteuer erzählt. Auf einer Insel sind Agesillan und Arlanges gegenüber einer Übermacht von mehr als 40 Rittern und 6 Riesen in schwerste Bedrängnis geraten, aus der sie aber durch die zufällige Notlandung der Helden Florisel, Rogel, Falangis und Anaxartes befreit werden. Nachdem die Ritter noch zwanzig bewaffnete Bauern getötet haben, wurden sie 'einer alten Riesin / so zwey kleine junge Kinder vnter jhren Armen truge / vnd

auß einem Saal gienge innen / Welche kein einig wort redet / sondern schrye vnd heulet jämmerlich / gienge demnach zu allerhöchst in das Schloß / auff einem Gange / vnd stürtzt sich selbsten herunter zu todt ...' Es wird des weiteren von diesen Riesenkindern erzählt: 'Vnd ob sie gleichwol noch keines Jahrs alt / wahren sie doch so groß / daß man jhnen wohl zehen hette zurechen mögen. Diese Kinder nun befahlen sie einer Riesin / so inn der Insel ware / sie zu ernehren vnd zu aufferziehen. Es were aber viel besser gewesen / sie hetten die getödt: Dann als sie zu jhren Tagen kamen / vnd starck wurden / haben sie den Griechischen Printzen vnseglich viel schaden zugefügt ...' [1]

Diese unbestimmte Andeutung späterer Ereignisse hat dem Fortsetzer Gelegenheit geboten, anzuknüpfen. Das ist geschehen im 22. Buche des Amadis, im 18. und 19. Kapitel. Hier tauchen diese beiden Riesen auf der Insel des Unglücks wieder auf, wohin der Herzog von Lancaster und der Graf von Suffort, die nach Trapezunt wollen, verschlagen worden sind. Die Ankömmlinge werden von den beiden Riesen als Kinder der Mörder ihrer Eltern erkannt, es kommt zu Kämpfen, die ungefähr parallel zu denen in Buch 14, Kap. 11 verlaufen: d. h. Erfolge der Gelandeten, schließlich Not infolge Übermacht, unerwartete Landung von Waffengefährten, Sieg, Sturz der überlebenden Riesinmutter in den Schloßgraben.[2]

Von Interesse ist der Name, den der eine der Riesen in diesem Abenteuer des 22. Buches hat: er heißt H u r a c a n v o n d e r H e l l, sein Bruder Dagobaradan. Die Jahreszahl, die das 22. Buch des Amadis trägt, ist 1594. Damit ist ein um mehrere Jahrzehnte älterer Beleg für das Bekanntwerden des span. huracan in Deutschland gegeben als der bisher älteste, aus Hofmannswaldau nachgewiesene.

Bevor der Name des Riesen genannt wird, berichtet der Anfang des 18. Kapitels folgendes von der Ausfahrt der beiden Helden, des 'Hertzogs von Lancastre' und des 'Graffen von Suffort': 'Nach dem / vnnd wie sie nun von dem alten König Amadis erlaubnuß erlanget / vnnd nach abgelößten Schiffen jhn das hohe Meer sich gelassen / hat es nicht lang angestanden / daß ein solches vngestüm schrecklich gewitter sich erhaben / daß auch selber jre Schiffpatronen / Meerleut vnd Piloten / jhres lebens vnd aller wolfart verzweiffelten / vnd des gentzlichen vndergangs sich versahen / dan in veder Segel / Mastbaum / ruder / noch regierung gantz geblieben / sondern alles ward zurissen / zerbrochen / verführt vnd zu grund gericht / also daß sie in die dritte wochen / ohne einige hoffnung zuentrinnen / auff solchem wütenden Meer / nach des Winds vñ der wasserwogen gefallen / sind hin vnnd wider geworffen vnnd zerstreuet worden: biß auß sond'er Gottes schickung dz Schiff / dariñen der Hertzog von Lancastre vnd Graff võ Suffort vorhandē / gleich mit dē tag morgēs frühe / an einer lustigē jnsel (welche alsbaldt von den Schiffleuten / die jnsel des vnglücks / dariñen der grausamste Rieß vnnd Tyrann H u r a c a n v o n d e r H e l l / sampt seinem Bruder Dagobaradan / herschete / zu sein / erkandt ward) eingelassen vnd ankommen.' [3]

Nun ist Unwetter und Sturm ein immer wieder gern angewendetes Mittel im Ritterbuche, um die Handlung bequem mit unerwarteten — nur allzu erwarteten! — Abenteuern anfüllen zu können. Gerade der Kapiteleingang

[1] A. a. O. p. 108 und 109. [2] A. a. O. p. 399 ff. [3] A. a. O. p. 400 f.

ist der Lieblingsplatz für eine Meerfahrt mit Hindernissen. Gleichwohl erscheint nach dieser Unwetterschilderung, die im 22. Buche jedenfalls die ausführlichste ist und besonders heftige Einzelheiten ausmalt, das plötzliche Auftreten des Namens Huracan nicht zufällig, d. h. ohne Beziehung auf das Vorhergehende. Der Autor kannte nicht nur das Wort, sondern auch die damit bezeichnete Sache. An dieser Überzeugung darf auch die Ähnlichkeit anderer Riesennamen im gleichen Buche nicht irremachen, wie Horruon (Kap. 10), Horradin (Kap. 42), Haramatan (Kap. 47), ebensowenig die anklingenden Namen des Schlosses Huracker (Kap. 54) und des Grafen Urquian (Kap. 7). Das in großer Menge benötigte Namenmaterial schaffen sich die Verfasser der Amadisbücher — jedenfalls der letzten —, wenn ihnen gerade keine klassische Reminiszenz einfällt, fast so skrupellos wie ein moderner Fabrikant, der lateinische oder griechische Wortstämme mit den Endungen *-ol*, *-in*, *-gen* usw. versieht und seine Waren damit bezeichnet. Natürlich werden auch im Amadis bedeutungsvolle Stammsilben ausgenutzt, an welche dann stereotype Endungen treten. So gibt es (nach Gargantua gebildet) Gargasan, Gargorox, (nach Uterpandragon) Bandragon, Dondragon usw. In Horruon, Horradin steckt sicher der Stamm von *horridus*. Die Endung von Horradin erinnert an Konradin oder Saladin. Huracker ist als Zusammensetzung ohne weiteres deutlich. Haramatan, Urquian wie Dagobaradan und Safiraman mögen mit ihrer Endung weniger spanisch als vielmehr orientalisch (persisch) erscheinen sollen, bei Dagobaradan (wie der Bruder Huracans heißt) hat sicher der Name Dagobert, den die letzten Amadisbücher einem der Prinzen gegeben haben, Pate gestanden. — Eine derartige phantastische Neubildung, deren Zufallsergebnis Huracan gewesen wäre, darf man dagegen nicht annehmen.

Vielmehr haben wir Huracan in jenen Kreis spanischer und amerikanischer Namen hineinzubeziehen, zu dem es gehört. Spanische und alte hispanisierte Namenformen sind der Heimat des Amadisromans entsprechend auch den letzten Büchern nie ganz fremd geworden, wenngleich 'klassische' Namen, eventuell aus französischem Material hergestellte Namen antiken oder spanischen Aussehens (Plaisantina), vorherrschen. Eine besondere Gruppe bilden jene spanischen Namen, die sich auf amerikanische Verhältnisse oder auf die Zeit der Entdeckungen beziehen. Das 23. Buch verlegt einen Teil der Abenteuer in die unbekannte India und handelt vom peruanischen König Artabaliba, von der Königin Zarzaparilla, von Guacanarillo, von Cuscon. Auch das 22. Buch nennt Bermuda (Kap. 62), den Herzog von Panama (Kap. 46), ein Pferd aus Nicaragua (Kap. 49), und es taucht darin ein Prinz Magellan (Kap. 53) auf, natürlich eine Erinnerung an den berühmten Weltumsegler († 1521). Eine genauere Sichtung des Namenmaterials ergibt vielleicht noch manches mehr.

Diesem spanisch-amerikanischen Namenschatz des E. B. D. J., der sich allerdings bekanntlich nur als 'Übersetzer' des 22. und 23. Amadisbuches ausgibt,[1] muß man den Namen Huracan zuschreiben. Man ist dazu berechtigt, weil in den Berichten der Reisenden, wie es scheint, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, das neue Wort auftritt: zuerst in Spanien (Oviedo, Hist. de las Indias soll auf den karibischen Ursprung des Wortes hin-

[1] Über seine und die übereinstimmende Angabe des 24. Buches an anderem Orte bald Näheres.

weisen),[1] seit 1555 als spanisch-portugiesische Vokabel bei den britischen Seemachtrivalen nachweisbar (Eden, Decades 21),[2] vielleicht gleichzeitig auch bei den Franzosen gebraucht,[3] nach der Mitte des 17. Jahrhunderts erst bei den Holländern und in Deutschland zu belegen.[4] Ob der Ursprung karibisch[5] oder sonst ein anderer sei — jedenfalls gehört *huracan* dem Zeitalter der Entdeckungen an und damit dem überwiegend spanisch-portugiesischen Kulturkreise jenes Zeitalters.

Der Name unseres Riesen aus dem 22. deutschen Amadisbuche heißt vollständig: Huracan von der Hell.[6] Wir müssen uns wieder in den letzten Amadisbüchern umsehen, ob sich ähnliche Namen sonst darin finden. Gelodan von Moldanien, Roldan von Paris, Noromit von Galinde sind anderer Art, ebenso die Pseudonyme: feuriger Ritter, grüner Ritter u. dgl. Näher schon steht ein Riesenname wie Rustan der Starck (Buch 22, 47) oder Sandix der schwartz (Buch 22, 48). Und ganz nahe stehen ihrem formalen Charakter nach: Florian von der Brucken und die bekannten Namen Amanio und Hercules vom Gestirn. Immerhin liegt in der Benennung Huracan von der Hell (also: von der Hölle) eine seltenere Prägungsart vor. Willkür des Romanschreibers bleibt dabei nicht völlig ausgeschlossen. Indessen mag recht wohl denkbar sein, daß die Zeiten der Entdeckungen zuerst in größerem, eindrucksvollerem Umfang den Schiffsmann die schweren Unwetter des Atlantischen Ozeans, insbesondere etwa Wirbelstürme und Wasserhosen, kennen und fürchten gelehrt haben. Enger Vertrautheit mit Tier, Natur, Naturerscheinung u. dgl. entspringt leicht personifizierende, mythosartige Anschauung. Kurz und gut, wenn Hatzfeld-Darmest., Dict. gén. als ältesten französischen Beleg: aus dem 16. Jahrhundert 'Les haurachans[7] et borrasques du diable' (P. de Loyer in Delboulle Rec.) anführt — eine Stelle, die ich leider so wenig wie die späteren, kaum noch hergehörigen Zitate (uracan, uragan) selbst in ihrem Zusammenhang kontrollieren konnte[8] —, wenn 1605 bei Shakespeare im King Lear III, 2, V. 2 'Rage, blow, You cataracts and Hyrricano's, spout'[9]

[1] Vgl. Littré unter *ouragan*, wo die frz. Übersetzung (1556) zitiert ist. Das span. Original ist zuerst 1526, dann 1535 u. ö. vermehrt und verändert erschienen (nach Brunet, Manuel du Libraire t. IV, Paris 1863). — Das Dicc. de la lengua cast. t. IV (1734) zitiert unter *huracan* nur den Herrera (Hist. Ind. 2, lib. 6, cp. 13), der jünger ist.

[2] Vgl. Murray, N. E. Dict. V unter *hurricane* und *hurricano*.

[3] Hatzf.-Darmest., Dict. Gén. gibt an: 'XVIe siècle'.

[4] De Vries en Kluyver, Wordenboek d. Nederl. Taal XI (1910) gibt für 'orkaan' den ältesten Beleg aus dem Jahre 1657. — Uhlenbecks Annahme (Paul u. Braunes Beitr. 20, 41 ff.), Brandts 'Leven van de Ruyter' (1687) schöpfe 'orkaan' aus Rocheforts 'Hist. nat. et mor. des Isles Antilles' (1658) — die durch H. Bullaert 1662 übrigens auch ins Niederl. übersetzt war —, verliert durch die älteren Belege bei De Vries en Kluyver einen Teil von ihrem Werte.

[5] Kolumbus entdeckte die Kariben auf seiner zweiten Reise, 1495.

[6] Die französische Ausgabe des 22. Amadisbuches (1615) bietet S. 281 ff. diese Episode. Doch lautet der Name stets Huracan ohne Zusatz.

[7] Siehe ähnliche Formen fürs Englische bei Skeat, Et. Dict. (1910), p. 282 und besonders bei Murray, N. E. D.

[8] Delboulles Recueil ist — jedenfalls bis 1913 — noch nicht erschienen.

[9] Quarto $_1$ und Q. $_2$ (1608): You caterickes, & Hircanios spout ...;

und 1606 in Troilus and Cressida V, 2, V. 172: 'Not the dreadful spout Which shipmen do *the* Hurricano call ...'[1] begegnet, und nun 1594 das 22. deutsche Amadisbuch den Riesen Huracan von der Hell bringt, so könnte man nach diesen nördlichen Belegen der drei Länder urteilen, es habe im ausgehenden 16. und im beginnenden 17. Jahrhundert bei weiteren Kreisen und besonders bei den Amerikafahrern selbst die Neigung bestanden, sich den huracan wie einen teuflischen Meeresdämon, jedenfalls als eine Ausgeburt der Hölle vorzustellen. Da ältere Beispiele (s. besonders Belege bei Murray) das span. *huracan* sachlich gebrauchen, mag in der Wendung zu mehr persönlichem Gebrauch eine jüngere Entwicklung vorliegen, die vielleicht spezifisch nordwesteuropäisch (britisch?) ist,[2] indem hier das Wort deutlicher als im Iberoromanischen als fremdes gefühlt wurde und im Verein damit die entsprechende Vorstellung als 'Unikum' stärkere sinnliche Eigenschaften entfalten mochte. — Nicht lange danach begegnen freilich im 17. Jahrh. derartige Belege für eine lebhafte Vorstellungsweise nicht mehr.

Als dann von neuem und mit größerem Erfolg als durch den Amadis der *huracan* = 'Orkan' über das Niederländische in die deutsche Sprache dringt, liegt, wenn man dem Fingerzeig des Grimmschen Wörterbuches folgt, eine solche lebendigere, personifizierende Anschauung beim Gebrauch des Wortes ebenfalls anfänglich weniger vor als in einer späteren Zeit, in der größere, neuer Mythenbildung fähige Dichter, namentlich Jean Paul und Lenau, es in einer Weise zu verwenden verstehen, als handle es sich um eine Erscheinung, die sich das Volk fast so leibhaftig vorstelle wie die Fata Morgana oder die Mesnie Hellequin. Man könnte ähnlich an eine besondere Leistung Shakespeares denken (zumal da er gegenüber sonstigem Gebrauch des Wortes — wie auch Drayton an einer Stelle — bei *hurricano* die Wasserhose und nicht den Wirbelsturm an sich im Sinne hat. Aber er beruft sich auf die shipmen. Vielleicht würde auch das nicht allzu schwer wiegen, böte nicht in den beiden anderen angeführten Belegen der gleichen Zeit der Anschluß an den kirchlichen Vorstellungskreis (Hölle, diable) mehr Gewähr für eine verbreitete Anschauung. — Etwas Derartiges fehlt der reinliterarischen Entwicklung des deutschen 'Orkan' durchaus. — Für eine volkstümlich verbreitete Anschauung ist eine weitere Stütze die bei aller Phantastik doch recht geringe Orginalität des Verfassers des 22. Amadisbuches, der schwerlich anders als unter dem Eindruck irgendeiner ihm von außen her zugekommenen Vorstellung gerade für den Riesen Huracan und sonst keinen anderen den Zusatz 'von der Hell'[3] gewählt hat.

Halle a. d. S. W. Mulertt.

Q. 3: Hercantos; Folio 1: Hyrricano's; F. 2—4: Hurricano's. — The Cambr. Shakesp. VIII, p. 97 (1895) und sonstige moderne Ausgaben schreiben hurricanoes.

[1] Erstes Quarto (1609): Vvich Shipmen do the hurricano call ...

[2] Die deutsche Form *Huracan*, die dem span. *huracan* völlig entspricht, läßt sich lautlich nicht durch die englischen (s. Murray), höchstens durch die französischen Formen vermittelt denken (vgl. Dict. Gén.).

[3] Der volle Name erscheint nur bei der ersten Nennung, sonst stets Huracan schlechthin. — Wort und Begriff 'Hölle' ist in den letzten Amadisbüchern trotz deren Ausdehnung selten. Ich entsinne mich nur, in Buch 24, Kap. 77 und 82 — auch für Riesen und für Kampf mit Riesen — die Ausdrücke 'Hellische Geyster' und 'Hellische metzig' gelesen zu haben.

Ein provenzalisches Sprichwort.

Die beiden letzten Verse der von Hs. P überlieferten und im 'Archiv' 50, 274 abgedruckten Cobla *Nuls homs non deu* (Gr. 461, 181) lauten:

Mas ses acho dis lo proverbis plans:
Qe fai son pron non ereza sas mans.

Kolsen, 'Zwei provenzalische Sirventese nebst einer Anzahl Einzelstrophen' (Halle 1919) bemerkt dazu S. 22 Nr. 22, daß Cnyrim, 'Sprichwörter' S. 35 no 364 *non ereza sos mans* schreibt, fragt mit Recht, wie dies zu verstehen sei, und schreibt seinerseits: *Qi fai son pron no·n negrejan sas mans* 'Wenn einer einen Schnitt macht, werden seine Hände davon nicht schmutzig'. Die Änderung in der zweiten Hälfte des Verses ist sehr gewaltsam.[1] Zwar belegt Raynouard einmal *negrejar* aus dem Elucidari, aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß man nur eine leichte Änderung vorzunehmen, nämlich *oreza* für *ereza* zu lesen hat, falls nicht vielleicht *oreza* schon in der Hs. steht. Aber auch in dem ersten Teile des Verses braucht für *Qe* nicht *Qi* gesetzt zu werden, wenn die Hs. wirklich *qe* aufweist, denn beziehungsloses *que* für *qui* begegnet auch sonst, s. 'Zs. f. rom. Phil.' XXVII, 599, Anm. 1 und 'Archiv' 136, 333. Der ganze Vers muß daher lauten: *Qe fai son pron, no'n oreza sas mans* 'Wer das tut, was ihm Vorteil bringt, beschmutzt deshalb seine Hände nicht'. Das Sprichwort selber ist mir sonst im Provenzalischen nicht begegnet, dagegen trifft man es im Norden an in den 'Proverbes au vilain' ed. Tobler Nr. 11, V. 7 in der Form *qui fait son prou, ne cuit sa main*, während die Fassung in den Hss. F*β* mit *ne congie sa main* und diejenige in einer lateinischen Predigt mit *ne solle ses mains* (s. die Anmerkung von Tobler) genau zu der provenzalischen stimmt.

Jena. O. Schultz-Gora.

Cleomades-Fragmente.

Die Geringschätzung, der die Literatur des Mittelalters im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus verfiel, hat einen weit größeren Verlust mittelalterlicher Handschriften verschuldet als die folgenden Jahrhunderte, in denen die alten Kodizes Gegenstand des bibliophilen oder antiquarischen Interesses, später der gelehrten Forschung wurden. Zeugen dafür sind die zahlreichen Einbände von Drucken der Inkunabelzeit und des 16. Jahrhunderts, zu denen Teile von zerschnittenen Pergamenthandschriften als Umschläge, Schutzblätter, Falzen, von Papierhandschriften als Pappen der Deckel Verwendung gefunden haben. In die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ist denn auch der Untergang einer wertvollen Pergamenthandschrift von Adenets Cleomades zu setzen, von der ich jüngst in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin spärliche Bruchstücke in dem Einband der 1530 in Paris gedruckten Reden und Briefe des Juristen und Philologen Christophe de Longueil[2] (1488—1522) gefunden habe. Dem Drucke

[1] Auch die Änderungen, die K. in den schlecht überlieferten Versen 4 und 6 der Strophe angebracht hat, sind recht starke, ohne daß sich ein zufriedenstellender Sinn ergibt.

[2] Christophori Longolii Orationes ... Eiusdem Epistolarum libri quatuor ... Accuratione, typis et impensis Jodoci Badii Ascensii, in inclyta Parrhisiorum Academia 1530. Standnummer des Berliner Exemplars: Xh 2451.

gleichzeitig ist sowohl der Ledereinband, dessen blinde Deckelpressung von mehrfachen, ein freies, mit wenigen Lilienstempeln geziertes Mittelfeld umrahmenden Borden in typischer Renaissanceornamentik gebildet wird, als auch die zweimalige Eintragung *Langloys* auf dem Titelblatt, in der wir wohl die Hand des ersten Eigentümers erkennen dürfen. In den Besitz der ehemaligen Königlichen Bibliothek gelangte der Druck durch den Kauf der Spanheimschen Sammlung (1701). Ezechiel Spanheim hat als brandenburgischer Gesandter in Paris (1680—89, 1698—1701) einen sicher nicht geringen Teil seiner bedeutenden Bücherschätze gesammelt; man darf vermuten, daß er damals auch die Orationes des Longolius erworben hat.[1]

Die Fragmente der Handschrift bestehen aus zwei Pergamentstreifen (16,3 × 6,1 cm), die zur Befestigung der Heftfäden zwischen Deckeln und Buch eingefalzt waren. Der eine Streifen, dem Blattrand der sehr breitrandigen Handschrift entstammend, ist völlig unbeschrieben. Die seitlichen Ränder und Ecken des anderen sind beschnitten, das Schriftfeld aber, der obere Teil eines zweispaltig beschriebenen Blattes, ist in seiner ganzen Breite (14 cm) erhalten, und zwar von jeder Spalte die ersten acht, zusammen also 32 Verse. Sie entsprechen den Versen 5271—5278, 5299—5306, 5327—5334, 5355—5362 der Ausgabe von van Hasselt.[2] Die Übereinstimmung der verlorenen Handschrift mit der Arsenalhandschrift in der Verszahl, die durch die gleichmäßigen Lücken von je 20 Versen in dem Fragment wahrscheinlich ist, vorausgesetzt, ergibt sich als Gesamtzeilenzahl der ursprünglichen Spalte 28, als die Höhe des Schriftfeldes 14 cm. Die mittelgroße, kräftige Buchschrift zeigt die Hand eines Schreibers, dem die Klarheit des Schriftbildes genügte, der aber keine Regelmäßigkeit und schöne Gestaltung der Züge erstrebte. Die Verse sind abgesetzt, ihre Anfangsbuchstaben gleichmäßig vorgerückt, die größeren Abschnitte beginnen mit abwechselnd roten und blauen Initialen von doppelter Zeilenhöhe, die durch kalligraphische, auf dem Rand sich verlaufende Schnörkel verziert sind.[3]

Der Cleomades-Roman liegt in einer guten Überlieferung vor. Mehrere Handschriften gehen noch in das 13. Jahrhundert zurück und dürfen so als annähernd gleichzeitig mit der Entstehung des Gedichtes[4] gewertet werden.

---

[1] s. F. Wilken, 'Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin', Berlin 1828, S. 54 ff., 185. — Aus Spanheims Besitz stammt auch das von Marie de Gournay, der Freundin und Verehrerin Montaignes, handschriftlich durchkorrigierte Exemplar der Folioausgabe seiner Essays (Paris 1635), welches H. Morf kürzlich als Eigentum der Berliner Bibliothek wiedererkannt hat; s. Sitzungsbericht der Berliner Akademie, Jg. 1917, S. 517.

[2] Li Roumans de Cléomadès par Adenès li Rois. Publié par A. van Hasselt. Bruxelles 1865.

[3] Die Pergamentstreifen sind nun von dem Druck getrennt und als Ms. Gall. 8⁰ 34 der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek inventarisiert.

[4] Letztes Viertel des 13. Jahrhunderts, nach 1280 und wohl bereits vor der Ernennung Roberts II., des Grafen von Artois, zum Regenten von Sizilien (1285) und dem Tode König Philipps des Kühnen (1285), s. A. Bovy, Annales de la Société d'archéologie de Bruxelles T. X (1896) S. 458, Gröber im Grundriß der romanischen Philologie II, 1, S. 780, beide indes in den chronologischen Angaben nicht völlig zutreffend. — Die Handschriften sind in zeitlicher Folge, die auf die Angaben der Kataloge sich stützt: 13. Jh. Arsenal 3142, Bibl. Nat. 24 404 — 13.—14. Jh. Bibl. Nat. 24 430 — 14. Jh. Bibl. Nat. 1456 — 14.—15. Jh. Bibl. Nat. 24 405 — 15. Jh. Bibl. Nat.

Die Handschrift der Arsenalbibliothek gilt seit P. Paris als wahrscheinlich unter den Augen des Dichters entstanden.[1] Die treffliche Wiedergabe der in ihr enthaltenen Miniatur, welche Adenet vor seinen Gönnerinnen kniend darstellt, und der sie begleitenden Verse in H. Suchiers Geschichte der altfranzösischen Literatur (2. Aufl. 1913, S. 211) gestattet einen bequemen Vergleich des Schriftcharakters beider Handschriften. Das paläographische Bild der Berliner Fragmente (B) ist zweifellos das altertümlichere. Nicht nur herrscht, um nur die für die zeitliche Bestimmung wichtigeren Buchstaben zu vergleichen, in B durchaus das alte a mit dem überragenden, oben nach links gekrümmten Schaft vor, neben dem nur ganz vereinzelt die späteren Formen sich finden: das doppelstöckige a und das Sack-a, bei dem die Ausbuchtung die Höhe des Schaftes erreicht und sich mit ihm vereinigt hat, auch bei t überschreitet der Schaft nie die Linie des auch nach links kräftig ausladenden und so t von c deutlich trennenden Querbalkens, im Wort- und Versauslaut erscheint nur das lange ſ, der i-Strich findet sich nur, wenn der Buchstabe neben n oder u steht. Die Arsenalhandschrift dagegen kennt nur das doppelstöckige a, der Schaft des t ist regulär über den Querbalken erhöht, neben dem langen ſ findet sich auch das runde im Auslaut, in der Kennzeichnung des i durch den Strich ist der Schreiber viel weniger sparsam — alles Merkmale, die an sich auf eine jüngere Hand deuten und aus denen man eine frühere Datierung von B ableiten möchte, wenn nicht, wie immer bei der Anwendung paläographischer Kriterien, die Rücksicht auf individuelle und lokale Eigenart des Schreibers und der Schule, die Möglichkeit einer archaisierenden Schreibung infolge minder starker Neigung, der neuen Schriftmode zu folgen, Vorsicht geböten. Jedenfalls liegt in B das Fragment einer Handschrift des 13. Jahrhunderts vor, vielleicht der ältesten Cleomades-Handschrift überhaupt.

Die neuen Bruchstücke geben Anlaß, den Text van Hasselts an zwei Stellen zu bessern: 5273 *au roi Carmant* und 5357 *saisist l'oreillier*; die einzige fehlerhafte Lesart von B der Arsenalhs. gegenüber — 5357 *Si une* — ist von dem Rubrikator durch Wahl der falschen Initiale verschuldet. Alle übrigen Varianten, die ich in den Anmerkungen genau verzeichne, sind rein sprachlicher Art. Trotz der Kürze der Fragmente läßt sich nicht verkennen, daß nichtfranzische Eigentümlichkeiten, die auch für die Sprache Adenets gesichert sind,[2] stärker hervortreten als in der Arsenalhs.: in der fast regelmäßigen Verwendung von s für ausl. z, die auf den pikardischen Schwund des Dentals in der Verbindung ts hinweist, wohl auch in du 5274) und in der Bevorzugung von o, gegenüber z, dou[3] und ou (eu) der Arsenalhs.

19 165, Bern 238. Die von Gröber a. a. O. noch angeführte Hs. Bibl. Nat. 12 561 (15. Jh.) ist dagegen, wie dem Katalog zu entnehmen ist, nicht Adenets Gedicht, sondern eine der Prosaauflösungen, die P. Paris, Histoire littéraire de la France T. XX (1842) S. 718, erwähnt.

[1] P. Paris a. a. O. S. 710; Hasselt a. a. O. S. XXVII; A. Scheler in der Ausgabe der Enfances Ogier (Bruxelles 1874) S. VIII; H. Suchier a. a. O. S. 211.

[2] Vgl. Bovy l. c. XII (1898) 23 ff.; F. Abée, Laut- und Formenlehre zu den Werken des Adenet le Roi, Dissertation, Halle 1905.

[3] Zu du, dou vgl. G. Rydberg, Kritischer Jahresbericht der roman. Philologie VI, 1, 225.

In dem nun folgenden Abdruck sind die Auflösungen der Abkürzungen durch kursive Schrift, Ergänzungen durch eckige Klammern gekennzeichnet.

Ra:

5271 'Car ai*n*z p*ar* lui ne vi*n*t nul ior
Fors q*ue* tout b*ien* *et* toute honor.'
Ai*n*si au roi Carma*n*t p*ar*loient
Du meillor *con*fort *qu*'il sauoie*nt*.
5275 Mais cil *con*fors sa*m*bloit petis
Au roi. Lors s'est de là p*ar*tis;
[Ca]r il n'ert pas aseürés
[Que cil confo]rs fust verités.[1]

Rb:

B*ie*n vit q*ue* il n'estoit pas liés;
5300 Lors cuida q*u*'il fust deshaitiez.
'Q*u*'est ce, Sire, fait il, k'auez?
V*ous* me sa*m*bles touz esfreés.
Ai*n*z mais e*n* tel poi*n*t ne v*ous* vi;
M*ou*lt e*n* ai le cuer esmari.'
5305 Dist li rois: 'Mal aues gardée
[Clarm]o*n*dine. Mar la ui née.'

Va:

5327 *Com*munaume*n*t dedens e*n*trere*n*t.
Les trois damoiseles trouuere*n*t;
Q*u*i dormoie*n*t, ce leur sambloit;
5330 *Et* qua*n*t le lit sa fille voit
Li rois, *et* pas ne l'i trouua,
Seur le lit de duel se pasma.
Q*u*ant les damoiseles ce uire*n*t,
E*n* plora*n*t m*ou*lt tost se uestire*n*t.

Vb:

5355 Aussi q*u*'eles fusse*n*t deruées,
Se sont seur le lit adentées.
Si une saisist l'orelier
Et le pre*n*t fort à enbracier
Et l'autre le cueurechief pre*n*t
5360 *Et* le baise piteuseme*n*t;
La tierce aërt le couu*er*t[or].
Là demenoient tel [dolor] ...

Ausgabe von van Hasselt: 5271 ains, jour — 5272 hounour — 5273 à roi — 5274 Dou meilleur — 5277 asseürez — 5278 veritez — 5299 liez — 5302 samblez tous effréez — 5303 Ainc — 5305 avez — 5327 dendenz — 5357 Li une saisi l'oreillier — 5358 embracier.

Berlin. Karl Christ.

Zum *Planch* des Bertran Carbonel.

Es versteht sich, daß das Verfahren von C. Fabre, in dem Klagelied des B. Carbonel *S'ieu anc nulh temps* von den beiden Namensinitialen *p G* der Hs. (R) das *p* einfach zu streichen und für *G* ein *C* einzusetzen, das nunmehr = Cardinal sein soll, ein ganz willkürliches ist, aber auch Bertoni ist kürzlich im 'Archivum romanicum' II, 252 ff. sehr in die Irre gegangen.

[1] Die in Klammern stehenden Buchstaben sind völlig, von den übrigen der letzten Zeile die unteren Hälften dem Beschneiden zum Opfer gefallen. Das gleiche gilt auch von den letzten Zeilen der übrigen Abschnitte.

wenn er mit Bestimmtheit behauptet, in der Hs. stünde gar nicht *G*, sondern *s*, und wenn er ein vermeintliches *p s* auf Pons Santolh (de Tolosa), den Schwager des G. de Montanhagol deutet. Einmal wird der Name Pons nicht mit *p* abgekürzt, und noch viel weniger der seltene Name Santolh mit *s*, dann aber ist der Umstand außer acht gelassen worden, daß bei B. Carbonel auch Gr. 82, 9, V. 49, 54 (Appel, Ined. S. 78) *Peire Guillems* begegnet, sowie daß auch Gr. 82, 18 die Anfangsbuchstaben *P. G.* erscheinen[1] (Appel, Ined. S. 82), und drittens ist es nicht richtig, daß in der Hs. ein *s* steht. Bertoni hat nicht genau zugesehen, sonst hätte er schon auf der photographischen Wiedergabe, die er von der Stelle beibringt, bemerken müssen, daß andere krause *s* der Hs. wesentlich anders aussehen als sein in Frage kommendes, und daß überdies der Schreiber am Anfang der Wörter ein langes *s* zur Anwendung bringt. Die Sache liegt einfach so, daß von einem Stück des linken Bogens des *G* (die Druckerei besitzt keine Letter für die Form des großen Buchstabens, wie sie in den Hss. erscheint) die Tinte verschwunden ist, wahrscheinlich infolge von Herüberwischen mit den Fingern von seiten der Benutzer der Hs. Ergänzt man die Lücke des Bogens, so erscheint sofort das *G*, das bekanntlich im Süden wie im Norden die gewöhnliche Abkürzung für *Guillem, Guillaume* ist. Vermutlich war zur Zeit Raynouards, der ohne weiteres *G* las (Choix V, 99), der Buchstabe noch ganz intakt.[2] Es ist mithin klar, daß es beim alten zu bleiben hat, nur daß man wegen des Versmaßes das *p* nicht in *peire*, sondern in *peir* (also *en Peir Guillem*) aufzulösen hat, welche Form, wie das schon Springer bemerkt hat, auch sonst bei den Trobadors begegnet. Auch in der Wissenschaft gibt es eine Geschäftigkeit, die hysterisch anmutet, und die nur vom Übel sein kann.

Jena. O. Schultz-Gora.

Italienisches zum Tartuffe.

In Band 134 dieser Zeitschrift habe ich darauf hingewiesen, daß *tartuffo* schon vor Molière in Italien in der Bedeutung von Betrüger gebraucht wurde. Daneben gab es eine weibliche Form *tartuffa*, von der keines der mir zugänglichen italienischen Lexika Notiz nimmt. In dem *Petrarchista* des Ercole Giovannini, zum erstenmal gedruckt Venedig 1623, wohl aber wesentlich früher verfaßt, heißt es auf S. 142: *Non dite nulla, che rassembra li pensieri, atti, e parole d'amore alle Tartuffe.* Die inhaltliche Erklärung der Stelle, die einem angeblichen Traum Petrarcas entstammt, würde zu weit führen; es genügt hier, daß *amore alle Tartuffe* eine auf materiellem Interesse beruhende Liebe bedeutet. Der Zusammenhang sowie das am Rand vermerkte Stichwort *Tartuffe* beweisen, daß es sich um einen damals bekannten und gebräuchlichen Ausdruck handelt.

Tartuffe selbst steht in enger Verbindung mit dem *Pedante,* von dem Gabriello Simeoni in seinen 'Satire alla berniesca' (Torino 1549) sagt:

[1] Ob der hier geschmähte P. G. mit dem *p G* des *Planch* identisch sei, ist ein kleines Problem für sich, über das sich Springer, 'Klagelied' S. 63 verbreitet hat.

[2] Man vergleiche damit die Tatsache, daß in den Briefen Rambauts Tobler vor Jahren verschiedene Stellen ganz anstandslos hat lesen können, die jetzt auch mit der Lupe nicht mehr zu erkennen sind; dies gehört in das Kapitel der sorglosen, weil nicht genügend beaufsichtigten Behandlung von Manuskripten durch die Benutzer von Hss. der Nationalbibliothek.

Di natura è il pedante aspro e villano,
implacabile, avaro, e discortese,
crudel, superbo, sospettoso, e vano.
Prima s'acconcia in casa per le spese,
poi quel Margutte ognun si caccia sotto,
e del tutto è padrone in men d'un mese.

In *Cene* II, 7 des Grazzini (Lasca) wird der Pedant in ähnlicher Weise wie der Held der Molièreschen Komödie in die Falle gelockt, und *Cene* II, 8 erzählt von einem Priester, *il più tristo e maggiore ipocrita,* der aus der Bloßstellung seiner Liebespläne durch List und Geistesgegenwart als *mezzo santo* hervorgeht. Die *Cene,* verfaßt um 1560, wurden erst 1743 zum ersten Male gedruckt, sie kommen also als Quelle Molières kaum in Betracht, sie beweisen jedoch, daß er mit Bausteinen arbeitete, die in Italien längst vorhanden waren. Zum Verständnis des *Tartuffe* ist es von Wichtigkeit, daß der italienische *Pedante* im Laufe des 16. Jahrhunderts aus einer komischen und belachten Persönlichkeit zu einer gefürchteten und gehaßten geworden war, die, wie schon aus der Schilderung Simeonis hervorgeht, mehr aus Herrschsucht als aus Lüsternheit handelt.

Berlin. Max J. Wolff.

Von Goethe über Heine zu Victor Hugo.

In einem Paralipomenon zur 'Campagne in Frankreich 1792' hat Goethe sich notiert: 'Marseiller Marsch Te Deum der Franzosen'; diesen Einfall benutzte er in der an die 'Campagne' anschließenden 'Belagerung von Mainz', wo er (Weimar. Ausg. 33, 308; Jub.-Ausg. 28, 246) von der Marseillaise als dem 'revolutionären Te Deum' spricht; vgl. G. Roethe, *Goethes Campagne in Frankreich 1792,* Berlin 1919, S. 228, Anm. 1. Offenbar gefiel dies Wort und der darin enthaltene Vergleich Heine; er vertauschte behend die beiden Glieder und charakterisierte in seinen Aufsätzen 'Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland' Luthers 'Ein feste Burg ist unser Gott' als 'die Marseiller Hymne der Reformation' (Elster 4, 200). Diese Aufsätze waren bekanntlich ursprünglich für ein französisches Publikum bestimmt und zuerst in der *Revue des deux mondes* 1834 erschienen. Hier wird sie vermutlich auch Victor Hugo gelesen haben; denn mehr als dreißig Jahre später lesen wir in seinem Buch über *Shakespeare* (*Edit. Hetzel in 16*0, p. 73): *Le choral de Luther est un peu une marseillaise.*

Berlin-Halensee. Erich Loewenthal.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Friedrich Gundolf, Goethe. 3., unveränd. Aufl. Berlin, Bondi, 1917. VIII, 795 S.

Odi profanum vulgus et arceo — Horazens Vers steht zwar nicht Wort für Wort, aber immerhin recht deutlich am Eingang von Gundolfs Goethewerk: er wird umschrieben durch die Worte, mit denen der Verfasser Art und Ziel seines Buches darlegt. Keine Biographie im gewöhnlichen Sinne will er geben; nur insofern er sich im Kunstwerk ausdrücke, habe ja der Künstler, wolle er als solcher zu Recht seinen Namen tragen, Dasein; außerhalb seiner Kunst gebe es nicht nur kein wissenschaftliches Recht, sondern nicht einmal eine wissenschaftliche Möglichkeit, sein Leben zu erfassen. So ganz anderer Art sei nämlich das Erleben des Künstlers als dasjenige des 'unkünstlerischen Menschen (in unserer Welt also des Bürgers aller Stände), daß sein Erleben und der Ausdruck seines Erlebens (beides ist wesentlich eines) von diesem nie verstanden werden' können. Eigentlich sollte man erwarten, daß so mancher, der diese Begrüßung auf S. 2 liest, auf die übrigen fast 800 Seiten verzichtet, weil sie ja doch über seinen Gesichtskreis hinausgehen müssen; zum Glück bezeichnet aber 'Bürger' im hier angewandten Sinne etwas, was heute um Gottes willen niemand mehr sein will; jedenfalls ist als erfreuliche Tatsache festzustellen, daß von dem 1916 erschienenen Buche im folgenden Jahre schon eine dritte Auflage (5. und 6. Tausend) vorlag und daß nach Zeitungsberichten 1918 auch diese schon wieder vergriffen war. Nun, wir wollen nicht darüber spekulieren, ob die Zahl der Goetheverehrer jenseits des Bürgertums schon so groß ist, um aus sich heraus einen solchen Erfolg zu tragen, oder ob dieser nicht etwa gerade durch den verachteten Bürger zustande gebracht worden ist, der es trotz aller harten Worte nun einmal nicht lassen kann, sich als 'Bildungsträger' zu betätigen. Wenn wir uns schon erlauben, die priesterlich wegweisende Gebärde des Verfassers nicht gerade an ihrem Orte zu finden an der Schwelle eines Buches, das sich doch einmal an die Öffentlichkeit wendet, so ist der Erfolg, den es trotzdem gefunden hat, jedenfalls verdient.

Was Gundolf will, läßt sich nicht besser sagen, als es auf seinem Titelblatt in einem Worte zu lesen ist; es handelt sich für ihn darum, darzustellen, was 'Goethe' ist. Das ist ein viel ehrgeizigeres Ziel, als sich der Biograph steckt, der 'Leben und Werke' seines Helden zu erzählen und zu erklären verheißt: der hat den Faden des Lebens, und, Perlen gleich, folgt an ihm ein Werk dem anderen. Nach Gundolf kann man so nicht hoffen, einem Künstler in seinem Wesen nahezukommen; die Vorfälle seines Lebens können uns nur insofern angehen, als in ihnen und durch sie sich etwas von seinem eigentlichen Sein offenbart — im übrigen aber sind die eigentliche Offenbarung seines Wesens seine Werke. In ihnen lebt er, in ihnen allen, wenn auch nicht in jedem in gleicher Weise, am meisten dort, wo seine Kunst sich die vollkommenste Form geschaffen hat. So gilt es denn überall, Zufälliges vom Notwendigen zu scheiden, zum eigentlichen Kraftzentrum vorzudringen; ungemein anziehend sind da die methodischen Ausführungen (S. 9 bis 28), die der eigentlichen Darstellung vorausgeschickt werden, an sich und in ihrem Gegensatz zu dem, was man gemeinhin Goethephilologie nennt. All die Freude des Philologen am Unedierten, an der Frage der Quellen, an der Durchleuchtung der Umwelt ist für Gundolf etwas von der Sache Ablenkendes; wer Goethe erkennen will, hat seine Gespräche, seine Briefe, seine Werke, und unter diesen sind die unmittelbarsten Zeugen seines Ichs die Werke, weil und insofern sie der reinste Ausdruck des Künstlers Goethe sind. Das mag hier fast selbstverständlich klingen, weil der Berichterstatter

kürzen und zusammendrängen muß; wer den ganzen Gegensatz dieses Werkes zur philologischen Goethebiographie ermessen will, lese die Ausführungen selbst nach — hier genüge es, um den Unterschied wenigstens anzudeuten, darauf hinzuweisen, wie sorglich die Biographen die Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Werkes darzulegen pflegen, Gundolf dagegen drängt hin zum fertigen Werk als dem vollendeten Ausdruck des künstlerischen Wollens, frühere Stufen ziehen ihn eigentlich nur an, wenn sie als in sich bestehende Werke aufzufassen sind (*Urfaust, Theatralische Sendung*), und als solche werden sie dann besprochen, nicht um ihrer selbst willen, sondern insofern sie Aufschluß geben über das innere Leben dessen, der hinter ihnen steht, des Künstlers Goethe.

Jeder bisherige Biograph hätte wohl gesagt, daß das auch sein Ziel sei; Gundolf wird nicht müde, in immer neuen Wendungen zu betonen, daß, wer Goethes 'Leben und Werke', sein 'Leben und Schaffen' darzustellen unternehme, schon durch die Art, wie er sich sein Thema stelle, sich selbst und andere in bester Absicht irreführe. Werke und Schaffen *sind* ja das Leben. Wie wir die Pflanze nur in ihren Lebensäußerungen, in ihrem Grünen, Blühen, Früchtetragen und Verwelken haben, so den Dichter nur in dem, was wir als sein Wirken besitzen; nur von diesem aus können wir uns ihm also nähern, nur als Schaffender geht er uns an, alles andere ist als gleichgültig zu betrachten. Kann man es deutlicher sagen als mit der scharfen Gegenüberstellung dieses Satzes: 'Goethe hat nicht die Friederikenlieder gedichtet, weil ihm Friederike begegnet ist, sondern weil Friederikenlieder in ihm schwangen, hat er die Friederike gesehen'? Gundolfs Einfühlungskunst, sein ästhetisches Empfinden, all sein Wissen um Goethe wird nun in den Dienst der einen Aufgabe gestellt, Goethes Dichtungen als den Ausdruck seines Seelenzustandes, seines Wesens und Trachtens zu verstehen und verstehen zu lehren — soviel man also bei ihm von dem nicht findet, was man sonst in Biographien sucht, so ehrgeizig ist doch sein Bestreben, den ganzen, den vollen Goethe zu geben, von den ersten Äußerungen erwachenden Selbstbewußtseins bis zum letzten Hauch des Olympiers. Als Biographie haben wir also dennoch sein Werk anzusprechen, freilich als Biographie besonderer Art: über Vorgänge von Goethes äußerem Dasein wird sich hier niemand Rats erholen können, niemand wird hier auch auf seine Rechnung kommen, der sich erst einführen lassen will in die Kenntnis seiner Werke, aber mit allem Nachdruck, aller Ausführlichkeit wird gezeigt, wie sich der einzige Deutsche, in dem 'eigenes Schicksal, eigene Schöpferkraft, eigene Gestalt' zu völliger Harmonie gelangt sind, in seinen Werken offenbart.

So hätte Gundolf denn gar nicht zu betonen brauchen, daß er für einen engeren Kreis schreibt. Wenn derjenige, der die Punkte fassen will, an denen Goethe am meisten seine Gestalt gibt, den Dichter als Ganzes erlebt haben muß, so muß auch derjenige, der einer solchen Darstellung folgen will, schon das seine getan haben, muß sich mit der dichterischen Persönlichkeit Goethes vertraut gemacht haben. Hier ist denn der Punkt, wo ein Wort einzulegen ist für die Goethephilologie. Von vornherein: Gundolf ist keiner von denen, die ihr Böses nachsagen, aber sie ist ihm einigermaßen gleichgültig als eine Betrachtungsart, die möglich, ja notwendig nur dann ist, wenn man die Kunst als individuelle, willkürliche Beschäftigung betrachtet — für ihn ist sie freilich nichts weniger als das, sondern ursprünglicher Zustand des Menschentums, ihre Werke sind nicht Auslösungen, Abbildungen, Erläuterungen eines individuellen Lebens, sondern Ausdruck, Gestalt, Form der Künstlerpersönlichkeit. Recht und Notwendigkeit seiner Betrachtungsweise ergibt sich aus dieser Anschauung, das ganze Buch legt überdies Zeugnis dafür ab, daß Gundolf der Mann seiner Aufgabe ist, und jeder wird ihm dankbar sein für das Werk, das er dem Volke Goethes darbringt. Aber trotzdem — wäre diese Aufgabe lösbar gewesen ohne die

lange, hingebende Arbeit der Goethephilologie mit ihren Ausgaben, Biographien, Erklärungen, ohne die Durchleuchtung der gesamten Umwelt Goethes? Gundolf redet keiner schöngeistigen Schwärmerei das Wort: 'Die Exaktheit und Reinlichkeit ist selbstverständliche Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Werke des Genius' — vergessen wir nicht, daß die Goethephilologie auch für Gundolf einen beträchtlichen Teil des Materials bereitgestellt hat, auf Grund dessen er nun seine Betrachtungsweise durchführt. Und ebenso hat sie auch Gundolfs Leser vorgeschult, mag das auch einem guten Teil von ihnen unbewußt sein, aber die Sache ist doch die, daß von diesen Lesern nur gar wenige ihr Verhältnis zu Goethe ausschließlich auf der Lektüre der Ausgabe letzter Hand aufgebaut haben.

Wenn nun Gundolf ohne die Goethephilologie sein Buch kaum zu schreiben vermocht hätte, so geht er doch nicht Wege, die diese ihn hätte weisen können; seine Arbeit beruht auf liebevollem Einfühlen in Goethes Dichtung und darüber hinaus in die Bedingungen hoher Künstlerschaft. Hinter Goethe erscheinen die Gestalten Dantes und Shakespeares, denen er an Genie ebenbürtig ist, die aber unter ganz anderen, wesentlich günstigeren Bedingungen schufen als er: noch gab es zu ihrer Zeit keine Bildungswelt, die sich zwischen Künstler und sinnlich unmittelbare Welt trennend einschob, noch war also nicht zu scheiden wie bei Goethe zwischen Ur- und Bildungserlebnis. Für die Erkenntnis des schaffenden Dichters ist also wesentlich, ob sein Werk Gestaltung eines Urerlebnisses ist, ob und wieweit Bildungselemente im Feuer seiner Kunst umgeschmolzen und mit dem Urerlebnis eins geworden sind oder aber ihrerseits den Charakter des Werkes teilweise, vielleicht auch vorwiegend bestimmen. Neben die stofflichen Kategorien treten formale: der Künstler findet sich lyrisch, symbolisch oder allegorisch mit seinem Stoff ab, was mit der Einteilung in Dichtungsgattungen nichts zu tun hat. Dies ist das Schema, das sich Gundolf für seine Betrachtungsart geschaffen hat, und Vorbedingung des Gelingens ist, daß dies neue Schema neue Erkenntnis übersichtlich macht. Das Ziel ist erreicht; Gundolf darf sich rühmen, daß er seine Leser auf seinem Wege in den innersten Bezirk Goethes führt — man wird anderswo eingehendere Würdigungen der Werke als Einzelerscheinungen in literargeschichtlicher oder ästhetischer Hinsicht finden, nirgends ist aber der Gesichtspunkt, sie als notwendige Erzeugnisse Goethes, als Ausdruck seines jeweiligen Seins zu erkennen und erkennen zu lehren, so folgerichtig und erfolgreich durchgeführt. Wieder darf man dabei nicht bibliographische Vollständigkeit verlangen: es ist leicht begreiflich, daß jene Erzeugnisse, die mit Goethes Innerem kaum etwas zu tun haben, die Gundolf glücklich als einen Teil seiner höfischen Amtspflichten bezeichnet (Festspiele, Maskenzüge, Gelegenheitsverse), nur gerade gestreift werden; nicht viel mehr bleibt übrig für jene Dichtungen, die nicht aus der Fülle des Ichs geflossen sind, sondern sich als bewußte Versuche darstellen, einer bestimmten Form Herr zu werden (*Achilleis*, die Episteln), oder aber als Gegenwirkungen auf wichtige Zeitereignisse und damit als Mittel zu bestimmten Zwecken (die Revolutionsdichtungen, *Des Epimenides Erwachen*). Aber selbst Hauptwerke wie *Egmont, Hermann und Dorothea,* ja auch *Götz von Berlichingen* müssen sich mit verhältnismäßig geringerem Raum begnügen, wenn und weil in ihnen Bildungs- und Urerlebnis nicht zu vollkommener Einheit verschmolzen sind — dabei ist denn die Art, wie Gundolf in jedem einzelnen Fall das Verhältnis erörtert, ungemein anziehend und reizvoll. Umgekehrt spielt bei anderen Werken, die sich als reine Erzeugnisse Goethischen Erlebens darstellen, Umfang, selbst ästhetische Vollendung keine bestimmende Rolle: die Wichtigkeit der physiognomischen Fragmente, von denen man sonst kaum hört, wird erkannt und überzeugend dargelegt, die *Wanderjahre,* die Alterslyrik bieten nicht geringeren Aufschluß zur Erkenntnis des Goethischen Seins als *Iphigenie* oder *Tasso.*

Gundolfs Buch ist ein Werk aus einem Gusse; man braucht natürlich nicht jede Einzelheit anzunehmen, aber nicht auf sie kommt es an, sondern auf die Betrachtungsart, und diese zwingt dazu, dem Verfasser von seinem einmal angenommenen Standpunkt aus zu folgen. Kann man seinen Standpunkt aber ablehnen? Dazu sehe ich keine Möglichkeit — wir werden freilich nicht sagen, daß dies Buch nun das Muster sämtlicher künftiger Dichterbiographien zu sein habe. Ein solches Buch kann als notwendig gelten, aber es wird es nur sein können auf Grund einer reichen vorangegangenen Entwicklung des Dichterstudiums; wie es vorliegt, erscheint es jedenfalls als ein Triumph scharf durchdachter, wissenschaftlicher Methode: kein Kapitel ist wegzunehmen, ich wüßte keins hinzuzufügen, ohne den stolzen Bau in seinen einheitlichen Linien zu gefährden. Wohl aber wird man auf einige Stellen hinweisen dürfen, an denen Gundolfs Art als besonders fruchtbar geworden erscheint.

Wenn mit Goethe etwas Neues, Einzigartiges in unsere Literatur seinen Einzug hielt, so muß das sich von vornherein bei den Schöpfungen zeigen, die als der erste Ausdruck seines eigentlichen Seins zu gelten haben; ein neues Erlebnis muß sich in ihnen offenbaren, und da neuer Wein nicht in alte Schläuche gegossen werden kann, muß dies neue Erlebnis auch in Sprache und Rhythmik neuen Ausdruck finden: diese Verbindung macht Gundolf schier greifbar anschaulich, wie er überhaupt für die Charakteristik von Art und Entwicklung der Goethischen Lyrik im engeren Sinne auf allen Stufen von der ersten Regung neuen Gefühls im Leipziger Liederbuch bis zur erschütternden Tragik der Marienbader Elegie die fruchtbarsten Gesichtspunkte gibt. Als Probe auf das Exempel muß es sodann für ein Werk wie dasjenige Gundolfs gelten, ob es die Einheit des Goethischen Wesens, ein notwendiges Werden und Wachsen auch da nachweist, wo man nur allzuoft von einem Bruch der Entwicklung geredet hat. Natürlich ist die Theorie von dem Goethe 'diesseits von Weimar' als dem eigentlichen, dem deutschen Goethe nicht erst von Gundolf widerlegt worden, natürlich hat schon vor ihm das beste Bemühen der Biographen der Aufgabe gegolten, seine Haltung gegenüber den großen geschichtlichen Ereignissen und Erscheinungen seiner Zeit verständlich zu machen. Trotzdem darf man sagen, daß gerade diese Abschnitte Gundolfs geeignet sind, in alledem ein für allemal eine tiefe Notwendigkeit aufzuzeigen, ein Verhalten, das mit dem innersten Wesen Goethes zusammenhängt, das nicht anders gedacht werden kann, wenn Goethe Goethe bleiben soll. Eine Notwendigkeit mußte es ferner sein, wenn alles ausgeschieden wurde, was als äußeres Erlebnis oder äußere Beziehung kein Verhältnis zum Kern Goethischen Wesens erlangte, dafür um so anschaulicher Ereignisse und Personen zu beleuchten, die schicksalsvoll für ihn wurden. Hier dürfen wir eine künstlerische Meisterschaft Gundolfs bewundern: er weiß Charaktere mit wenigen Strichen lebendig vor Augen zu stellen, er versteht die Wendepunkte, die bedeutsamen Erlebnisse in seiner Auffassung eindrucksvoll herauszustellen: Herder und Lavater, Frau von Stein und Christiane, Karl August und Napoleon, um nur einiges herauszugreifen, sehen wir in ihrer Bedeutung für Goethe, lernen sie erkennen als Teile seines Schicksals.

Die Eigenheit des Buches prägt sich auch in seiner Sprache aus. Ein starker Formwille beherrscht sie: sie soll den Gedanken des Verfassers bis ins letzte ausdrücken, und dazu muß sie hergeben, was sie an sinnverwandten Ausdrücken hat, damit in ihrer Summe sicher der vollständige Begriff enthalten sei. Er häuft gern die Adjektiva, um den Inhalt des Substantivums auszuschöpfen, er liebt die Antithese, den veranschaulichenden Vergleich; selbst das einzelne Wort muß dazu dienen, indem er gern durch die Trennung der Bestandteile (vgl. S. 61 Be-griffe, 112 um-schaut) die zugrunde liegende Anschauung hervortreten läßt. Bis auf die Zeichensetzung erstreckt sich in

Weglassung und Neueinführung dies Streben — das Ergebnis ist eine Sprache, die gewiß nicht immer einfach ist, die vielleicht auch hier und da einen preziösen Anflug hat, die aber wirkt wie ziseliert. An edlen Stoff ist feine und feinste Arbeit gewandt — wie immer gehört Verständnis, ja einige Kennerschaft dazu, sie ganz zu würdigen. Wer davon aber etwas mitbringt, der wird Gundolf für sein Goethebuch danken.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

W. J. Keller, Goethe's estimate of the Greek and Latin writers as revealed by his works, letters, diaries, and conversations. (Bulletin of the University of Wisconsin — Philology and Literature Series vol. 6, no. 1.) Madison (Wisconsin) 1916. 191 S. 40 Cents.

Um der Arbeit gerecht zu werden, muß man hervorheben, was sie will: nämlich bequem und vollkommen sachlich alle wichtigeren Äußerungen Goethes über die antiken Literaturen und ihre Autoren sammeln und zusammenstellen. Es handelt sich also nicht um ein Seitenstück zu dem Buche von Maaß (*Goethe und die Antike*), sondern um ein zweifellos recht mühsames, reichlich Geduld forderndes Unternehmen, das sich aber mit einem verhältnismäßig recht bescheidenen Ziele begnügt. Der Verfasser hat Goethes Werke in ihrem ganzen Umfang gelesen, hat sich jede Stelle, wo von griechischer und lateinischer Literatur oder von einem griechischen oder lateinischen Autor die Rede ist, ausgezogen, hat seinen Zettelvorrat dann geordnet (I Griechische, II Lateinische Literatur, Ia Epische Dichtung, Ib Frühe lyrische Dichtung usw.) und führt dann in den einzelnen Abschnitten in zeitlicher Reihenfolge die betreffenden Schriftsteller mit dem, was Goethe von ihnen zu sagen hatte, vor. Auf bloße Erwähnungen wird in Anmerkungen verwiesen, benutzt ist die Weimarer Ausgabe; eine chronologische Übersicht, die zeigen soll, an welchen antiken Schriftstellern Goethe zu den verschiedenen Zeiten seines Lebens besonderen Anteil nahm, ist hinzugefügt, ebenso ein natürlich unentbehrliches und die Arbeit erst brauchbar machendes Namensverzeichnis.

In der Tat, dies Namensverzeichnis ist die Hauptsache, und es wäre zu wünschen gewesen, daß in ihm nicht nur die Seite verzeichnet wäre, die dem betreffenden Autor gewidmet ist, sondern daß jede Seite angegeben wäre, wo er überhaupt erwähnt wird, denn Goethe nennt manchmal mehrere Namen gleichzeitig, und so hat auch Keller Wiederholungen nicht vermeiden können. Aber auch wie es ist, ermöglicht das Verzeichnis, Goethes Äußerungen über einen beliebigen Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber nachzuschlagen und festzustellen, wann und bei welcher Gelegenheit er ihn erwähnt. Das ist freilich auch alles. Gewiß sind viele dieser Goethischen Urteile anziehend und bedeutend, gewiß sind auch an und für sich manche nicht unwesentlichen Feststellungen zu machen, so über den Einfluß zeitgenössischer Übersetzungen auf Goethes Anteilnahme an bestimmten Schriftstellern, über die geringe Rolle, welche die Historiker (abgesehen von Plutarch) und die Redner spielen, aber all das geht ziemlich wirkungslos vorüber, weil eben ein Klassiker nach dem anderen aufmarschiert und über der langen Reihe mit ihren teilweise einförmigen Charakteristiken die Übersicht verlorengeht.

Nun, diese Dinge hängen damit zusammen, daß Keller eben nicht ein Buch zum Lesen, sondern zum Nachschlagen gibt, und in einem solchen mußte Vollständigkeit erste Rücksicht sein. Was er als Ziel sich gesteckt hat, ist erreicht, und als Ergänzung zu dem erwähnten Werke von Maaß soll uns seine Arbeit recht sein. Freilich nur als Ergänzung; ausschließlich wird man aus dem, was man bei Keller liest, ein Urteil über Goethes Stellung gerade zu den wichtigsten antiken Autoren nie aufbauen dürfen —

dafür ist eine Darstellung des Einflusses, den die Antike im ganzen, einzelne Schriftsteller im besonderen auf seine Dichtung ausgeübt haben, unerläßlich. Oder ist denn, um nur eins herauszugreifen, die Tatsache der „*Römischen Elegien* nicht ganz anders bedeutsam als die ganz nichtssagenden Äußerungen über Tibull (S. 169) und die, abgesehen von der einen durch Knebels Übersetzung, also zufällig, hervorgerufenen, nicht viel bedeutenderen über Properz? Sogar über die Zeit, in der dieser oder jener Autor im Vordergrunde stand oder vernachlässigt wurde, läßt sich nach den von Keller herangezogenen Quellen nicht abschließend urteilen. So heißt es z. B. (S. 26), daß Homer zeitweilig in den Hintergrund getreten sei; nur zwei Tassostellen, die wahrhaftig über Goethes Beschäftigung mit dem großen Epiker nichts sagen, sollen das Schweigen brechen, erst gegen Ende des Jahres 1793 erwache wieder das Interesse an ihm. Dazu ist doch zu sagen — und das gilt ziemlich allgemein für ähnliche Feststellungen —, daß man wohl nur behaupten kann, zu anderen Zeiten habe Homer tätigere Teilnahme bei Goethe gefunden, mit seiner Schätzung hat das aber nichts zu tun. Soundso oft wissen wir von Goethes Beschäftigung mit einem antiken Schriftsteller zu dieser oder jener Zeit ja nur durch eine zufällige briefliche oder mündliche Äußerung; wäre diese Äußerung nicht getan oder uns nicht überliefert worden, so hätte es dann sehr nahe gelegen, Folgerungen zu ziehen, die doch unberechtigt wären. Was die Behauptung anlangt, daß erst gegen Ende 1793 Goethe wieder Teilnahme für Homer zeige, so darf man daran erinnern, daß im ersten Vierteljahr 1793 *Reineke Fuchs* geschrieben wurde, dessen 'homerischen Ton' Schiller (Brief an Körner vom 12. 6. 1794) hervorhob. Also: aus Kellers Zusammenstellungen ist es wohl erlaubt, positive Folgerungen zu ziehen, negative setzen große Vorsicht voraus und bedürfen genauer Nachprüfung.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Il Codice Vercellese con omelie e poesie in lingua anglosassone, per concessione del ven. Capitolo Metropolitano di Vercelli, la prima volta interamente riprodotto in fototipia, a cura della Bibliotheca Vaticana, con introduzione del Prof. Dott. Massimiliano Foerster dell' Università di Lipsia. Roma, Danesi, 1913. [60 l.]

Es ist kein Produkt des völkertrennenden Krieges, sondern ein Werk, das im letzten Friedensjahr noch ein deutscher Forscher in Verbindung mit einem italienischen Domkapitel und mit der päpstlichen Bibliotheksverwaltung geschaffen hat zur Förderung des Studiums der ältesten Literatur der Engländer: also ein internationales Werk im besten Sinne des Wortes. Man sieht nur eben bei diesem internationalen Charakter, der durch das päpstliche Wappen auf dem Einband symbolisiert wird, nicht ein, warum der deutsche Professor, wenn er im Auftrag der päpstlichen Bibliothek ein Werk herausgibt, italienisch schreiben muß. Es ist doch am allerwenigsten für Italiener bestimmt, sondern fast ausschließlich für Deutsche, Engländer und die kleineren germanischen Völker; nur diese beschäftigen sich mit angelsächsischer Literatur. Warum hat also der deutsche Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek nicht erreicht, daß der deutsche Professor seine Arbeit, die hauptsächlich für Deutsche bestimmt ist, auch deutsch drucken lassen darf? Das ist die peinliche Frage, die sich jedem unparteiischen Leser aufdrängen wird. Das internationale Latein als Sprache des Papstes hätte man doch eher erwartet als das beschränkt nationale Italienisch.

Und dieser Schönheitsfehler wird noch verstärkt durch die in italieni-

schen Publikationen ja nicht seltene Unart der Übersetzung der Eigennamen: daß auf dem Titel statt Max Förster ein Massimiliano Foerster erscheint, hätte vielleicht doch verhindert werden können. Aber diese üble Gewohnheit führt dann zu ärgster Inkonsequenz im Buche selbst: neben dem Massimiliano steht fröhlich S. 55, 56, 57 Max Förster, neben Giacomo Grimm S. 11 steht Jacopo Grimm S. 53; nebeneinander stehen Giorgio Filippo Krapp und Carl Richter auf derselben Seite. Ich selbst muß mich als Volfango Keller S. 11 wiederfinden. Vielleicht ist in dieser Hinsicht unser Geschmack durch den Krieg erzogen worden; jedenfalls glaube ich nicht, daß in Zukunft der deutsche Gelehrte so leicht auf seinen deutschen Namen verzichten wird.

Es tut mir leid, daß ich mit diesem Protest die Besprechung des prächtigen Werkes beginnen mußte: er betrifft aber ja nur das äußere Kleid. Über das Werk selbst dürfen wir uns ohne Einschränkung freuen. Wir hatten ja schon ein Faksimile der wertvolleren Teile des berühmten Codex, da Wülker 1894 die poetischen Texte in photographischer Wiedergabe veröffentlichte. Diesmal bekommen wir außerdem auch die Predigten, die das Manuskript enthält. Leider ist aber auch diesmal nur ein auf die Hälfte verkleinertes Faksimile zustande gekommen, die stolze Größe des Originalbandes können wir nur aus einer Probeseite erkennen. Das ist auch aus paläographischen Gründen zu bedauern, aber die Kosten wären natürlich viel höher gewesen, und so wollen wir dankbar sein für das, was uns hier geboten wird. Es ist die erste altenglische Sammelhandschrift, die vollständig faksimiliert vorliegt. Und das Faksimile ist vorzüglich gelungen und, abgesehen natürlich von einigen im Original verwischten Stellen, äußerst scharf.

Die Einleitung ist ja von Max Förster schon vorher in deutscher Sprache in der Festschrift für Lorenz Morsbach, Halle 1913, abgedruckt worden, die Änderungen sind ganz geringfügig, und zumeist wird man in der deutschen Fassung den authentischen Text sehen dürfen. Sie ist auch von einer besseren Druckerei hergestellt als die durch viele Druckfehler verunzierte italienische Form. Man wundert sich, daß für ein solches Monumentalwerk die Typen þ und đ nicht zu beschaffen waren, so daß sie durch th und dh aufgelöst werden müssen. Das führt auf S. 17 direkt zu einer grotesken Wiedergabe: *David* ist im Manuskript abgekürzt als dd mit einem Abkürzungsstrich darüber; bei Hochbuchstaben wird dieser regelmäßig durch die Hochstriche hindurchgezogen, so daß auch die Reproduktion in der deutschen Fassung als đđ nicht korrekt ist; hier aber wird daraus *dhdh*! Das soll die Kontraktion (Synkope) von David sein? In diesem Abschnitt der Abkürzungen hat der italienische Drucker sonst überall die Abkürzungsstriche einfach weggelassen. —

Das erste Kapitel behandelt das Äußere des Manuskripts, das zweite das Datum und den Schriftcharakter. Natürlich hat Max Förster recht, wenn er gegen meine Datierung (Reallexikon der germ. Altertumskunde s. v. Angelsächs. Schrift) 'etwa 970 bis 980' einwendet, daß eine so genaue Zeitbestimmung aus dem Schriftcharakter unmöglich sei. Die Schrift wechselt nicht mit den Jahren, sondern mit den Generationen. Und doch wird man sagen können, daß im einen Jahrzehnt jene, im nächsten diese Schrift herrscht. Mehr kann eine solche Datierung daher auch nicht bedeuten, als daß der Schriftcharakter dem im genannten Dezennium herrschenden entspreche. Und wenn ich für die ae. Sammelhandschriften die Reihenfolge 1. Exeter-Ms., 2. Vercelli-Ms., 3. Cædmon-Ms., 4. Beowulf-Ms. aufgestellt habe, so kann das gewiß auch die Chronologie der Schreibschulen, nicht der Handschriften selbst, bedeuten. Immerhin war es nötig, einmal eine so genaue Unterscheidung der Schriftzüge zu versuchen: wenn das Resultat durch andere Mittel korrigiert werden kann, um so besser. — Was den

Abkürzungsstrich für Nasale betrifft, so ist die Angabe S. 17 etwas ungenau: 'occorre in fine di parola, ma s'incontra anche nel mezzo' ('gelegentlich auch im Wortinnern'); in Wirklichkeit begegnet er nur am Silbenschluß, nie am Silbenanfang: die Silbe, nicht das Wort, ist dabei maßgebend. — Die Kopula wird fast immer durch die tironische Note ausgedrückt; 'wo sie ausgeschrieben ist, erscheint sie bald als *ond*, bald als *and*'. Auch das ist wohl, soweit sich nach den angeführten Beispielen urteilen läßt, nicht genau. Vielmehr steht *ond* im Andreas (7 mal), in der Elene (3 mal) und in den Homilien 2 (2 mal), 5 (2 mal) und 23; *and* dagegen in den Homilien 6 (2 mal), 7 (2 mal), 8, 9 (4 mal), 14 und 21. Das sieht also so aus, als ob die Unterscheidung aus den Vorlagen stammte. Oder sollte der Schreiber — Förster erkennt mit Napier nur einen einzigen Schreiber an — vielleicht zuerst *ond* (fol. 10—52), dann *and* (fol. 54—112), endlich wieder *ond* (fol. 130—135) geschrieben haben? Man wird auch dies nicht von vornherein für unmöglich erklären wollen. — Weiterhin ist der Satz 'La lunghezza d'una vocale è indicata a quando per mezzo d'un apice a punta' doch nach meiner Untersuchung der Akzente in den angelsächsischen Handschriften (Prager Deutsche Studien 1908) nicht mehr haltbar. Ein Verweis auf diese Arbeit ist im italienischen Text wohl aus Raummangel weggelassen worden. In solchen Wörtern wie im Andreas, on-árn, círm, écg, gód (deus) — das 11 mal so vorkommt —, hósp, hýgd, ís (est), lóf, órd, wég, ún-fyrn, ún-hwilen, wéll, wíne, ge-wít, oder in der Elene, ác (sed), lóf, kann der Akzent doch keine Länge bedeuten.

Die Sprache des Manuskriptes, die das 3. Kapitel behandelt, stimmt mit der des Worcesterer Schreibers Wulfgeat überein, wie sie Dunkhase in seiner Jenenser Dissertation (1906) sehr genau untersucht hat. Aber Förster hat wohl recht, wenn er vermutet, daß dieser Mischdialekt, westsächsisch mit mercischer Beimischung und einzelnen kentischen Formen, die Schriftsprache der Klöster auf mittelländischem Boden überhaupt sein werde. Immerhin meint er, daß die Sammlung sehr wohl unter Bischof Oswald von Worcester geschrieben sein könne. Aus Worcester sei das Ms. dann vermutlich im 11. Jahrhundert entweder direkt oder auf dem Wege über Würzburg oder Fulda nach Vercelli gekommen. Die Hypothese, daß Kardinal Guala im 17. Jahrhundert die Hs. nach Italien gebracht habe, wird mit Recht zurückgewiesen. Auf das 5. Kapitel, Notizie e publicazioni del ms., folgt endlich als 6. die ausführliche Inhaltsangabe, die eine Anzahl interessanter Bemerkungen zu den 23 Predigten und 6 Dichtungen der Sammlung enthält.

Es ist eine gediegene Ausgabe, und wir möchten nur wünschen, daß uns die anderen altenglischen Sammelhandschriften bald in ähnlicher Weise zugänglich gemacht würden.

Münster i. W. Wolfgang Keller.

Richard Rolle's Meditatio de passione Domini according to ms. Uppsala C 494 edited with introduction and notes by Harald Lindkvist (Ph. D., Uppsala). Uppsala, Akad. Bokh.; Leipzig. Harrassowitz. A. u. d. T. Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. [Band] 19:3. [1917.] 78 S.

Die zur Andacht während der Passionswoche bestimmte mittelenglische Schrift des 1349 zu Hampole bei Doncaster verstorbenen Einsiedlers war bisher aus Ullmanns und Horstmanns Drucken nach Cambridger, in südlichen Dialekt umgearbeiteten Handschriften veröffentlicht. Lindkvist druckt den schwedischen Kodex unter Vergleichung jener Editionen zuerst;

er hat ihn erst bestimmen müssen, da diesem das erste Blatt, vermutlich mit Verfassernamen, fortgerissen ist. Er nennt den Dialekt der Hs. ostmittelländisch, dem Suffolkisch Bokenams nahe, jedoch mit Spuren des reinen Nordenglisch, das der Verfasser schrieb, und setzt die Schreibung der Hs. um 1405. Sie wanderte nach Schweden durch den Diplomaten und königlichen Büchersammler Sparfwenfeldt (den Erwerber des Angelsächsischen Evangeliars Codex aureus), 1655—1727, zeigt aber auf S. 1 den Vorbesitzer: *Christiani Ravii Berlinatis.* Dieser 1613 geborene Berliner Raue war Oxforder, dann Uppsalaer Professor und starb als Orientalist zu Frankfurt a. d. O. 1677. — Richards Text gewinnt durch den Neudruck inhaltlich wenig; aber für die Sprachgeschichte ist dieser wichtig, wie L.s Anmerkungen und die Einleitung 'über Dialekt und Beziehung der 3 Hss.' zeigen. So führt z. B. die Variante statt *fanding* späteres *temptacioun* ein, statt *hold* (Feste, Kerker) *hous,* statt *atwynne* (Nordischem entlehnt) *asundir.*

Richards Verfasserschaft, durch die Cambridger Hss. bezeugt, scheint nicht zu bezweifeln. Freilich klingt hier ein ekstatisch-mystischer Ton, anders als in Richards mehr verstandesmäßigen Werken. Und L. hält Ullmanns Beweis der Echtheit für nicht bündig. Dieser stützt sich nämlich darauf, daß Dialekt, Stil und Geist in dem sicher Richard gehörigen *Prick of conscience* übereinstimme mit denen im langen Gedicht *Speculum vitae,* das in der einen Cambridger Hs. der Meditation voraufgeht und ebenfalls Richards Namen trägt. Madden und Horstmann legen nun aber *Speculum,* gemäß anderen Hss., vielmehr Wilhelm von Nassington bei. Und selbst wenn jene Rubrik fürs *Speculum* richtig ist, folgt daraus die Richtigkeit nicht auch für die *Meditatio.* — Horstmann und L. sehen keinen Grund zum Zweifel, obwohl manche Schrift Richard falsch beigelegt worden ist.

Die Einzelbeschreibung der Heilandsleiden in der Meditation erinnert an *Ureisun* und *Wohunge,* ed. Morris *Old Engl. homilies.* Die Abfassungszeit setzt L. wie Horstmann an; er fürchtet, daß dieser bloß aufs Kriterium nördlichen Dialekts hin Richard zu viele Schriften und überhaupt eine zu wichtige literarische Rolle zuschreibe.

Als Richards Muster nennt L. des (vielleicht nur sog.) Bonaventura *Meditationes vitae Christi,* die Horstmann in einem anonymen Lincolner Kodex ins Englische übersetzt fand. Diese Übersetzung stimmt nach L. in Stil und Charakter mit Richards Meditation, der jenes Original gekannt hat und selbst der Englische Bonaventura benannt worden ist. L. findet, Richard entlehnte den Titel *Pricke of conscience* aus Bonaventuras Worten *stimulus conscientiae,* in dessen *Incendium amoris.* — Die Biographie Richards und Bibliographie seiner Werke allgemein wird, zumeist aus Horstmann, überblickt und manches ergänzt, so z. B. daß die Meditation noch 1905/06 ins heutige Englisch modernisiert erschien.

Von eigenem Werte sind die Seiten 19—23 über Schwedens Mystik im Mittelalter, besonders die lateinischen Hss. des Birgittenklosters zu Vadstena, für das Clemens Maydeston im Tochterstift Syon in Middlesex den jetzt Uppsalaer Kodex von Walter Hiltons *Scala perfectionis* abschrieb; Hilton zählt zu Richards berühmtesten Jüngern. [Dieses Werk steht um 1510 im *Catalogue of the libr. of Syon mon.* ed. Bateson, wo auch Wichtiges über diese schwedische Kolonie.] Alle 6 jetzt in Schweden liegenden Hss. von Werken Richards — außer der hiermit edierten — lauten lateinisch, stammen aus Vadstena und gehören jetzt Uppsala. Eine enthält auch *Mag. Joh. Berton Confutatio Lollardorum.* Bereits im 14. Jahrhundert ward Richard in Schweden gelesen.

Im Anhang steht *Officium de s. Ricardo,* das bisher nur aus englischen Hss. gedruckt war, aus einem Uppsalaer Kodex. Lies S. 76 Z. 5 v. u. *preparatoria*; letzte Z. *articulis.*

Der Herausgeber verdient den Dank nicht bloß der Erforscher des Mittelenglischen, sondern auch der Kirchen- und Literarhistoriker für den sorgfältigen Druck und die umsichtige Einleitung.

Berlin. F. Liebermann

Bernhard Fehr, Studien zu Oskar Wildes Gedichten. (Palästra 100.) Berlin, Mayer & Müller, 1918.

Die vorliegende Schrift ist gedacht als eine Art Einleitung zu einem größeren Werke, das die Prosaschriften und Dramen von W. behandeln und seine Kunsttheorie und Stellung zur Weltliteratur kritisch beleuchten soll. Schon in einer Reihe von kleineren Aufsätzen, die als Späne von der Werkstatt abfielen, hatte der Verfasser seine große Belesenheit in der modernen englischen und französischen Literatur bewiesen, so daß man von vornherein wertvolle Ergebnisse erwarten durfte. Das Thema war dankbar insofern, als wissenschaftliche Untersuchungen über Wilde bisher nur spärlich vorlagen, auf der anderen Seite aber ein vortreffliches Hilfsmittel 1914 erschienen war in der *Bibliography of Oscar Wilde* von Stuart Mason. Eine ganze Reihe von Feststellungen, zu denen Fehr gelangt, waren nur möglich auf Grund der von Mason mitgeteilten früheren Fassungen der Gedichte. Einige wichtige Fingerzeige bot auch die Schrift von Turquet-Milnes: The Influence of Baudelaire in France and England (London 1913). Aus eigener Anschauung darf ich wohl sagen, daß man in englischen wie deutschen Schriftstellerkreisen besser über Wilde Bescheid wußte als bei den Vertretern der Wissenschaft. Die größere Vertrautheit jener Kreise mit neuerer Literatur, vor allem französischer, bewirkte, daß man sich dort über den Grad der Originalität von Wilde und die Herkunft seiner Ideen im großen und ganzen im klaren war. Es genügt vielleicht, in diesem Zusammenhang auf das Urteil von Symons (Studies in Verse and Prose 1904, S. 127) und von Watts Dunton zu verweisen, von denen der letztere bereits erklärte, daß die Gedichte Wildes *with all their cleverness, were almost entirely imitative and derivative verses;* Watts Dunton wies auch bereits auf die Nachahmung von Milton, Wordsworth, Keats, Rossetti und Swinburne hin und stellte fest, daß in den Essays jeder Gedanke von einem früheren französischen oder englischen Schriftsteller herstamme (vgl. Hake and Compton-Rickett: Life and Letters of Theodore Watts-Dunton, 1916). Aber noch fehlte das zuverlässige Bild, das nur der wissenschaftliche Nachweis im einzelnen bringen kann. Zeigen doch gerade die vorliegenden Untersuchungen von Fehr in lehrreicher Weise, wie wenig oft die Angaben auch der nächsten Freunde von Wilde, z. B. die von Roß, der objektiven Kritik standzuhalten vermögen.

Fehrs Schrift nennt sich 'Studien zu Oskar Wildes Gedichten', womit der Verfasser offenbar andeuten will, daß er ein allseitig abgerundetes Bild von dem Dichter Wilde nicht zu geben beabsichtigt. In der Tat würde ein solches auch eine andere Methode voraussetzen. Fehr geht zwar chronologisch vor, so daß er die Entwicklung des Dichters im Auge behält, aber er legt das Schwergewicht nicht auf die Person und Eigenart von W., sondern auf die Frage nach den literarischen Einflüssen. Das hat gewisse Nachteile im Gefolge. Geht man von der bloßen Tatsache der Entlehnung aus und vermeidet man die Fragestellung nach den Gründen, warum der Dichter sich gerade diesen Vorlagen zuwandte, so wird man ihn ganz unwillkürlich mehr oder weniger in das Licht eines wahllosen Plagiators rücken, auch wenn man im Punkte des Plagiats recht weitherzig ist. Um diese Klippe ist auch F. nicht herumgekommen. Er sieht z. B. ganz richtig, daß wir von Anfang an in dem dekorativen Stil die Eigenart Wildes zu sehen haben

und daß alles andere doch nur periodische Zutat ist, aber er verliert diese Tatsache immer wieder aus den Augen und macht sie nicht zum Ausgangspunkt bei der Frage nach dem Charakter der Entlehnungen. Wir erfahren wohl, was Wilde den Präraphaeliten oder Baudelaire verdankt, aber nicht, warum er gerade diese Dichter sich zum Vorbild nimmt und warum er gerade diesen oder jenen Zug übernimmt.

Unter diesem Gesichtspunkt wird uns die Tatsache, daß schon in den frühesten Arbeiten von W. sich der Ästhet kundgibt, wichtiger erscheinen als die dort zutage tretenden Entlehnungen. Schon an seiner jugendlichen Übertragung aus Aristophanes läßt sich feststellen, daß es die zierenden Bilder und die Beiworte sind, die ihn anziehen; zum Teil verfolgen sie ihn sein ganzes weiteres Leben hindurch. Auch bei seiner jugendlichen Schwärmerei für den Ritus der katholischen Kirche wird man wohl mehr Gewicht auf W.s ästhetische Veranlagung legen müssen als auf die Eindrücke, die er durch den Übertritt eines Studiengenossen und seine Reise nach Italien empfing. Ebenso läge es nahe, aus der wichtigen Feststellung, daß schon vor der Beeinflussung durch die Franzosen in dem Schluß von *San Miniato* (1875), eine eigenartige Verbindung zwischen seelischer Mystik und sinnlicher Sünde sichtbar wird, weitgehende Schlüsse für den späteren W. zu ziehen.

Die einschneidenden Einflüsse beginnen in dem Augenblick, wo W. in den Bannkreis der Präraphaeliten gerät. Wir möchten vermuten, daß F.s Darlegung dieser verschiedenartigen, aufeinanderfolgenden Einflüsse für so gut wie erschöpfend gelten darf. Selten wird man bei einer literarhistorischen Untersuchung in so hohem Grade das Gefühl haben, daß das Gebäude eines Dichters so bis auf die kleinsten Bausteine und das gesamte Handwerkszeug bloßgelegt wird. Um so erstaunter sind wir aber, zu sehen, wie eng im Grunde der Kreis ist, innerhalb dessen sich Wilde bewegt. Setzt er sich doch fast nur zusammen aus den bekanntesten Lyrikern und Schriftstellern des 19. Jahrh., die der ästhetisierenden Richtung angehören: von Engländern Keats, Elisabeth Barrett Browning, Tennyson, Rossetti, Matthew Arnold, Fitzgerald, Pater und Swinburne, von Franzosen Gautier, Baudelaire und Flaubert. Das waren in den siebziger und achtziger Jahren in der Schriftstellerwelt so allgemein bekannte Namen, daß wir uns keinen Augenblick darüber wundern, wenn die Zeitgenossen sich von dem offenkundigen Nachahmer abwandten. Am stärksten kommt dies auf seiten der Präraphaeliten und Swinburnes zum Ausdruck, die Wilde einfach als ihren Affen empfanden. Wie F. richtig herausfühlt, ist es W. nicht gelungen, diese verschiedenartigen Einflüsse fugendicht zu verschmelzen. Da es sich dabei fast ausschließlich um solche Werke handelt, die einen ausgesprochen ästhetisierenden Anstrich zeigen, möchte ich im Gegensatz zu Fehr glauben, daß eine solche Verschmelzung einem leichter schaffenden Dichter als W. ohne weiteres hätte gelingen können.

Aus den vielen überzeugenden Ausführungen kann im folgenden nur weniges hervorgehoben und besprochen werden. Mit sicherem Gefühl weiß Fehr den Spuren von Rossetti, Morris, Tennyson und Hood bis 1879 nachzugehen. Die Anklänge an Rossetti, die auch noch in späten Dichtungen auftauchen, ließen sich wohl noch vermehren. So möchte ich auf die *Symphony in Yellow* hinweisen, wo der Reim *bridge* : *midge* in ganz ähnlicher Gedankenverbindung wiederkehrt wie in der 6. Strophe der *Blessed Damozel*. Der Einfluß Swinburnes beginnt vielleicht schon früher, als F. ihn anzusetzen sich getraut. So möchte ich nicht nur mit F. eine Einwirkung von Swinburnes Ballade *The King's Doughter* auf Wildes *Dole of the King's Doughter* annehmen, sondern auch eine Einwirkung von Sw.s Gedicht *Madonna mia*, das in den *Poems and Ballads* dem obengenannten Gedichte unmittelbar vorausgeht, auf W.s *La Bella Donna Della Mia Mente*.

In überzeugender Weise wird nachgewiesen, wie Wilde des künstlerischen Eindrucks willen die Daten seiner Gedichte ändert, unter anderem etwa vorgibt, ein in England entstandenes Gedicht in Italien verfaßt zu haben. Das ist ein Zug von Künstlereitelkeit, wie er sich ähnlich bei Pope oder Victor Hugo findet, ein Zug, den man nicht allzu tragisch nehmen darf. F., der seinem Autor gegenüber nicht frei ist von ironischer oder selbst feindseliger Stellungnahme (vgl. besonders die Bemerkung über den 'dicken Wilde' auf S. 125), geht hier in seinen Schlußfolgerungen wohl etwas zu weit. Wenn der Dichter in der *Impression de Voyage* die ursprünglich gebrauchten Worte *sweet honied Hours* einige Jahre später verwandelt in *those dear Hellenic hours,* so tut er das kaum, um vorzuspiegeln, daß schon 1877 der Hellenismus sein Christentum zu unterwerfen begonnen habe (was niemanden interessiert hätte), sondern er trifft die Änderung einfach aus der Stimmung heraus, die ihn 1880 nach der griechischen Reise beherrschte. Ebensowenig möchte ich ohne weiteres auf 'Mache' schließen, wenn der Dichter im Jahre 1877 als seine großen Meister Browning, Keats, Marlow, Dante und Milton hinstellt. Wenn F. an der Nennung von Browning, Marlow und Milton Anstoß nimmt, so ist einmal dagegen einzuwenden, daß Gedichte von Wilde aus jener Zeit existiert haben mögen, die uns nicht erhalten sind, zum anderen auch, daß Wilde von diesen Dichtern Einwirkungen erfahren haben kann, die sich bei ihm nicht dichterisch umsetzten. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, welche Vorteile ihm die Nennung gerade dieser Namen bringen konnte. Daß ein Werk wie Marlows *Edward the Second* mit seinen Anspielungen auf Hylas, Ganymed, Hephaestion, Patroclus und Alkibiades ihn schon damals stark beeindrucken mußte, ist angesichts eines Gedichtes wie *Wasted Days* mehr als wahrscheinlich. Ebenso können wir uns ohne weiteres vorstellen, daß die hinreißenden Worte, die Marlows Faust an Helena richtet, ihn bei seinem Interesse für diese Figur gefesselt haben. Man vergleiche dazu die Helenastrophe im *Garden of Itys.* Dazu käme noch Marlows dekorativer Stil, vor allem in *Hero and Leander.* Als Beleg dafür, daß W. um diese Zeit tatsächlich unter dem Bann von Milton steht, möchte ich den *evening star* am Schluß von *Ravenna* anführen, der (*doth gleam afar*) *and bid the shepherd bring his flock to fold*; das ist ein Echo des *Star that bids the Shepherd fold* in Miltons Comus (v. 93).

Zwischen 1877 und 1879 erfolgt bei Wilde der Übergang von der christlichen Romantik zur hellenistischen Sinnlichkeit. Ein ausführlicher Exkurs orientiert den Leser über die Eigenart des jungen Swinburne, der für eine Reihe von Jahren für Wilde zum beherrschenden Vorbild wird. Hervorgehoben seien besonders die Ausführungen über die Sapphischen Motive bei Swinburne und über sein Verhältnis zu Baudelaire. Ob es die Einwirkung von Victor Hugo war, die Swinburne zum Freiheitskämpfer machte, möchte ich dahingestellt sein lassen angesichts der starken heimischen Tradition, die so viele englische Dichter des 19. Jahrhunderts sich für die Freiheit unterdrückter Völker, wie der Griechen, Polen, Italiener und Armenier, begeistern ließ. Von feinem Stilempfinden zeugen F.s Ausführungen über den Gebrauch des Symbols, das von der einfachen Personifikation sich durch die plastischen Attribute scheidet. Die große Rolle, welche die Personifikation bei Sw. und seinen Nachahmern spielt, rechtfertigt F.s eingehende Untersuchung gerade dieser Frage, die er schon in seinem inhaltsreichen Aufsatz über Oskar Wildes 'The Harlot's House' (Archiv f. n. Spr. 134) angeschnitten hatte. Bezweifeln möchte ich allerdings die Richtigkeit der bisher vorhandenen Ansichten über die Entwicklungsgeschichte dieses Symbolismus, die zumeist Dante und Shakespeare als Ausgangspunkt nehmen. Bedeutsamer noch scheint mir die Rolle zu sein, die Petrarca und seine italienischen und englischen Nachahmer gespielt haben.

Die Dichter der englischen Renaissance sind voll von Personifikationen jeglicher, auch plastischer Art,[1] und an sie eher als an Dante scheint mir die ganze Tradition, innerhalb deren auch Swinburne steht, anzuknüpfen. Auch das Vorbild von Keats dürfte für die Dichter des 19. Jahrhunderts stark in Betracht kommen, wie die Stelle im Endymion (II, 335 ff.) veranschaulichen mag:

> Obstinate silence came heavily again,
> Feeling about for its cold couch of space
> And airy cradle.

Doch bedarf das ganze Problem der Personifikation in der modernen Dichtung noch genauerer Untersuchung. Als Erbe Sw.s übernimmt W. einmal inhaltlich ein christenfeindliches Demokratentum, zum anderen formal die Personifikation, wobei es bei seiner ganz anders gearteten visuellen Veranlagung zu den seltsamsten Verrenkungen kommt. Nebenher geht von Anfang an der mit starken Farben auftragende dekorative Stil, der in späterer Zeit gern mit verfeinerten, seltenen Farbenattributen arbeitet, über deren Stammbaum sich manches Interessante sagen ließe. Über *amber* als Farbenbezeichnung möchte ich an anderer Stelle im Zusammenhang handeln; hier sei nur bemerkt, daß der starke Gebrauch von *amber, silk, silken, rich* und *honied* auf Keats zurückgehen dürfte; *pomegranate*, das Byron bereits gelegentlich zur Schilderung der Hautfarbe verwendet, hat Wilde in seiner Anwendung auf den Mund offenbar von Gautier übernommen (vgl. Mad. de Maupin: *le sultan caresse sa favorite en sa présence, et la baisse sur la bouche de grenade*). Durchaus überzeugend wirkt die Ansicht (S. 106), daß *Ave Imperatrix* Swinburnes Gedanken von der republikanischen Weltmission Englands widerspiegelt; um so mehr glaube ich, daß man von einer Beeinflussung durch Polybius absehen darf.

Bedeutsam für die Entwicklung W.s als Künstler ist der Nachweis, wie er unter dem Einfluß von Gautier und Baudelaire lernt, das Große in der Natur in kleine Gegensätze der Kunst umzusetzen:

> The moon is like a yellow seal
> Upon a dark blue envelope.

Von Keats und Gautier lernt er (S. 109), an äußere Gegenstände, vor allem Natureindrücke, weitabliegende Visionen anzuknüpfen. Überaus sorgfältig ist die Analyse der größeren Gedichte. Schon das erste von ihnen, *The Burden of Itys*, zeigt ein Nebeneinander der mannigfaltigsten Einflüsse, so durch Matthew Arnold, Swinburne, Elizabeth Barrett Browning und Meredith. Nur scheint es uns ein Unrecht gegenüber dem Dichter zu sein, wenn man auf diesen Analysen das ästhetische Urteil aufbaut. Das fällt mir besonders auf bei einem Gedicht wie *The Garden of Eros*, wo gewiß ein Widerspruch vorhanden ist zwischen dem durch die erste und letzte Strophe gebildeten Rahmen, der eine Juninacht vorführt, und der dazwischenliegenden Blumenpoesie, deren Einzelheiten sich nicht immer mit der Jahreszeit des Sommers und der Nachtstunde in Einklang setzen lassen. Aber deshalb darf man doch die Schilderung der Blumenschar nicht eine bloße Künstelei

[1] Genaueres in meiner Abhandlung über 'Umfang und Ursprung der poetischen Beseelung in der englischen Renaissance bis zu Philip Sidney' in Engl. Stud. 50. Eine Personifikation wie die folgende bei Sidney reicht in ihrer Versinnlichung des Abstrakten bereits an Rossetti, Swinburne und Wilde heran: *But while all men made the joy of their eyes speake for their hearts towards Daiphantus: Fortune (that belike was bid to that banket, and ment then to play the good fellow) brought a pleasant adventure among them.*

nennen, so wenig wie einen der wundervollen Blumenkataloge bei Spenser, wo auch dem relativen Empfinden keine Rechnung getragen wird. Worauf es allein ankommt, ist die Stimmung, in die der Leser durch die Fülle des Schönen und Seltsamen versetzt werden soll. Ob diese Blumen geschaut sind, ist gleichgültig gegenüber der suggestiven Kraft, die von ihrer üppigen Schilderung ausgeht. Den zwischen Tränen lachenden April brauchen wir kaum als Pater-Hegelschen Nachklang aufzufassen; das Lachen zwischen Tränen ist seit Homer nicht wieder aus der Literatur verschwunden.

In einem einzigen Gedichte wie *Panthea* werden Einflüsse von Fitzgerald, Pater, Swinburne, Shakespeare und Tennyson (*Lotuseaters*) nachgewiesen. Ob wir an Gautiersche persische Farbensymphonie zu denken haben, wenn der rote Mund der Geliebten sich zu einer Rose wandelt, die blauen Augen zu taubeperlten Glockenblumen usw., ist mir zweifelhaft; es läge vielleicht näher, an Ovidische Klänge oder Nachklänge zu denken. *Humanitad* entpuppt sich als eine Synthese von Matthew Arnold, Shelley, Pater, Swinburne, Morris und Baudelaire; *Charmides* steht in erster Linie unter dem Zeichen von Keats' Endymion. — Bei Wildes Auffassung der Helena wäre vielleicht auf Huysmans' recht ähnliche Auffassung hinzuweisen (vgl. die von Walter Fischer in Engl. Stud. 51, S. 46 zitierte Stelle).

Weniger überzeugend als die Nachweise moderner Einflüsse wirken die Hinweise auf elisabethanische Literatur. So vermag ich aus dem Gedicht *Under the Balcony* keinerlei elisabethanische Klänge herauszuhören (S. 155), ebenso keinen Sonettenton, sondern nur das auch von F. hervorgehobene balladenhafte Element. Daß Shakespeare in 'Venus und Adonis' ein wirkliches Gemälde beschreibt (S. 172), ist trotz Sarrazin wenig glaubhaft.

Gut gelungen ist auch die Darlegung der farbenmelodischen Gedichte der achtziger Jahre, die unter dem Einfluß der Eindruckskunst von Whistler entstanden. Recht aufschlußreich ist die Analyse von *The Harlot's House*. Zweifelhaft ist mir allerdings, ob es zweckmäßig ist, dieses Gedicht, das ganz auf Bewegung und Stimmung eingestellt ist, mit den malerischen Dichtungen in engen Zusammenhang zu bringen; stehen doch die Farbentöne darin lediglich im Dienst der durch andere Faktoren erzeugten Stimmung. Merkwürdigerweise wird trotz der dichterischen Farbensymphonien die Frage nach einer etwaigen synästhetischen Veranlagung W.s nicht angeschnitten. Das ist um so auffallender, als wir in dem ersten Zitat aus Kipling, das Fehr S. 175 als Probe von dichterischem Impressionismus anführt, einen deutlichen Fall von Synästhesie vor uns haben: 'Die Sonne traf das Wasser mit ihrem Licht so heftig, daß man glaubte, das Meer müsse jetzt wie ein poliertes chinesisches Trommelbecken ertönen'. Das erinnert sofort an das bekannte, wohl auch synästhetisch empfundene Bild Kiplings von der Sonne, die sich wie Donner erhebt. — Ob in dem kleinen Gedicht *Jardin des Tuileries* der schwarze, laublose Baum im Winter, der nicht Blüten treiben will, wenn lebensprühende Kinder ihn erklettern, etwas mit dem grünenden Stabe Tannhäusers zu tun hat, ist mir zweifelhaft.

Trotzdem der starke Einfluß, den Huysmans und Flaubert auf W. ausgeübt haben, längst bekannt war, gelingt es Fehr doch, auch auf diesem Gebiete einige hübsche Entdeckungen zu machen, indem er nachweist, daß für die Situation in W.s *Sphinx* eine Szene in Huysmans' *A Rebours* den Ausschlag gab, und daß eine Menge von Einzelheiten den Traumgesichten des heiligen Antonius bei Flaubert entstammen. Den Einfluß von Poes *Raven* auf den Aufbau des Gedichts, besonders den Eingang und den Schluß möchte ich höher veranschlagen, als F. mir dies zu tun scheint. Ich halte es auch für nicht unwahrscheinlich, daß W. sich unter dem Einfluß von Poes Langzeile dazu entschloß, die ursprünglichen Kurzzeilenpaare als Langzeilen zu drucken; für mein Gefühl liegt hier nicht nur eine bloß graphische, sondern auch eine rhythmische Änderung vor. Bei Fehrs Wer-

tung der *Sphinx* macht sich meines Erachtens wiederum die Tatsache geltend, daß nicht die Eigenart und die Absichten des Dichters zum Ausgangspunkt gewählt werden. W. gehört von Anfang an zu den Ästheten, auf die der Klang des Wortes stark suggestiv wirkt, und ist deshalb von vornherein auf seltsame und melodische Worte aus, besonders fremdländisch, orientalisch oder griechisch klingende. In dem Gedicht *Ave Imperatrix* stehen nahe beieinander, einmal im Reim: Kandahar, Samarkand, Ispahan, Cabool; dann außerhalb des Reims: Pathan, Afghan, Marri, Himalayan, Bokhara, Oxus. So mußte W. bei der Fülle farbenprächtiger und seltsam klingender orientalischer Gelehrsamkeit, die ihm bei Flaubert entgegentrat, der Versuchung unterliegen, den Suggestionsgehalt dieser Worte in seiner Poesie auszunutzen und zu steigern. Es scheint mir ungerecht gegen den Dichter, wenn man von der Tatsache der Entlehnung ausgehend die Sache so wendet, daß W. durch Übernahme Flaubertscher Bilder 'im ahnungslosen Leser den Eindruck einer geradezu erdrückenden Gelehrsamkeit erweckt'. Auch wenn W. sich eine Reihe seltener Worte aus Flaubert als Reimworte notiert, möchte ich darin für jemanden, der so viel Gewicht auf Suggestion durch Klang legt wie W., nicht eine besonders berechnende künstliche Filigranarbeit erblicken. Wüßten wir mehr über die rein technischen Hilfsmittel der einzelnen Dichter, so würden wir wohl manchen parallelen Fall anführen können. Vollauf befriedigend wirkt endlich auch die Analyse der Zuchthausballade und das sorgsame Abwägen zwischen Erlebnis und Reminiszenzen an Baudelaire, Gautier, Hood, Fitzgerald und Longfellow. So bietet alles in allem die vorliegende Schrift eine ganz erstaunliche Fülle von positiven Ergebnissen über Motive und Stileigentümlichkeiten der Gedichte von W., die zu schönen Hoffnungen über die weiteren in Aussicht gestellten Wilde-Studien berechtigen. — Zum Schluß noch eine Bemerkung, die uns der Verfasser hoffentlich nicht verübelt! Bedeutet sie doch auch mehr eine Anerkennung als eine Ausstellung. Betrachtet man die vielen feinen Bemerkungen, die im Verlaufe der Arbeit über die Präraphaeliten, Swinburne oder Meredith fallen, und erwägt man, wie wenig wirklich Wertvolles bis jetzt über diese Dichter geschrieben worden ist, so wird man sich eines leisen Bedauerns nicht erwehren können, daß F. seine große Belesenheit und seine Gabe des poetischen Nachfühlens nicht in den Dienst einer höheren Aufgabe gestellt hat als der einer Untersuchung der Gedichte von W., in dem er mit Recht einen Nachempfinder und ein mühseliges Formtalent erblickt. Da ist die Mahnung von der Kürze des Lebens und der Länge der Kunst vielleicht nicht unangebracht.

Freiburg i. B. Friedrich Brie.

Karl Arnholdt, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Italienischen und Spanischen. (Romanisches Museum, hg. von Dr. Gustav Thurau, IX. Heft.) Greifswald 1916. 166 S.

Nicht nur an Sitz-, sondern auch an Denkfleiß, an Umsicht und Selbständigkeit des Urteils, an äußerlicher Sorgfalt, die sich unter anderem in dem wohlgegliederten Aufbau und der genauen Überwachung des Druckes kundgibt, überragt die Abhandlung (von der ein Teil als Greifswalder Dissertation erschien) den Durchschnitt solcher Arbeiten. Es tut einem leid, wenn man sie trotzdem nicht uneingeschränkt gutheißen kann.

Zunächst ist es zweifellos verdienstvoll, wenn das für das Französische so oft behandelte Thema einmal an italienischen und spanischen Beispielen beleuchtet wird. Doch der Titel verspricht mehr, als nachher gehalten wird: denn vom neueren Italienisch sind lediglich einige Bände Carducci und d'Annunzio, vom älteren nur Dantes 'Vita Nova' und der Trattato Primo

des 'Convito', Boccaccio und die Texte in B. Wieses Ait. Elementarbuch, und für das Spanische lediglich der 'Don Quijote' herangezogen worden. Demgemäß zerfällt die Abhandlung in drei Hauptteile: Die Stellung des attributiven Adjektivs I. im Neuitalienischen (77 S.), II. im älteren Italienisch (nur 21 S.) und III. im 'Don Quijote' (nur 23 S.); vorangeht eine Einleitung von 11 Seiten, und am Schluß folgen $5^1/_2$ Seiten 'Ergebnisse', ferner ein Verzeichnis der zitierten Autoren und Linguisten und ein sehr sorgfältiges der behandelten Wörter (15 S.), sodann Berichtigungen und Inhaltsübersicht.

Doch diese Beschränkung im Extensiven wäre kein Fehler, wenn sie dem Intensiven zugute gekommen wäre. Gilt doch von unserem Thema etwas Ähnliches, wie Johann Stöcklein es in seinen 'Untersuchungen zur Bedeutungslehre' (Münchener Dissertation 1897) ausgesprochen hat: Ein einziger Autor oder auch nur ein einziges Werk eines Autors gründlich untersucht, wäre ein größerer Gewinn als eine noch so umfangreiche Sammlung von Beispielen aus ganzen Epochen oder ganzen Sprachen.

Indessen ist die Erkenntnis, daß es sich hier um ein s t i l i s t i s c h e s Problem handelt und nicht um ein s y n t a k t i s c h e s, dem Verfasser nur sehr von fern aufgegangen: wohl findet man bei ihm einen Absatz: 'Individuelle Stellungen bei Carducci' (S. 62 ff.) und einen anderen: 'Individuelle Stellungen bei Cervantes' (S. 127 f.) — leider aber beschränkt sich der erste auf $3^1/_2$, der zweite gar auf eine einzige Seite. Eine stilistische Untersuchung kann nun aber nur in der Weise geschehen, daß man sich zunächst in den Geist eines bestimmten Einzelautors hineinversetzt, d. h. als Monographie, als fortlaufender Kommentar; will man dann vergleichen, um zu allgemeineren Ergebnissen zu gelangen, so muß dieses Vergleichen, wenn es von Nutzen sein soll, mit denkbar größter Vorsicht und Umsicht vorgenommen werden — zumal bei zeitlich und örtlich so verschiedenen Autoren wie Carducci und Dante oder Carducci und Cervantes; denn das gleiche sprachliche Ausdrucksmittel kann aus den verschiedensten, ja aus entgegengesetzten Motiven heraus gewählt worden sein.

Was nun unser Problem betrifft, so stellt sich das Grundsätzliche, das der Verfasser nicht betrachtet hat, etwa folgendermaßen dar. Das Attribut eines Substantivs ist 'n i c h t s a n d e r e s a l s e i n d e g r a d i e r t e s P r ä d i k a t, welches nicht um seiner selbst willen ausgesprochen wird, sondern nur, damit dem Subjekt (Objekt) nun ein weiteres Prädikat beigelegt werden kann.' (Paul, 'Prinzipien der Sprachgeschichte', 1909^4, S. 139.) *J'ai vu un pauvre homme* müssen wir uns entstanden denken aus: 1. *J'ai vu un homme qui était pauvre* oder 2. *J'ai vu un homme était pauvre* > 3. *J'ai vu un homme, pauvre* > 4. *J'ai vu un homme pauvre* > 5. *J'ai vu un pauvre homme.* (2. ist nicht etwa aus 1. durch Ausfall des Relativs zu erklären, sondern als Konstruktion ἀπὸ κοινοῦ: die Kopula bleibt dann sehr leicht fort; Beispiele wie 3., in denen der prädikative Wert des Adjektivs und die dadurch bedingte Pause durch ein Komma angedeutet ist, finden sich noch heute; das Fehlen der Pause und des Kommas ist dann ein Sympton des Überganges von prädikativer zu attributiver Konzeption, welche bei Voranstellung deutlich vorliegt.) Geahnt, wenn auch nicht klar erkannt, hat Verfasser diese Entwicklung an einzelnen Stellen, zum Beispiel S. 51: 'Jedesmal wirkt die Nachstellung gleich einem Relativsatze: "welche groß ist"', anlässig von Beispielen wie: *la Francia non è la gran nazione, ma è nazione grande* (Carducci) oder *cien cuerpos de libros grandes* (Cervantes). Nur hätte er, da er laut Titel von 'a t t r i b u t i v e n Adjektiven' handelt, besonders hervorheben müssen, daß solche einem Relativsatz gleichwertige Adjektive nicht attributiv, sondern p r ä d i k a t i v sind.

Was ist nun das Natürliche und Normale: Voranstellung oder Nachstellung? — Beides und keins. Nachstellung, insofern das attributive Ad-

jektiv eigentlich ein Prädikat ist; Voranstellung, insofern es bloß ein degradiertes, 'herabgedrücktes' Prädikat ist. Wenn die germanischen Sprachen das Adjektiv so gut wie immer voranstellen (so daß man selbst ein deutlich prädikatives Beispiel mit adjektivischem Partizip wie Maupassants *Sa femme, prise sans dot, s'indignait sans cesse* attributiv mit 'seine ohne Mitgift geheiratete Frau ...' übersetzen würde), so ist das durchaus natürlich; wenn die romanischen Sprachen, und besonders das Französische, es ebenso gern nach- wie vorstellen, so ist das nicht minder natürlich. An sich wäre ja gewiß stets Nachstellung zu erwarten, weil es an sich natürlicher ist, zunächst den Gegenstand zu nennen, von dem man etwas aussagt, und dann erst das, was man von ihm aussagt, also *c'est un homme pauvre* — ebenso wie es natürlich ist, erst das Subjekt auszusprechen und dann das Prädikat (denn Substantiv und adjektivische Bestimmung verhalten sich zueinander genau wie Subjekt und Prädikat). Nun ist es aber etwas durchaus Gewöhnliches, daß man zuerst das ausspricht, was man aussagt (das Prädikat), und dann erst das, von dem man das aussagt (das Subjekt), nicht nur bei Vorangehen einer adverbialen Bestimmung (z. B. 'Gestern begegnete mir mein Freund'), sondern auch ohne eine solche (z. B. 'Es braust ein Ruf wie Donnerhall'), und ebenso im Französischen: *il arrive des étrangers — Derrière lui marchaient les deux servants* (Maupassant, éd. Conard III 32); *autour d'eux causaient des messieurs en redingote* (ib. XIII 375); *sous l'ombrelle nous attendait la petite blanchisseuse* (ib. XXVIII 260); *au milieu de l'alcôve, souriait, dans un cadre de palissandre, le visage de Béranger!* (Flaubert, Éduc. sentim., éd. Conard p. 376) usw., wo sogar folgendes möglich ist: *il crut sentir ... un intérêt plus chercheur que ne se donnent la peine d'en avoir ordinairement les jolies dames ...* (Maup. XXV 20). Eine Grenze ist dieser Wortstellung bekanntlich nur dadurch gezogen, daß sie nicht statthaft ist, wenn das Verbum ein substantivisches Objekt bei sich hat; im übrigen ist es dem Schriftsteller vollkommen freigestellt, zu sagen: *Alors, le domestique parut* oder: *Alors parut le domestique* (beides könnte ich hundertfach belegen), und ob er das eine wählt oder das andere, wird davon abhängen, ob er den Ton auf *parut* legen will oder auf *le domestique*. Genau das gleiche ist also zu erwarten für die Stellung von Substantiv—Adjektiv oder Adjektiv—Substantiv. Für die Reihenfolge, die er wählt, wird zunächst maßgebend sein die Reihenfolge, in der ihm die betreffenden Vorstellungen kommen. Im allgemeinen zwar besitzt der Sprechende (oder Schreibende) im Augenblick des Sprechens bereits eine Gesamtvorstellung, die er zum Zweck der Mitteilung sprachlich zerlegt und gliedert: wenn er zum Beispiel sagt *Alors parut le domestique*, so ist es undenkbar, daß er im Augenblick, da er *parut* sagt, nicht schon wenigstens annähernd die Vorstellung dessen besäße, der da erschien (des Dieners) — denn sonst wüßte er ja nicht, ob er *parut* in den Singular oder in den Plural, in die erste, zweite oder dritte Person zu setzen hat. Und das gleiche gilt auch für die Wortgruppe innerhalb des Satzes, dem sprachlichen Niederschlag einer Vorstellungsgruppe innerhalb der Gesamtvorstellung; sage ich z. B. auf einem Spaziergang zu meinem Begleiter: *Là-bas, je vois une magnifique femme,* so könnte man meinen, ich habe die Voranstellung von *magnifique* deshalb gewählt, weil ich zunächst nur etwas Prächtiges gesehen habe, noch bevor ich unterscheide, was eigentlich dieses Prächtige ist, weil ich im Augenblick des Aussprechens von *magnifique* noch gar nicht weiß, ob es eine Frau oder ein Mann ist, und das *femme* erst während meiner Rede apperzipiere und ausdrücke; das würde dann der H. Paulschen Definition des Satzes als einer Verbindung mehrerer Vorstellungen entsprechen (Princ.³ 110) — aber diese Vermutung wird sofort dadurch widerlegt, daß ich ja noch vor *magnifique* das Wort *une* ausgesprochen habe: also muß mir bereits im

Augenblick des Aussprechens von *magnifique* klar gewesen sein, daß es sich um ein weibliches Wesen handelt. Insofern muß ich also Wundt zustimmen, der den Satz (oder die Satzgruppe) nicht durch die Verbindung von Einzelvorstellungen, sondern durch die Zerlegung einer Gesamtvorstellung zustande kommen läßt. Oder auf unser Problem angewandt: wenn das Adjektiv voransteht, so ist das an sich noch kein Beweis dafür, daß dem Sprechenden zunächst die Eigenschaftsvorstellung gekommen sei und dann erst die Dingvorstellung (und umgekehrt). Nun scheinen mir aber die Paulsche 'Verbindung' und die Wundtsche 'Zerlegung' einander durchaus nicht auszuschließen (wie man allgemein annimmt). Denn bevor ich etwas zerlege, muß ich etwas zusammengefügt haben: gewiß habe ich im Augenblick des Sprechens zumeist schon eine Gesamtvorstellung — aber diese Gesamtvorstellung muß ich mir erst gebildet haben. Paul führt in der 4. Auflage folgendes Beispiel ins Feld: ich bin in der Wüste und höre zunächst ein Brüllen; erst dann denke ich bei mir: 'Das muß wohl ein Löwe sein' (den ich gar nicht sehe), und wenn ich nun sage: 'Ein Löwe brüllt' oder 'Es brüllt ein Löwe' oder 'Da brüllt ein Löwe', so habe ich offenbar zwei Vorstellungen zusammengefügt. — Mir scheint, Paul ist vollkommen im Recht, und ich kann sein künstlich erdachtes und etwas exotisches Beispiel durch eine Reihe von Fällen aus Schriftstellern belegen. Am überzeugendsten scheint mir folgendes: Maupassant (IX 266) erzählt von jemand, der geduldig beim Angeln gesessen hatte: *et il aperçut, décrivant dans le ciel une courbe de météore, et accroché à l'un de ses hameçons, un magnifique chapeau ...* Maßgebend für die Vorstellung war hier offenbar die Reihenfolge, in der sie kamen: der Angler bemerkt zunächst nur, daß ein unbestimmtes Etwas einen Bogen beschreibt und an seiner Angel hängt — und erst hinterdrein erkennt er zu seiner Überraschung, daß es ein Hut ist (nebenbei wird durch die Verlegung des *chapeau* in die Tonstelle das Verblüffende seiner Entdeckung noch besonders hervorgehoben: durch die dazwischengestellten Bestimmungen wird der Leser gleichsam in Spannung gehalten, und der Satz endet mit einem Knalleffekt). Vergleiche noch: *... et j'aperçus, alignées contre le mur par rang de taille, six petites filles* (Maup. IX 266); *ils aperçurent, pareil à un énorme champignon, le chapeau du père Clovis* (ib. XVII 169); *et j'aperçus, tremblant, ouvrant sur moi des yeux effarés et brillantes, un pauvre petit garçon* (XI 158); *j'aperçus, debout, à dix pas de moi, enveloppé dans son immense manteau jaunâtre, coiffé d'un bonnet de laine, et tricotant toujours un bas, comme font les bergers chez nous, le pâtre ...* (XV 209); *j'aperçus, prenant un bain, se croyant bien seule à cette heure brûlante, une grande fille nue ...* (IV 67); *Alors, tout là-bas, et venant vers lui, il vit une yole mince et longue* (XXIX 61); *devant un des trois comptoirs où trônaient, fardées et défraîchies, trois marchandes de boissons et d'amour* (XIII 19) usw. usw. Wohlgemerkt: man darf nicht behaupten, die Voranstellung sei ein Zeichen dafür, daß der Schriftsteller in dem Augenblick, wo er das Ausgesagte hinschreibt, den Gegenstand der Aussage noch nicht deutlich vor sich sieht (denn wie könnte er sonst *alignées, pareil, enveloppé, seule, fardées* usw. in die maskuline oder feminine Form setzen?) — wohl aber darf man vermuten, daß Maupassant als Künstler (im besonderen als Impressionist!) die Vorstellungen in der Reihenfolge gibt, in der sie bei ihm oder bei seinen Geschöpfen aufgetaucht sind (und nicht in der Reihenfolge Aussage—Ausgesagtes, wie es die Logik erforderte). Betrachtet man z. B. den Satz: *... autour de nous, accroupies au sommet des murailles, perchées sur toutes les saillies, une assemblée de bêtes ... nous tirait la langue ...* (IX 265), so hat er *accroupies* und *perchées* auf *bêtes* bezogen, muß also schon bei der Niederschrift dieser Wörter gewußt haben, daß er nachher das feminine *bêtes* wählen würde und nicht etwa das maskuline *animaux* (vorausgesetzt, daß er sich

nicht etwa während der Formulierung oder der Niederschrift seines Gedankens verbessert hat — worüber im letzten Falle das Manuskript Auskunft gäbe, was jedoch in Anbetracht der verschiedenen Bedeutung von *bête* und *animal* wenig wahrscheinlich ist) — wenn er dieses *bêtes* gleichwohl ans Ende stellt, so hat er seine guten Gründe. Aus den gleichen Gründen erklärt sich die Stellung in dem Satze aus Thomas Mann, 'Buddenbrooks' (S. 10): 'An der anderen Wand aber knisterte, in einer halbkreisförmigen Nische und hinter einer kunstvoll durchbrochenen Tür aus blankem Schmiedeeisen, der Ofen': wenn man das Zimmer betrat, so hörte man zunächst ein Knistern; ging man diesem Knistern nach, so sah man die Nische und dann die Tür; daß der Satz mit der adverbialen Bestimmung 'an der anderen Wand' beginnt, ist keine genügende Erklärung für die gewählte Wortstellung, denn unter denselben Umständen hätte es ja auch heißen können: 'An der anderen Wand aber knisterte der Ofen in einer ... Nische ...' oder gar: 'An der anderen Wand aber stand der Ofen, der in einer ... Nische ... knisterte', was einem anderen, mehr geordneten Vorstellungsablauf entspräche und weit weniger künstlerisch wirkte. Und die Voranstellung kann auch aus anderen Motiven heraus erfolgen als aus dem, den impressionistischen Vorstellungsablauf widerzuspiegeln: in Boileaus 'Épitaphe du docteur Arnauld': *Au pied de cet autel de structure grossière Gît sans pompe, enfermé dans une vile bière, Le plus savant mortel qui jamais ait écrit* ... erscheint *sans pompe* und *enfermé dans une vile bière* dadurch emphatisch unterstrichen, und in Maupassants (V 283): *guettant la route par où allait revenir morte, ou mourante, ou peut-être estropiée, défigurée à jamais, celle qu'il aimait encore d'une passion sauvage* versetzt sich der Dichter mitfühlend in die Seele seines Helden, der aufgeregt bei sich denkt: 'Vielleicht ist sie tot, oder im Sterben, oder vielleicht verstümmelt und für immer entstellt' (wie das *peut-être* beweist).

Um aber bei der impressionistischen Wortstellung zu bleiben: wenn man in dieser Weise Partizipien usw. voranstellen kann, so natürlich auch Adjektiva: *et là-haut, sur ma tête, s'étalait, pleine et large, une grande lune* ... (Maup. III 194); *et au milieu de cette immense baie jaune ... s'élevait sombre et pointu un mont étrange* (XVIII 10). Nun sind aber solche vom Substantiv isolierten Adjektiva, die noch vor den Artikel gestellt oder sogar durch Kommata abgetrennt sind, deutlich prädikativ. Diese Beispiele lehren uns also, daß das prädikative Adjektiv keineswegs immer nachgestellt zu sein braucht, und da die Adjektiva des zweiten Beispiels sich durch den Fortfall der Kommata attributiver Geltung nähern, ohne doch ausgesprochen attributiv gebraucht zu sein, so sehen wir ferner, daß 'prädikativ' und 'attributiv' keine absoluten Gegensätze sind, sondern Grenzbegriffe, zwischen denen es Übergänge gibt. Das Adjektiv kann sich sogar noch weiter dem Substantiv nähern (*il ouvre un large bec*, Lafontaine, Le corbau et le renard), es kann aussehen wie ein richtiges Attribut — und dennoch prädikative Geltung haben: denn was sollte obiger Satz anders bedeuten als: 'einen Schnabel, welcher weit war'? 'Weit' ist ja keineswegs eine Eigenschaft, die dem Schnabel dauernd zukäme, wie es sich für ein richtiggehendes Attribut gehört, sondern nur eine vorübergehende, momentane, prädikative, zu vergleichen mit dem von Paul (128 3) analysierten 'er kam gesund an' oder 'der Knabe kam gesund an', wofür man keineswegs sagen könnte: 'der gesunde Knabe kam an'; man bezeichnet das 'gesund' usw. nach Paul gewöhnlich als 'prädikatives Attribut' — man könnte es ebensogut ein 'attributives Prädikat' nennen. (Jedenfalls hat der Verf. unserer Untersuchung es verabsäumt, sich das Verhältnis von 'prädikativ' und 'attributiv' einmal klarzumachen, bevor er es unternahm, eine Abhandlung über die 'Stellung des attributiven Adjektivs' zu schreiben.) Wenn nun Lafontaine in obigem Beispiel das *large* voranstellt, obwohl es prädikative

Geltung hat, so scheint mir, daß er (schon er!) sich damit als Impressionist erweist: jemand, der dem Raben zugesehen hätte, hätte zunächst gesehen, daß er etwas Breites öffnet, etwas Riesenhaftes, einen Rachen, und erst dann hätte er bei sich gedacht: 'Aha, das ist ja sein Schnabel!' Oder genauer gesagt: 'e i n Schnabel', denn auch das ist ganz impressionistisch gedacht: es wird nur gemalt, was man sieht, die logische Beziehung des Besitzes kommt absichtlich nicht zum Ausdruck. Derartige Ausdrücke scheinen mir gerade in der Zeit des Impressionismus besonders häufig zu werden: *il examina d'un œil soupçonneux l'enveloppe*: Anat. France, Jocaste, éd. Nelson p. 161; *elle ouvrit des yeux surpris*; [*Il*] *ouvrait sur sa femme des yeux énormes*; *il contemplait avec des yeux stupides ...*; *il le regardait avec des yeux éperdus*; *il roulait des yeux inquiets*; *le soldat roulait des yeux méchants*; *L'homme roulait des yeux épouvantés*; *Elle regarda d'un œil mouillé de larmes ...*; *Le fou nous regardait d'un œil fixe ...*; *il contemplait d'un œil triste ...*; *Elle descendait d'un pied pressé*; *Ses parents levant des bras indignés*; *qua te tend des bras désespérés* usw., sämtlich aus Maupassant, größtenteils zitiert bei Anna Pietrkowski, Bemerkungen zur Syntax Maupassants, Greifsw. Diss. 1913, S. 28. Hier steht das prädikative Adjektiv, wie zu erwarten ist, n a c h. Hingegen heißt es bei demselben Maupassant: *il ouvrit de grands yeux* und *Le petit ... ouvrait de grands yeux étonnés*; wenn hier das *grand* vorangestellt ist (besonders auffällig im zweiten Beispiel, wo es mit nachgestelltem *étonné* kombiniert ist), so möchte man das freilich zunächst einfach aus der R e g e l erklären, welche die Voranstellung des *grand* verlangt: bei *grand* ist die Freiheit der Stellung aufgehoben, *grand* + Substantiv ist eine syntaktische E r s t a r r u n g, und diese Erstarrung zeigt sich nicht nur da wirksam, wo sie eigentlich berechtigt ist, sondern auch da, wo man der prädikativen Geltung wegen Nachstellung erwarten sollte. Aber diese Erklärung wäre oberflächlich: denn wie sehr man den Geist auch durch 'Regeln' in Banden zu schlagen sucht — er bleibt dennoch frei, er findet immer einen Ausweg, eine Möglichkeit, auszudrücken, was ihm vorschwebt: in unserem Falle die Ersetzung des *grand* durch *énorme*, für das eine solche Beschränkung nicht besteht und das Maupassant ja in einem der obigen Beispiele auch angewandt hat. Wenn er sich also bei *grand* der Regel fügt (und nicht etwa schreibt: **il ouvrait des yeux grands*), so tut er's, weil ihn die Regel hier nicht stört, weil sie seinen künstlerischen Intentionen nicht zuwiderläuft, sondern mit ihnen übereinstimmt: er will nämlich etwa ausdrücken: er öffnete die Augen dermaßen groß, daß man zunächst nur den Eindruck von etwas Großem hatte oder daß dieser Eindruck jedenfalls dermaßen auffallend war, daß die Vorstellung 'Augen' daneben ganz zurücktrat. Bei den anderen Qualifikationen, die er den Augen beilegt (*surpris, stupide, éperdu, inquiet, épouvanté, triste, fixe, méchant*), ist es dagegen weniger wahrscheinlich, daß einem zuerst die Qualität auffällt und dann erst das Qualifizierte: weil eben *grand* eine rein k ö r p e r l i c h e Eigenschaft ist, die man auf den ersten Blick sieht, jene abstrakten Eigenschaften dagegen schwerlich früher wahrgenommen werden als das rein körperliche *yeux*. Damit haben wir zugleich den Grund, warum die 'Regel' besteht, und den Grund, warum sie innegehalten wird: wenn wir sie kritisch prüfen, so müssen wir sagen, sie ist berechtigt — und wäre sie das nicht, wäre sie von einem verständnislosen Grammatiker künstlich aufgezwungen und stünde mit dem Sprachgefühl der Besten in Widerspruch, so könnte sie sich nicht halten. Man könnte höchstens noch fragen: Ja, warum dann aber *il ouvrit des yeux énormes* und nicht **il ouvrit d'énormes yeux*? — Antwort: Vielleicht weil der Schriftsteller in diesem speziellen Falle zuerst *yeux* apperzipiert hat und dann erst *énormes*. Denn er k a n n wohl zuerst das konkrete Qualifikativum apperzipieren — aber er m u ß es nicht. (Vielleicht auch aus einem anderen Grunde.) Worauf es mir ankommt, ist der

Nachweis, daß die schließliche Entscheidung für Vor- oder Nachstellung erst nach einem höchst verwickelten Prozeß des Schwankens zustande kommt oder doch zustande kommen kann; ehe Maupassant schrieb: *il ouvrit de grands yeux,* können sich in seinem Gehirn eine Reihe von unbewußten Überlegungen abgespielt haben, die, w e n n sie bewußt geworden wären, etwa folgendermaßen gelautet hätten: Ich schreibe *de grands yeux,* denn die Voranstellung von *grand* ist ja das Übliche — doch nein: ich schreibe *des yeux grands,* denn das *grand* hat ja hier einen ganz besonderen Wert ('prädikativen' könnte er nur denken, wenn er Grammatiker wäre; wohl aber könnte die Stellung *des yeux tristes* assoziativ, analogisierend mitwirken) — doch nein, ich bleibe bei *de grands yeux,* denn *grand* ist ja das, was früher auffällt als *yeux.* Und der Prozeß kann noch komplizierter verlaufen: statt, wie hier, von a_1 über b_1 zu a_2 zurückzukehren und dort stehenzubleiben, kann der Schriftsteller von a_2 über b_2 zu a_3 zurückkehren oder erst bei a_6 oder b_7 stehenbleiben: wenn es überhaupt statthaft ist, das unübersehbar reiche Getriebe in einem menschlichen Gehirn, 'wo Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt', in der Form eines mechanistischen Bildes zu sehen, so möchte ich die psychischen Prozesse, die zur Entscheidung für Vor- oder Nachstellung führen, mit dem Kreisen einer Roulette vergleichen, die sich blitzschnell über einer Folge von Zahlen dreht und dabei immer von einer geraden zu einer ungeraden schwirrt, um schließlich ganz allmählich zur Ruhe zu kommen und über irgendeiner geraden oder einer ungeraden stehenzubleiben. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn die Syntaktiker bisher den Stein der Weisen, die e i n e Stellungsregel, die für a l l e Fälle paßt, noch nicht gefunden haben, und wenn auch der Verf. nicht zur Klarheit gelangt ist. Solange man ein stilistisches Problem syntaktisch erfassen will, ist man auf dem Holzwege. Wo Freiheit besteht, kann aus den verschiedensten Motiven heraus Voranstellung erfolgt sein und aus ebenso vielen Nachstellung; wenn ich zwei vorangestellte Adjektive aus verschiedenen Schriftstellern (oder sogar aus demselben Schriftsteller, aus demselben Text) wegen ihrer Voranstellung ohne weiteres miteinander vergleiche, so tue ich etwa dasselbe wie jemand, der den 'Faust' mit einer beliebigen Anekdote aus den 'Fliegenden Blättern' vergleichen wollte, unter dem Gesichtspunkt, daß beide in Versen abgefaßt sind und nicht in Prosa. Es gilt vielmehr, zunächst die mannigfachen Motive zu rekonstruieren, die hier und da die Wahl des Verses veranlaßt haben, und das ist nur möglich unter sorgsamster Prüfung der geistigen Zusammenhänge des einen wie des anderen Werkes.

Nehme ich z. B. aus demselben Text, dem wir *il ouvre un large bec* entnommen haben, das unmittelbar vorangehende *pour montrer sa belle voix,* so scheinen diese Beispiele zunächst durchaus komparabel: denn wenn das erste bedeutet: 'er öffnet einen Schnabel, der weit war', so heißt das zweite: um seine Stimme zu zeigen, die schön war (oder wäre)' — hier wie dort hat das Adjektiv p r ä d i k a t i v e n Wert, und hier wie dort ist es (wider Erwarten) vorangestellt. Und doch sind sie nicht komparabel. Denn, wie schon Voßler in seiner glänzenden Analyse dieser Fabel gezeigt hat ('Ein Beispiel ästhetischer Stilanalyse' in 'Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Eine theoretische Untersuchung mit praktischen Beispielen', Heidelberg 1905, S. 83 ff.), ist die Voranstellung, die das eine Mal impressionistisch war, diesmal durch den A f f e k t veranlaßt. 'Das richtige innere Beziehungsverhältnis wäre etwa: *pour montrer combien il avait la voix belle.* Der Rabe in seiner freudigen Aufregung hat aber weder Zeit noch Verstand genug, sich über diese Sachlage klar zu werden, weshalb der Dichter die Absicht des Tieres in affektvoller Synthese: *sa belle voix* darstellt.' Wieder ist die Tatsache, daß die Voranstellung von *beau* geradezu Regel ist, keine genügende Motivierung — aber man denke daran, daß man im Affekt nicht

sagen würde: *Ma voix est belle,* sondern: *Belle est ma voix,* und der Dichter hat sich hier wie sonst ganz in die Seele seines Geschöpfes hineinversetzt. — Fragt man nun aber nach dem Grund, warum bei affektischer Rede das Adjektiv (oder allgemein das Prädikat) nach vorn gleitet, so ist die Antwort: weil bei affektischer Rede die Prädikatsvorstellung im Bewußtsein dominiert. In unserem Falle: der Rabe (in den sich Lafontaine eingefühlt hat) denkt freudig überrascht über das Lob des Fuchses: Ja, schön ist sie (nämlich meine Stimme). Aber der Affekt genügt nicht, um die Voranstellung zu erklären. Denn die Form (*que*) *ma voix est belle!* kann ich genau so affektvoll aussprechen wie: *belle est ma voix!* Der Affekt beeinflußt notwendig die Intensität, mit der ich die einzelnen Worte hervorstoße (es scheint mir das psychologische Gesetz zu bestehen: je stärker ich ein Wort innerhalb des Satzes betone, um so stärker habe ich die zugehörige Vorstellung apperzipiert, oder: die Energie, mit der ich ein Wort hervorbringe, bildet einen Maßstab [oder mindestens einen Anhaltspunkt] für die Energie, mit der sich die zugehörige Vorstellung meinem Bewußtsein dargeboten hat, und diese Energie ist um so größer, je stärker mein Affekt bei dieser Vorstellung beteiligt ist) — aber der Affekt beeinflußt nicht notwendig die Stellung der Worte im Satz. Er kann, aber er muß nicht. Affektisch sind beide Ausdrucksweisen: die mit Vor- und die mit Nachstellung des Prädikats (oder des prädikativen Adjektivs: **pour montrer sa voix belle* kann genau so affektisch sein wie *pour montrer sa belle voix*). Beide sind affektisch, weil es eine vollkommen affektlose Rede überhaupt nicht gibt — sowenig wie eine vollkommen unverstandesmäßige oder unlogische. Mit Recht sagt Voßler ('Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Eine sprachphilosophische Untersuchung.' Heidelberg 1904, S. 37): 'Denn auch die Begriffe 'verstandesmäßig' ('lebhaft') und 'affektisch' in dem Sinne, den ihnen Gröber verleiht, sind relativ. Was verstandesmäßig ist, braucht darum nicht unaffektisch, was affektisch ist, nicht unverstandesmäßig oder unlogisch zu sein. Eine unaffektische oder affektisch gänzlich indifferente Gemütslage gibt es nicht. Stillstand des Affektlebens ist Tod; Stillstand des Intellektlebens ist Blödsinn. Die beiden Begriffe schließen sich also nicht aus, sondern stellen nur Teilbegriffe oder Gradunterschiede dar. Die absolute Einheit, von der sie beide die relativen Teileinheiten ausmachen, ist die Sprache oder das Sprachvermögen des Individuums,' und ähnlich sagt jetzt Haas ('Französische Syntax', Halle 1916, S. 25): 'Daß der Affekt auf die Sprachgestaltung von Einfluß sein kann, leugnet niemand. Aber Affekt und Verstand schließen sich nicht aus, sondern nur wenige Affektlagen von besonders großer Intensität schließen die ruhige Überlegung aus; alsdann wird auch die Rede gehemmt.'

Ergo ist der Affekt keine Erklärung für die Voranstellung des *belle*; sie muß einen anderen Grund haben. Um ihn zu finden, betrachten wir noch einmal die beiden Gestaltungen desselben Gedankens: *ma voix est belle* und *belle est ma voix*. Die dominierende Vorstellung ist offenbar *belle* — denn die eigene Stimme ist für den Raben etwas völlig Vertrautes und Selbstverständliches, und auch der Fuchs hat ja mit dem Wort *ramage* schon auf sie angespielt; ob sie aber schön ist, ebenso schön wie sein Gefieder, das hat er nicht als gewiß hingestellt, das hat er in die Form eines Wenn-Satzes gekleidet. Also beherrscht den Raben ganz die Vorstellung: 'Ja, schön ist sie, nämlich meine Stimme', oder: 'Ja, gewiß ist sie schön!' Er kann nun diese dominierende Vorstellung ganz an das Ende stellen: *Ma voix est belle!*: dann ist sie das Letzte, was der Fuchs hört, gewissermaßen das Echo-Wort, das in seiner Seele nachklingen soll — *la voix* dagegen, diejenige Vorstellung, über die die beiden sich einig sind, wird vorn hingestellt, in den akzentlosen Teil des Satzes, und ist gewissermaßen nur der

Anlauf, den der Rabe zu dem Sprung, zu dem stark akzentuierten *belle* nimmt. Außerdem ist diese Art des Ausdrucks sozusagen die pädagogische: man geht von dem aus, was der Hörer bereits weiß, und erst dann bringt man das Neue, das man ihm beibringen will. Das ist die normale französische Wortstellung, und sie ist nicht affektloser als die andere. Sagt er aber: *belle est ma voix,* so schmettert er zuerst die dominierende, die ihn ganz beherrschende Vorstellung heraus: er kann gewissermaßen die Zeit nicht erwarten, sie loszuwerden, dem Fuchs begreiflich zu machen, wie schön sie ist. Der Akzent rückt nach vorn, und das Vertraute, der Gegenstand der Aussage, das Subjekt, klappt nach. Man denke sich einen Gefolterten, der sich im letzten Augenblick entschließt, seinen Komplizen zu nennen: er wird nicht sagen: 'Er heißt H u b e r' — denn bei dem 'heißt' wird er noch gequält und es könnte schon zu spät sein —, sondern: 'H u b e r heißt er!' Und wenn man ihn nun losläßt, so sagt er vermutlich nicht: 'Ich bin g e r e t t e t!', sondern mit einem Seufzer der Erleichterung: 'G e r e t t e t bin ich!' oder auch bloß: 'Gerettet!' — Denn 'Gerettet' ist die dominierende Vorstellung, sie beherrscht ihn dermaßen, daß sie die anderen sonst noch vorhandenen ganz oder fast ganz unterdrückt. — So verhalten sich nun auch **pour montrer sa voix belle* und *pour montrer sa belle voix.* Stellt man die dominierende Vorstellung ans Ende, so hat man trotz seines Affekts noch Zeit gefunden, an den Hörer zu denken, in dem ja das letzte, das wichtigste Wort nachhallen soll; stellt man sie nach vorn, so hat man vorzugsweise an sich selbst gedacht, an die eigene Nötigung, die äußerst vehemente Vorstellung herausplatzen zu lassen — obwohl man durch das noch Folgende ihren Eindruck abschwächt. Die eine Art ist höflicher, die andere fällt mit der Tür ins Haus; die eine ist das, was die Franzosen *social* nennen (und wofür wir bezeichnenderweise keinen völlig adäquaten Ausdruck besitzen), die andere individualistisch; die eine ist zivilisiert, die andere barbarisch; die eine ist klassisch, die andere romantisch, die eine ist episch, die andere dramatisch — das sind hier nur verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache. Genau so verhalten sich modernes *il a été en Espagne pendant sept ans* gegenüber altem *Set anz tuz pleins ad ested en Espaigne*; modernes *il a conquis la terre jusqu'à la mer* gegen *Tres qu'en la mer cunquist la tere altaigne*; *il n'est restée ni mur ni cité* neben *Mur ne citet n'i est remes a fraindre,* (*cette ville*) *est tenu par le roi Marsilie* gegen *Li reis Marsilie la tient*; *Je ne le ferai pas* gegen *Non ferai* usw. usw. Überall zeigt sich das eine Mal der Gesittete, der Diplomat, der den Knalleffekt bis zuletzt aufspart — und das andere Mal der Barbar, der damit herausplatzt. Und es ist ungemein bezeichnend, daß diese barbarischen Voranstellungen gerade im klassischen Jahrhundert, dem Jahrhundert der Disziplinierung und Zivilisierung, dem 'sozialen' Jahrhundert, bis auf geringe Reste der disziplinierten, zivilisierten, sozialen Nachstellung weichen. Wer diesen langsamen Prozeß der Disziplinierung, der Entindividualisierung an der Geschichte der französischen Wortstellung nachwiese, hätte einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des französischen Geistes geliefert. — Und wenn man im Deutschen sagt: 'Ich habe meinen F r e u n d gesehen' gegenüber französisch: *j'ai vu mon ami,* so zeigt sich in diesem scheinbar belanglosen Unterschied in der Wortstellung der ganze Unterschied zwischen den beiden Völkern: zwischen dem mehr individualistischen Deutschen und dem mehr sozialen Franzosen.

Bezeichnet man, wie es häufig geschieht, die eine Wortstellung als mehr affektisch und die andere als mehr verstandesmäßig, so heißt das, soweit es richtig ist, nur konstatieren, aber nicht erklären. Wenn im neueren Französisch die Endstellung des Dominierenden zunimmt, so bedeutet das nicht eine Zunahme an Logik und Abnahme an Affekt, sondern eine Zunahme an Höflichkeit und eine Abnahme an Unmittelbarkeit; die größere

Logik des modernen Französisch ist nicht eine Ursache, sondern eine Wirkung.

Die so gewonnene Erkenntnis wird nun auch durch die Geschichte der Stellung des Adjektivs bestätigt: im Altfranzösischen steht es überwiegend vorn, im Neufranzösischen überwiegend hinten. (Wobei aber Vor- wie Nachstellung auch andere Gründe haben kann als die Nichtrücksicht oder Rücksicht auf den Hörer.) Und wenn man im neuesten Französisch, etwa seit der Romantik, wieder eine größere Neigung zur Voranstellung konstatiert, so ist sie sicherlich ein Symptom der wachsenden Neigung, sich wieder mehr unmittelbar, mehr impulsiv auszudrücken, ohne die vordem geforderte unbedingte Rücksichtnahme auf den Hörer.

So haben wir für die Voranstellung des Adjektivs in *il ouvre un large bec* und *pour montrer sa belle voix* bei demselben Dichter zwei wesentlich verschiedene Motive aufgezeigt. Haben wir die eine als 'impressionistisch' bezeichnet, so könnte man die andere wohl als 'impulsiv' kennzeichnen. Beide Beispiele sprechen für Wundt, denn in beiden erscheint offenbar eine in ihre Bestandteile zerlegte Gesamtvorstellung: als Lafontaine *large* schrieb, muß er die Vorstellung *bec* schon besessen haben, denn sonst hätte er nicht gewußt, ob er *un* oder *une* zu schreiben hätte; und als er *belle* schrieb, muß er die Vorstellung *voix* schon besessen haben, denn sonst hätte er vermutlich *beau* geschrieben — und ein Satz wie *belle est ma voix* beweist vollends, daß ich am Anfang schon weiß, was ich am Ende sagen will. Steht das nun aber nicht in einem unlösbaren Widerspruch zu der früheren Behauptung, *il ouvre un large bec* sei eine impressionistische Stellung, die Worte seien hier in der Reihenfolge gesetzt, wie die betreffenden Vorstellungen aufgetaucht sind, und so sei eine solche Stellung ein Beweis für die Richtigkeit der Paulschen Theorie vom Satz als der Verbindung mehrerer Vorstellungen? Die Lösung dieses Widerspruches kann nur die folgende sein: gewiß haben wir beim Sprechen immer bereits eine Gesamtvorstellung — aber wir haben auch das Bewußtsein von der Reihenfolge, in der uns die Einzelvorstellungen gekommen sind, und wir bringen die zugehörigen Worte zuweilen in eben dieser Reihenfolge zum Ausdruck. Das ist die durch die Analyse des sprachlichen Niederschlages geforderte Synthese zwischen den Theorien Pauls und Wundts. Eine Synthese, die ich nicht aus irgendeinem psychologischen System gewinne, sondern aus den sprachlichen Tatsachen bzw. aus ihrer ästhetischen Interpretation. Denn mir scheint, die Psychologie kann von der Sprachwissenschaft sehr viel lernen, die Sprachwissenschaft aber nur sehr wenig aus der Psychologie. Oder, wie Voßler ('Sprache als Schöpfung usw.', S. 23) es ausdrückt: wenn die Psychologie 'schon bei uns betteln geht, so soll sie nicht den Anschein geben, als schenkte sie uns etwas, oder als stände sie im Tauschhandel mit uns.'

Übrigens zeigt sich gerade beim Adjektiv, daß die Wundtsche Theorie die Paulsche keineswegs ausschließt, daß, obwohl wir im Augenblick des Sprechens schon eine Gesamtvorstellung besitzen, noch während des Sprechens neue Vorstellungen in uns auftauchen können, die wir erst nachträglich mit dem bereits vorhandenen Ganzen verbinden: wer sich beim Reden oder Schreiben selbst beobachtet, der weiß sehr gut, daß ihm nicht selten noch nachträglich ein Adjektiv einfällt; beim Reden entstehen alsdann Wiederholungen wie 'Ein Mann trat ein, ein ziemlich großer Mann', und beim Schreiben würden wir in diesem Falle einfach in das bereits vorhandene 'Ein Mann trat ein' die Worte 'ziemlich großer' einflicken. Die Romanen mit ihrer Möglichkeit, das Adjektiv nachzustellen, haben es in dieser Hinsicht viel leichter; wenn es bei V. Hugo in den Szenenangaben zu 'Hernani' heißt: *Entre doña Sol, en blanc* (I, I) und *Entre doña Sol, en parure* (III, II), so ist es wenigstens möglich, daß die Qualifikationen *en*

blanc und *en parure* dem Verfasser erst eingefallen sind, als die abgeschlossene Gesamtvorstellung 'Donna Sol tritt ein' schon vorhanden war. Sicherlich scheint mir das vorzuliegen in dem Satz aus Maupassant (V 312): *elle sentit qu'entre cette femme et elle une lutte commençait acharnée* — denn hätte Maupassant das *acharnée* von vornherein apperzipiert gehabt, so hätte er vermutlich geschrieben: *une lutte acharnée commençait* oder ... *commençait une lutte acharnée.* Also: die Nachstellung eines Adjektivs im Romanischen kann ihren Grund darin haben, daß dem Redenden die betreffende Vorstellung als nachträglich eingefallen ist (was sich durch ein Komma verraten kann, aber nicht verraten muß). Das gleiche kann sich natürlich auch im Verhältnis von Subjekt und Prädikat ereignen: Ich will beispielsweise eine Novelle schreiben. Nehmen wir an, ich lasse sie in der Mittagshitze spielen. Ich will also etwas von der Sonne sagen. Es kann nun sein, daß ich, als ungeübter Dilettant, zunächst einmal auf gut Glück hinschreibe '*Die Sonne* ...', noch ohne daß ich wüßte, wie es eigentlich gehen soll, ob mit '... *schien*', oder '... *strahlte*', oder '... *brannte hernieder*', oder '... *warf ihre Strahlen*' usw. — Ist das nicht deutlich die 'Verbindung mehrerer Vorstellungen'?

Doch bleiben wir bei der Voraussetzung einer bereits abgeschlossenen Gesamtvorstellung, in der auch die Adjektivvorstellung schon enthalten ist, und nehmen wir weiter an, es liege auch nicht der Fall vor, daß die dominierende Vorstellung sich impulsiv nach vorn drängt. Alsdann kommt der Unterschied in Frage, ob das Adjektiv etwas Neues einführt oder etwas bereits Bekanntes ausdrückt. Man wird nämlich sagen: *J'ai vu un éléphant énorme*, dann aber fortfahren: *Cet énorme éléphant buvait de l'eau* — weil das erstemal eine allgemeine Gattungsvorstellung vorliegt (*éléphant*), die dann durch *énorme* erst näher bestimmt, erst spezialisiert wird, das zweitemal aber eine bereits vollkommen bestimmte: es wäre also bei indefinitem Artikel im allgemeinen Nachstellung, beim definiten Voranstellung zu erwarten. Im ersten Fall ist das Adjektiv mehr prädikativ (es ließe sich durch einen Relativsatz umschreiben: 'welcher enorm war'), im zweiten mehr attributiv (man könnte einfügen: 'wie gesagt'; das Epitheton ornans wird deshalb immer voranstehen). Auch das hat der Verf. unserer Abhandlung beobachtet (S. 52): *encima del carro venia hecho un asiento alto* (Don Qu.). 'Bei erneutem Vorkommen, wo der Nachdruck vom bereits eingeführten Beiwort gewichen ist, wird daraus ein *alto asiento*' — hat es aber unterlassen, sich nun bei jedem Beispiel zu fragen, ob die Vor- oder Nachstellung etwa mit der Neuheit oder Bekanntheit der Adjektivvorstellung, mit dem dabeistehenden Indefinitum oder Definitum zusammenhänge.

Etwas Ähnliches wie 'Neues nach', 'Bekanntes vor' hat übrigens Haas behauptet (Rom. Forsch. XX 2, S. 538 ff.): 'Das Adjektiv, das vor das Substantiv gestellt wird, ist das Korrelat für eine mit der Gegenstandsvorstellung in einem Apperzeptionsakt apperzipierte Eigenschaftsvorstellung. Das Adjektiv, das nachgestellt ist, ist das Korrelat für eine von der Gegenstandsvorstellung in einem besonderen Bewußtseinsvorgang apperzipierte Eigenschaftsvorstellung.' Nur daß ich nicht in der Ausdrucksweise einer naturwissenschaftlich-mechanistisch orientierten Psychologie in absoluter Weise von 'eins' und 'zwei' sprechen möchte, sondern von 'neu' und 'bekannt', was relative Begriffe sind, wie sie einer geistigen Tätigkeit wie dem Sprechen eher ziemen — daß ich ferner entwickle und erkläre (neu = prädikativ, bekannt = attributiv — gleichfalls relative Begriffe —), was Haas, wie er selbst zugibt, nur behauptet, ohne es bindend beweisen zu können —, und daß ich hier vor allem nur einen Fall unter vielen sehe, wo Haas die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens auf eine einzige armselige Formel zwängen möchte. Zudem aber scheint mir seine Hypothese auch vom Standpunkt seiner eigenen Psychologie aus anfechtbar. Ich halte

es nicht für möglich, eine Gegenstandsvorstellung und eine Eigenschaftsvorstellung in e i n e m Bewußtseinsakt zu apperzipieren. Das wäre etwa so (wenn ein Bild aus der Mechanik überhaupt statthaft ist), als ob ich auf einer Schreibmaschine zwei Tasten auf einmal anschlüge: alsdann gibt es ein Malheur, eine 'Verhedderung', und in der Sprache würde sie sich durch ein Sichversprechen äußern; ich würde statt *cet énorme éléphant* etwa sagen: **cet énophant.* Man kann auf der Schreibmaschine noch so schnell tippen, aber man kann die Schnelligkeit nicht ohne Schaden so weit treiben, daß die Buchstaben gleichzeitig angeschlagen werden; der Vorstellungsablauf mag noch so rapid sein, g l e i c h z e i t i g aber können die Vorstellungen nicht werden (oder nicht ohne Schaden). Wieder zeigt sich, daß erst die Synthese der Paulschen und der Wundtschen Theorie der Wirklichkeit nahekommt: gewiß habe ich Gegenstands- und Eigenschaftsvorstellung als eine Einheit (und nicht nur bei vorangestelltem, d. h. mehr attributivem Adjektiv, sondern auch bei nachgestelltem, d. h. mehr prädikativem Adjektiv, wenn auch die Verknüpftheit im ersteren Fall eine engere zu sein scheint als im zweiten — nicht nur Gegenstands- und Eigenschaftsvorstellung, sondern den ganzen Satzinhalt) — aber diese Einheit, diese Verknüpftheit ist erst das Ergebnis einer Verknüpfung, d. h. einer Verbindung von Gegenstands- und Eigenschaftsvorstellung, und wenn die beiden auch verknüpft sind, so bleiben sie nichtsdestoweniger gesondert und werden nun in der sprachlichen Äußerung zwar verbunden, aber doch wiederum gesondert wiedergegeben. Es ist wie ein Ensemblespiel auf der Bühne: die Einheitlichkeit, das Zusammenspiel war nicht von vornherein da, sondern mußte erst geschaffen werden, und wenn es nun zwar da ist, so bleibt doch jeder einzelne Schauspieler ein von den anderen zu unterscheidender Faktor. Der sprechende Mensch ist der Regisseur; die Vorstellungen (bzw. die Worte) sind seine Schauspieler; wie der Regisseur zunächst solche Schauspieler auswählt, die für die darzustellende Rolle geeignet sind, so wählt der Sprechende die zur Darstellung der ihm vorschwebenden Vorstellungen geeignetsten Worte, so gut oder so schlecht er eben kann; dann aber muß er zwischen ihnen ein Zusammenspiel herstellen (und das ist beim Sprechen die syntaktische Tätigkeit par excellence); wie der Regisseur die Schauspieler, so gruppiert der Sprechende die Worte, er stellt das eine hier- und das andere dorthin; und wie auf dem Theater für die Wirkung des Stückes viel vom richtigen Zusammenspiel und richtiger Gruppierung abhängt, so hängt auch hier von der zweckmäßigen Verknüpfung und Gruppierung viel für die Schönheit und Wirksamkeit der Rede ab. Immer aber werde ich von der Anzahl der gewählten Worte auf die Anzahl der aufgetauchten Vorstellungen schließen können (mögen manche auch noch so belanglose Rollen innerhalb des Ganzen spielen) — und wenn ich das nicht aus den vorhandenen Worten könnte, so wüßte ich nicht, woraus ich es sonst schließen könnte, da wir ja doch in das Innere einer Psyche nicht hineinsehen können, da wir ja doch auf den sprachlichen Niederschlag als auf die einzige Erkenntnisquelle angewiesen sind.

Wenn Haas nun von z w e i Vorstellungen (einer Gegenstands- und einer Eigenschaftsvorstellung) in e i n e m 'Bewußtseinsakt' spricht, so kann ich mir darunter nichts anderes denken als: 'z w e i Vorstellungen in e i n e r' (denn unter 'Bewußtseinsakt' kann ich mir nichts anderes vorstellen als den eben besprochenen Prozeß der Verknüpfung, der aber den einzelnen Vorstellungen ihre Sonderexistenz beläßt). Eben daran aber, an die zwei Vorstellungen in einer, vermag ich nicht zu glauben. Man könnte ja an Fälle denken wie *petit cheval* = 'Pferdchen': hier scheint den zwei Vorstellungen im Französischen (Gegenstands- und Eigenschaftsvorstellung) im Deutschen nur e i n e zu entsprechen, und so könnte man allerdings meinen, in *petit cheval* (mit stets vorangestelltem *petit*) hätten wir in der

Tat zwei Vorstellungen in einer (oder in einem 'Bewußtseinsakt'). Aber es scheint nur so. Denn in Wahrheit hat man eben beim Aussprechen von *petit cheval* genau so gut nur eine Vorstellung wie beim Aussprechen von 'Pferdchen', und diese eine Vorstellung ist nicht erst durch Synthese von zweien gewonnen, sondern war von Anfang an nur eine. Mit demselben Recht könnte man ja behaupten, auch *femme* oder 'Frau' entspräche einer Gegenstands- + einer Merkmalsvorstellung in einem Bewußtseinsakt, nämlich 'weiblicher Mensch'. Analysieren wir einmal, was in einem Menschen vorgegangen ist, der auf der Straße eine Frau sieht und zu seinem Freunde sagt: *Quelle jolie femme!* Würde man ihn fragen: Woran hast du eigentlich, in dem Augenblick des Vorübergehens, gemerkt, daß es eine Frau war: an den Kleidern, am Hut, an der Gestalt, an den Haaren, an dem Fehlen eines Bartes, an der Hautfarbe, an der Gesichtsbildung?, so wird er diese Frage kaum immer so genau beantworten können — jedenfalls aber hat sein Vorstellen niemals den Umweg gemacht: 'Mensch, weiblicher', sondern er hat sofort den allgemeinen Eindruck *femme* gehabt, oder: der Anblick der Betreffenden hat in ihm auf der Stelle die Vorstellung *femme* ausgelöst: er hat nämlich ein gewisses Erinnerungsbild besessen, und in dieses Erinnerungsbild hat die Erscheinung eben hineingepaßt. Ein solches Erinnerungsbild muß man freilich besitzen, wenn sofort die betreffende Vorstellung ausgelöst werden soll. Ein Bauer kann, wenn er über Land geht, sofort ausrufen: *Das ist Weizen!* — ein Städter, der das Erinnerungsbild eines Weizenfeldes nicht besitzt, muß das Korn erst in der Nähe betrachten und untersuchen, um mühselig (wenn überhaupt) zu dem Schluß zu kommen: *Das ist Weizen*, und bei ihm kann sich die Vorstellung allerdings in der Weise bilden, daß er zunächst denkt: *Korn*, und dann erst: *Weizenkorn.* — Wie nun der Anblick einer Frau sofort die Vorstellung *femme* auslöst, weil eben ein Erinnerungsbild da ist, so kann der Anblick eines 'Pferdchens' sofort die Vorstellung *petit cheval* auslösen, ohne daß erst der Umweg beschritten würde: *cheval, petit* (oder *petit, cheval*). Oder mit anderen Worten: *petit cheval* sieht dann nur in der Schrift so aus, als ob es zwei Worte wären und zwei Vorstellungen entspräche, die in einem Bewußtseinsakt apperzipiert worden wären — in Wahrheit ist es nur ein Wort, das nur einer Vorstellung entspricht, vermittelt durch ein Erinnerungsbild; man müßte es dann eigentlich auch in einem Worte schreiben oder mindestens mit einem Bindestrich; denn es ist ein festes Kompositum, genau wie 'Pferdchen' eins ist. Oder: *petit* ist ein Verkleinerungs-Präfix, wie *-chen* ein Verkleinerungs-Suffix ist. *Petit cheval* kann aber in anderen Fällen auch zwei Vorstellungen entsprechen, wenn es nämlich auf dem Umweg *cheval, petit* oder *petit cheval* entstanden ist; *petit cheval* heißt also 1. 'Pferdchen', 2. 'kleines Pferd'. Im Deutschen verrät uns die Anwendung von 'kleines Pferd' bzw. von 'Pferdchen', ob der Sprechende zwei Vorstellungen gehabt hat oder nur eine. Jemand kann etwa anfangen: *Ich sah ein kleines Pferd,* und dann fortfahren: *Das Pferdchen tummelte sich auf einer Wiese.* Das zweitemal hat er bereits ein Vorstellungsbild, das er das erstemal noch nicht hatte. Dem entspricht also im Französischen *j'ai vu un éléphant énorme* und *Cet énorme éléphant buvait de l'eau,* oder das vom Verf. aus dem Don Qu. zitierte Beispiel — *petit* aber würde in beiden Fällen vorangestellt, in der Bedeutung *'kleines Pferd'* wie als *'Pferdchen'*. Haben wir hier nun keine Möglichkeit, zu erkennen, ob es einer oder zwei Vorstellungen entspricht? — Doch: den Tonfall und die Schnelligkeit der Artikulation. Sehen kann man es nicht, auf dem Papier schaut beides gleich aus — aber hören kann man es, und der Syntaktiker darf eben nicht bloß sehen, er muß auch hören. — Und wie nun *petit* in *petit cheval* nur ein Verkleinerungspräfix ist oder sein kann, so kann auch *grand* in *grand cheval* nur ein Vergrößerungspräfix sein, je

nachdem es eben einem fertigen Erinnerungsbild entspricht oder einer erst gewonnenen Verknüpfung; daß es im Deutschen zufällig ein Verkleinerungssuffix gibt, nicht aber auch ein Vergrößerungssuffix, tut natürlich nichts zur Sache. Und ebenso wie *petit cheval* 1. 'kleines Pferd' und 2. 'Pferdchen' heißt, so heißt *vieille femme* 1. 'alte Frau', 2. 'Greisin', *jeune homme* 1. 'junger Mann', 2. 'Jüngling'. (Dagegen heißt *vieil homme* immer nur 'alter Mann'; 'Greis' aber *vieillard.* — Um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Gründe zu bekommen, aus denen das Adjektiv im Romanischen bald vor- und bald nachgestellt wird, vergleiche man einmal die mannigfaltigen Gründe, aus denen im Deutschen bald 'Greis' und bald 'alter Mann' gesagt wird. In dem Vers 'Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß' trägt es sicherlich zur Erhöhung der Komik bei: 'Greis' zaubert uns mit einem Schlage das Bild eines hilflosen Tapergreises vor Augen; 'alter Mann' würde hier viel schwächer wirken, eben weil es nicht aus einem Stück ist, sondern zusammengesetzt. Wegen der komischen Wirkung, die 'Greis' haben kann, sagt man nun, wenn man in ehrendem Tone sprechen will, lieber 'der alte Mann'. Will man nun aber besonders ehrfurchtsvoll von jemand reden, etwa vom alten Goethe, so kann man wieder nur 'der Greis' sagen — mit wesentlich anderer Betonung als in dem komischen Beispiel —, und jetzt zaubert uns das Wort mit einem Schlage das Bild eines Weisen und Verklärten vor; 'alter Mann' würde wieder viel zu schwach wirken, eben weil es nicht aus einem Stücke ist. Und weil nun 'Greis' eine so hohe Bedeutung haben kann, so kann man wiederum nicht geringschätzig äußern: 'Ach, was kann der Greis denn leisten?', sondern muß sagen: 'der alte Mann' usw. Also: sowohl 'Greis' wie 'alter Mann' können zu einer komischen wie zu einer erhabenen Wirkung benutzt werden, können mitleidig oder verächtlich klingen, und man nimmt ja gerade das eine, weil das andere die gewünschte Wirkung nicht hervorbrächte, und umgekehrt. Es kommt eben immer — man kann das gar nicht genug betonen — auf den Zusammenhang an.[1])

Wenn nun *grand* und *petit, jeune* und *vieux* im Französischen so gut wie immer vorangestellt werden, so wird es daran liegen, daß die Fälle, in denen sie mit dem Substantiv ein Kompositum bilden, das nur einer Vorstellung entspricht, bei weitem zahlreicher gewesen sind als jene, in denen sie einer besonderen Eigenschaftsvorstellung entsprechen: es muß hier die Macht der Analogie gewirkt haben, denn im zweiten Falle wäre ja an sich (soweit nicht andere Gründe vorliegen) Nachstellung zu erwarten. Und das ist durchaus verständlich: das Erinnerungsbild eines großen oder kleinen, eines jungen oder alten Wesens besitzt eben so gut wie jeder; weswegen man die Voranstellung mit Recht aus der Allgemeinheit dieser Adjektiva erklärt hat. Bei *bon* und *mauvais, beau, méchant, joli* usw. kommt hinzu, daß sie besonders häufig impulsiv vorangestellt werden; es wirken dann also zwei verschiedene Motive in derselben Richtung. Ja, man könnte wohl geradezu die Regel aufstellen: je allgemeiner ein Adjektiv ist, d. h. je größer die Anzahl der Individuen ist, in deren Wortschatz es sich befindet, desto größer ist seine Neigung zur Voranstellung, und je individueller es ist, je seltener es gebraucht wird, zur Nachstellung. Das ist aber, wie gleich betont sei, nur eine Regel unter vielen, die fortwährend von anderen 'Regeln' durchkreuzt werden kann. Sie erklärt sich folgendermaßen: die Häufigkeit des Gebrauchs ist nur ein Symptom dafür, wie eng es mit dem Substantiv assoziiert ist, wie ausgefahren die Vorstellungsgleise

[1] Daß das keine Binsenwahrheit ist, beweist Haas, der, ungestört durch meine Rezension seiner 'Grundlagen der französischen Syntax' (1912), in seiner 'Französischen Syntax' (1917) abermals schreibt: 'Man braucht ... nicht über den Satz hinauszugehen' (S. 9).

schon sind, wie fest es sich mit dem Substantiv zu einem Kompositum verschmolzen hat.

Vieles wäre noch zu sagen — doch es mag genug sein: ich muß ohnehin um Nachsicht bitten wegen der Länge dieser Rezension. Und so viel glaube ich gezeigt zu haben: auf welchen Ozean von Problemen der Verfasser sich begeben hat, ohne es zu merken. Er hat nur Küstenschiffahrt getrieben.

München. Eugen Lerch.

R. E. Curtius, Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Potsdam, Gustav Kiepenheuer, 1918. 277 S. 8°.

Der akademischen Literaturwissenschaft wird oft vorgeworfen, die jüngste Vergangenheit zu vernachlässigen. Auf dem Gebiete der französischen Literatur ist unsere wissenschaftliche Betrachtung bisher kaum über den Naturalismus Zolas und den feinen Skeptizismus Anatole Frances vorgedrungen. R. E. Curtius sucht diesem Mangel gründlich abzuhelfen; sein Buch, das aus Vorlesungen des Bonner Sommersemesters 1914 hervorgegangen ist, gilt den allerneuesten Wegen der französischen Literatur. Der Verfasser geht nicht ohne sehr starkes Selbstbewußtsein an seine Aufgabe. Er meint, es seien bisher, bis auf ihn nämlich, nur Bierbank- und Kaffeehausurteile über das moderne Frankreich verbreitet gewesen, man habe gegen französische Dekadenz geeifert oder sich an französischem Ästhetentum, an französischer Erotik delektiert. Und er übernimmt es nun, in fünf monographischen Studien und zwei Zusammenfassungen, der Einleitung und dem 7. Kapitel 'Zum Bilde Frankreichs', 'Das neue ... das wirkliche, das ewige Frankreich' zu verkünden. Ein trockenerer Ausdruck als 'verkünden' ist nicht am Platze; denn Curtius fühlt sich durchaus als Prophet. Und er war nun offenbar der Ansicht, daß es eines Propheten unwürdig sei, klar und einfach zu sprechen, wie es die Wissenschaft tun soll, und ganz besonders dann soll, wenn es sich um die Aufklärung dunkler Objekte handelt. Vielmehr befleißigt sich Curtius, um es hart, aber deutlich zu sagen, der manierierten Ausdrucksweise eines modernsten literarischen Klüngels, die heute schon abgegriffen ist, nachdem sie wenige Jahre von einigen wenigen gebraucht wurde. Die 'Schau', womit wohl Intuition verdeutscht werden soll, obwohl es arg an Barnumsche Zirkusschau erinnert, ist ein besonders beliebter Ausdruck dieser Manier, 'Ausfaltung', 'geistliche Gerichtetheit', 'unentfliehbar' gebe ich als weitere, sehr karg bemessene Vokabelproben des Jargons. Da nun ein übergroßer Teil des Buches aus bloßen Übersetzungen besteht, so wird der Leser, der sich die Verdeutschung nicht aus dem Original erklären kann, manchmal vor Rätseln stehen und oft ein schiefes Bild empfangen. Aber dieser Formfehler des Buches, so sehr er auch bis ins Innerste schädigend wirkt, ist nicht der schlimmste. Sehr viel bedenklicher erscheint mir ein anderes Moment. Curtius, der mit so stolzen Worten unsere bisherige Kenntnis des französischen Wesens verneint, ist sich selber über ein Wesentliches im unklaren: er weiß nicht, wie verwirrend beim Franzosen Spiel und Ernst, Maske und Antlitz, Heldentum und Pose, Frömmigkeit und Koketterie, Geist und Esprit, Leidenschaft und Kühle ineinanderzufließen vermögen. Curtius nimmt mit einer Treuherzigkeit, die mit seinem übermodernen Stil fast komisch kontrastiert, alle Äußerungen seiner mehr angeschwärmten als ruhig aufgefaßten Franzosen gleich ernst. Wenn er aus Péguys Kampf gegen die Kantische Philosophie zitiert: *Le Kantisme a les mains pures, mais il n'a pas de mains,* um hierin nur das tatsächliche Ringen nach 'Wirklichkeitsatem' zu sehen, und ohne zu merken, daß die Péguysche Phrase mindestens zu einem Bruchteil aus der Sucht nach Zuspitzung entstanden, zu einem Bruchteil also Spiel ist, so hat er Péguy um

eben diesen Bruchteil zu ernst genommen und mißverstanden. Und solch teilweises Zuernstnehmen und Mißverstehen widerfährt Curtius immer wieder den schöngeschmückten Frömmigkeiten und Begeisterungen seiner Helden gegenüber. Wenn mir aber als ganz ewig und ganz wahr angepriesen wird, worin ich den Bruchteil des Vergänglichen und Lügnerischen deutlich erkenne, dann werde ich leicht auch an den wirklichen Vorzügen des Gelobten irre. Und endlich muß noch etwas, das nach Curtius' Absicht für die 'Wegbereiter' erwärmen soll, den kritischen Leser skeptisch stimmen: der Verf. sieht in der Kunst seiner Autoren das ganz Neue, das ganz Wurzellose, läßt diese Kunst gewissermaßen vom Himmel in die französische Welt fallen, statt aus dem alten französischen Boden hervorwachsen. Mit ihrem Glauben, ihrer Schwärmerei, ihrer Lebensbejahung, ihrem Patriotismus stellt er die Wegbereiter den Skeptikern, den Pessimisten, den Dekadenten, den Internationalisten gegenüber. Das ist aber nichts Neues für Frankreich. Immer hat der französische Boden die beiden Fruchtarten des Glaubens und des Unglaubens getragen, und sieht man genauer hin, so erkennt man deutlich die Verwandtschaft der scheinbar so gegensätzlichen Produkte. Als die Französische Revolution die Religion abschaffte, erfand sie die Göttin der Vernunft, und im katholischsten Katholizismus der Franzosen, mag er sich noch so schwärmerisch, noch so vernunftfeindlich gebärden, ist doch immer mehr oder weniger von der Göttin der Vernunft anzutreffen. Descartes und Pascal sind zuengst verwandt. Und die stärkste französische Skepsis ist irdischer Kulturarbeit gegenüber immer positiv und leidenschaftlich bejahend gewesen, und der vaterlandsloseste französische Internationalismus ist immer überzeugt gewesen von Frankreichs überwältigender Einzigartigkeit, von Frankreichs geistiger Auserwähltheit. Curtius' Wegbereiter sind Fortsetzer der tausendjährigen französischen Literatur, sie sind nach Form und Inhalt als Fortführer und also auch Neuerer zu erklären, nicht als Meteore himmlischer Herkunft mit dunklen Worten anzubeten. Übrigens wäre es für den Literarhistoriker lohnend, dem nachzuspüren, wie sich in ihren unmittelbaren Vorgängern (etwa in der *Légende des Siècles*, aber auch, so seltsam es klingen mag, bei Zola, z. B. im *Rêve* alles anbahnte, was die Wegbereiter entwickelt haben ...

Wenn ich somit dem Curtiusschen Buche eine ungeeignete manierierte Form, mangelnde Unterscheidungskraft dem Ernst und der Pose gegenüber und das Fehlen der literarhistorischen Verknüpfung entschieden vorwerfen muß, so will ich darüber manches Wertvolle der aufrichtig ernst gemeinten Arbeit nicht verkennen. In der Einleitung tritt sehr deutlich hervor, wie die Dreyfus-Affäre in mannigfacher Hinsicht am Umschwung der Volksstimmung und der Umbiegung des literarischen Systems mitgewirkt hat. Weniger gelungen scheint mir die Skizzierung der Bergsonschen Philosophie, die Curtius an sich wahrscheinlich überschätzt, für die jüngste französische Literatur aber gewiß nicht zu hoch bewertet, die er jedoch einem unvorbereiteten Leser keineswegs klarlegen und nahebringen dürfte. Als die eigentlichen Wegbereiter zeichnet er in besonderen Studien Gide, Rolland, Claudel, Suarès und Péguy. Gide ist ihm der Vermittler zwischen den Älteren und den Modernsten, und hier ist wenigstens der Versuch literarhistorischen Verknüpfens gemacht. Einige Analysen der Werke Gides und Rollands zeichnen sich durch Klarheit aus, während in der Claudel-Studie viel Überschwang und pretiöser Wortschwall herrscht. Überall stößt man auf mehr teils französisch, teils deutsch gegebene Zitate als auf eigentliche Charakteristik. Bei dem besonders als Kritiker gefeierten Suarès wird man stutzig, wenn man ihn im Text als den umfassenden, alle Enge, alle Parteien ablehnenden, von Gott und Welt erfüllten Geist gepriesen sieht, und in einer Anmerkung erfährt, daß er im Kriege doch auch 'der Hysterie des Hasses' erlegen sei ...

Im ganzen hat sich Curtius ehrlich um das Péguysche Ziel bemüht: *découvrir ce pays de France sur les routes de France.* Nur eben vielleicht zu ehrlich. Indem er alles, was von drüben kam, ganz ernst, in deutscher Weise ernst nahm und den französischen Einschlag des Spiels nicht in Rechnung setzte. Sein Buch kann zur Einführung und Orientierung in die französische Moderne nur dem dienen, der genug vom französischen Wesen weiß, um sich nicht in die Irre führen zu lassen.

München. V. Klemperer.

Helene Burkhardt, Studien zu Paul Hervieu als Romancier und als Dramatiker. Zürich, Art. Institut Orell Füssli, 1917. 244 S. gr. 8° 6 Fr.

Die Verfasserin dieser Studie besitzt zweifellos eine große schriftstellerische Gewandtheit und verfügt über eine ausgedehnte Kenntnis der neueren französischen Literatur, aber sie tritt an ihren Stoff mit einer Gebundenheit des Urteils heran, die sich bis zur Selbstgefälligkeit steigert und infolge der Bestimmtheit, mit der sie stark persönliche Ansichten vorträgt, sich mit Objektivität nicht immer leicht vereinigen läßt. Im Gegensatz zu der von Brunetière und Hervieus Biographen Malherbe vertretenen Hochschätzung Hervieus möchte sie seinen literarischen Ruhm wesentlich niedriger hängen. Statt Hervieu aus Hervieu heraus gerecht zu werden, gefällt sie sich darin, ihrem unglücklichen Opfer in gewandter Dialektik Verfehlungen aller Art und Schwere vorzurechnen. Überall weiß sie genau zu sagen, nicht bloß wo Hervieu irrt, sondern auch, wie er hätte verfahren müssen, um sich zu literarischer Vollkommenheit emporzuarbeiten. Was sie sagt, ist manchmal recht geistreich, öfters recht anfechtbar; immer aber sind es Dinge, die Hervieu gerade so gut hätte finden können, wenn er sie hätte finden wollen. Nicht das, was Hervieu gewollt und getan hat, sondern das, was er nach Helene Burkhardts Rezept hätte tun müssen, ist für sie die Hauptsache. Es ist natürlich leicht, bei dieser Art von Kritik gegen einen Dramatiker wie Hervieu, der manche offensichtliche Schwäche hat, alles mögliche ins Treffen zu führen, und der stilistisch gewandten Verfasserin fällt es nicht allzu schwer, an dem dankbaren Stoff die Künste ihrer Dialektik zu üben. Aber das Wichtigste, die historische Wertung von Hervieus Werk, kommt dabei entschieden zu kurz. Anfänge dazu sind wohl vorhanden, doch sie reichen bei weitem nicht hin, um den Grundfehler des ganzen Standpunktes wieder gutzumachen und eine objektive Vorstellung von der Sache zu geben. Man wende nicht ein, daß gegenüber einem Dichter, der seine dramatischen Hauptwerke in den Jahren 1895—1912 hat erscheinen lassen und erst 1915 gestorben ist, die ästhetische Wertung den Ausschlag zu geben hat. Kann man es nicht zur historischen Einschätzung bringen, so lasse man lieber zunächst die Hände davon.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Walther Küchler, Romain Rolland, Henri Barbusse, Fritz von Unruh. Würzburg, Verlagsdruckerei, 1919.

In vier Vorträgen behandelt der Würzburger Romanist folgende Werke der drei Schriftsteller: 'Jean Christophe', 'Le Feu', 'Clarté', 'Ein Geschlecht' und 'Opfergang'. Die Wahl erscheint etwas zufällig; 'Jean Christophe' ist ja nicht das letzte Werk von Rolland; als Küchler das Vorwort schrieb, war ein neues, ganz anders geartetes Werk von Rolland schon einen Monat bei Ollendorf herausgekommen, nämlich 'Colas Brugnon'; auch Unruhs 'Vor der

Entscheidung' gehörte hierher. Trotzdem kann die Auswahl bestehen, sie ist geeint durch die Beziehung zu Deutschland und zur Gegenwart. Zuerst behandelt K. ausführlich und eindringlich 'Jean Christophe', er zeigt die überragende Bedeutung dieses Riesenbuches, das Unkomponierte, manchmal fast Fragmenthafte des Aufbaues, das aber den künstlerischen Wert durchaus nicht schmälert. Er geht sorgfältig den 'Quellen' nach, stellt fest, wie Elemente aus dem Leben Wagners, vor allem aber von Beethoven und Hugo Wolf benutzt sind. Er hätte erwähnen können, daß der 'angesehenste deutsche Komponist' die nicht immer freundlich gesehenen Züge von Richard Strauß trägt. K. setzt sich auch breit mit der Frage auseinander, ob Rolland Deutschland gerecht wird oder nicht; vielleicht zu breit, denn wichtiger bleibt doch immer, wie der Künstler sieht und schreibt, als das Was. Das Was ist uns eben jetzt so wichtig geworden, vielleicht zu wichtig geworden — durch den Krieg. Diesen Krieg schildert das zweite Werk, 'Le Feu' von Barbusse, dieses große Kunstwerk trotz seiner, ich möchte in diesem Ausnahmefall fast sagen, mit seiner Tendenz. So unkünstlerisch a priori jede Tendenz ist, bei Barbusse durchtränkt sie nicht die Schilderung, sondern die objektive, brutale Schilderung zwingt die Tendenz hervor. Im Wichtigen begegnen sich K.s Ansichten mit meinen, die ich in einer Besprechung vom 'Feu' in der 'Internationalen Monatsschrift' 1918 niedergelegt habe.

Dann Fritz von Unruh, der 'Opfergang', der bezeichnenderweise erst 'Verdun' hieß, deutsche Soldaten vor dieser blutgetränkten Festung. Als 'document humain' dem 'Feu' sichtlich unterlegen, denn Barbusse gibt den Soldaten, den Typ Soldat 1914/15, während Unruh eine Reihe gut gesehener Einzelpersonen und Einzelerlebnisse zeigt. Er zeigt einige hervorragende Vertreter, er zeigt das hell beleuchtete Individuum, Barbusse die kompakte, dunkle Masse.

Das Trauerspiel 'Ein Geschlecht' widersteht fast der Analyse, es ist chaotisch, schwer um Ausdruck ringend bis zum Unverständlichen. Allerdings scheint die Äußerungsform des Dichters nicht der einzige Grund davon zu sein; denn wie ich aus dem Kriegspresseamt erfuhr, soll der Stift des Zensors verheerend in dem Drama gewütet haben.

'Clarté' ist wieder ein Durchschnittsschicksal, wie ein französischer Spießer den Krieg dumpf und stumpf miterlebt und nach seiner schweren Verwundung sich plötzlich zur 'Klarheit' durchringt.

Drei Dichter hat uns K. vorgeführt, der Deutsche der schwächste, aber jeder eigenartig und jeder charakteristisch, jeder ausblickend nach fernen, besseren kommenden Dingen. In diese drei Männer führt K. bestens ein in mühsamer Philologenarbeit, die man gar nicht merkt — bei den 'Modellen' zum 'Jean Christophe' — und zugleich im weiten Rahmen der zeitgenössischen Ideengeschichte.

Noch eines: K. bringt ausführliche Inhaltsangaben, die ganz vorzüglich sind; und das ist ein sehr schweres Ding, man denke an die Inhaltsangaben der Durchschnittsliteraturgeschichten. K.s Buch ist ein wissenschaftliches Buch in gutem und — ich scheue nicht vor dem Wort — modernem Stile, was es in Deutschland nicht allzu häufig gibt.

Jena. H. Gelzer.

Paul Lehmann, Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters. Vorgetragen am 6. Juli 1918. (Sitzungsber. Bayr. Akad. d. Wiss., Philos. Kl. 1918, VIII. Abh.) München 1918. 60 S.

Philologie umspannt für Lehmann — wie einst für Boeckh — ein weites Feld: neben Sprache und Literatur auch Paläographie, Buchwesen, Biblio-

theksgeschichte. Dieses Auswachsen zur Geistesgeschichte scheint mir mit der Beschränkung auf die Sprachform des Mittellateins nur für früheste Jahrhunderte und für nicht alle Länder vereinbar. Denn neben dem Latein gibt z. B. in England bereits vor 700 die Volkssprache den Ausdruck für Dichtung und Gesetz, bald nachher auch für Urkunde, Geschichtschreibung, Predigt und Wissenschaft. Doch *what's in a name?*

Ein für die Erforschung der mittelalterlichen Seele begeisterter und durch Traube und W. Meyer bestgeschulter Gelehrter zeigt Ziele und Wege teilweise neu, überall anregend und zuerst systematisch, so daß er schon aus Gründen dieser Methodik jedes Mediävisten Gehör verdient. Dem Anglisten insbesondere aber willkommen erscheinen hier reiche Nachweise ausgewählter Literatur zur Geschichte der Geisteskultur, namentlich der Erhaltung antiker Literatur, unter Kelten und Anglolateinern um 600—1000, auch, ja namentlich, den aufs Festland übersiedelten Geistlichen. Durch neueste und eigene Forschung verlängert, stehen hier Verzeichnisse jener Stifter Frankreichs und Deutschlands, deren Handschriften Scoten oder Angelsachsen als Schreiber oder als deren Lehrer in Schriftform oder Orthographie verraten. Irische Orthographie schreibt nämlich oft *a* statt *o*, vertauscht häufig *e* mit *i* und *s* mit *ss* und führt bisweilen *u* vor *u* oder *e* ein. Des Iren Latein liebt Gräzismen, ohne daß man die Kenntnis von griechischer Sprache etwa deshalb sich groß vorstellen darf. Auch bei den Angelsachsen lieben Dichter samt Rhetorikern — und (möchte ich zufügen) Urkunden — seltenen und griechischen Wortschatz. — Der Prosa der Angelsachsen, besonders Bedas, rühmt der Verfasser nach, daß sie sich strenger als die anderer Völker an antike Grammatik hält. Die Urkunden erwähnt er gar nicht; und doch bieten sie für die Datierung von Schriftart, Orthographie und Stil oft allein ein bestimmtes Jahr. — Die Herkunft eines Kodex vermerkt manch alter Handschriftenkatalog gar nicht und mancher neue nur ohne im Index die Ursprungsorte zu sammeln; ich möchte hier aufmerksam machen, daß der handschriftliche *Class catalogue* des *Manuscript room* im British Museum eine alphabetische Liste der Vorbesitzer enthält. — Unter den Aufgaben, die der Verfasser stellt, ist auch die einer Geschichte des Anglolateins. Ich möchte dafür zunächst nur das Latein Canterburys, Yorks und der Scotenschüler setzen, mit elftem Jahrhundert aber dessen in sich zusammenhängende Insularität, da das Gallolatein, besonders von Le Bec, eingeführt wird, enden lassen; auszunehmen wäre allein Britanniens Rechts- und Staatssprache: nur deren Latein in dem halben Jahrtausend nach 1070 erlaubt nämlich, da es vom Rechte der Kirche und des alten Rom wohl äußere Einflüsse, doch keine innere Umwälzung erfährt, wohl eine eigene Entwicklungsgeschichte. Es hält sich bewußt an die Sprache landsmännischer Überlieferung, was man beim Stile der anglolateinischen Theologen, Philosophen, Moralisten, Satiriker nach 1100 nicht wird nachweisen können. Daß in der Historiographie der Stil eines großen Geschichtschreibers ein paar Jahre nach dessen Tode auf Stiftsbrüder abfärbte, erhellt bei manchem Fortsetzer, z. B. bei dem des Matheus Paris; s. Einleitungen zu *Mon. Germ. hist.* 27. 28.

Deutsche Fraktur-Fanatiker mögen auch hier nachlesen, wie die sogenannte gotische Schrift langsam, zuerst in Italien, der Antiqua wich, und diese trotz des Namens zurückgeht auf das 10./11. Jahrhundert. Leicht lassen sich dem hier Zitierten Kodizes und Urkunden Südenglands um 1075 hinzufügen, die eine wahre Augenweide an Deutlichkeit und Formenschönheit der Antiqua-Muster bilden. — Verfasser schlägt mit Recht vor, alle Literaturnotizen aus großen Chroniken des Mittelalters einmal systematisch zu sammeln; er nennt von Insularen und Normannen nur Marian, Orderic und Robert von Torigni; ich füge z. B. Malmesbury, Diceto, Matheus Paris, Trivet hinzu. Aber wieviel derart bergen auch Map, Girald,

Bacon und vor allem Johann von Salisbury! Von letzterem bemerkt Verf. S. 56 1 den Einfluß auf Helinand; und daß derselbe eine lateinische Odyssee-Übersetzung gekannt habe, enthüllt er als einen Irrtum durch Verkennung seines Horaz-Zitats. — Zu Joseph von Exeters *Troia* vermerkt er, der Pariser Kodex biete kein Autograph, sondern die Abschrift durch einen Romanen, zu Trivet und Holkot, daß auch noch diese späten Theologen heidnische Lateiner moralisch verwenden. — Auch solcher Einzelheiten wegen verdient diese geistvolle Abhandlung die Beachtung der Anglisten.

Berlin. F. Liebermann.

Carl Reinholdt, Die Wundergeschichten des Cod. Pal. germ. 118. Diss. Greifswald 1913. 128 S.

Diese gewissenhafte Arbeit, die die Wundergeschichten des Cod. Pal. germ. 118 (nunmehr in der Heidelberger Universitätsbibliothek) sprachlich wie inhaltlich beleuchtet, ist ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis des Predigtmärleins. Eine Sammlung dieses interessanten Erzählungsmaterials in Form eines *Corpus exemplorum medii aevi* bleibt eine nicht zu unterschätzende Aufgabe künftiger literarischer Forschung, die bisher nur durch wenige Namen, wie Crane, Greven, Herbert, Klapper, Pfeiffer, Schönbach, Ward, um nur die wichtigsten zu nennen, vertreten ist. Der Verfasser hat im Anhang 'Beiträge zur Quellenkunde der Wundergeschichten' das Quellenmaterial eingehend behandelt und ist auch auf die Stoffvarianten eingegangen, z. B. 'Einsiedler und Engel' (Nr. II), 'Reuner Relationen' (Nr. XIII), 'Jüngling will Maria nicht verleugnen' (Nr. XIX), wobei ihm die lat. Geschichten einer Greifswalder Hs. zustatten gekommen sind. Manche dieser Erzählungen stammen natürlich auch aus den *Vitaspatrum*, der Mehrzahl nach aber aus *Caesarius von Heisterbach.* Da jedoch Reinholdt sich noch immer auf die in ihrer ganzen Anlage verfehlte Ausgabe der *Libri miraculorum* von A. Meister berufen mußte, den die Bonner Hs. zur Ansetzung von drei Büchern dieses Werkes veranlaßte und, was noch bedauerlicher ist, zu einer falschen Anordnung der einzelnen Geschichten, so ist manches Caesarius abzusprechen, was bei einer kritischen Nachprüfung lediglich als Zusatz des Kompilators des Bonner Codex sich erweist. Näheres bringt meine bereits abgeschlossene Neuausgabe der *Libri duo exemplorum Caesarii Heisterbacensis.* Demnach ist Caesarius nicht die Quelle bzw. Variante zu Nr. X, XIV, XIX (nur Dial. mir.), XXIX, XXX, XXXIV. Über die Herkunft von Nr. VII wird nichts gesagt; wir finden den gleichen Stoff im *Viaticum narrationum*, vgl. ferner Germ. IX 284; Herbert, 'Cat. of romances,' vol. III, S. 590; Klapper, 'Erzählungen des Mittelalters,' Breslau 1914, S. 325. — Die eigentümliche Form der Geschichte von den beiden Schülern der Schwarzkunst (Nr. XIII), mit der sich der Verfasser ausführlich beschäftigt, ist eine Abart der alten, von Schönbach in seinen 'Reuner Relationen' untersuchten Legende, die in des Caesarius Dial. mir. I 33 verkürzt erscheint, aber in ganz ähnlicher Form von mir in zwei Hss. des Dial. mir. gelesen wurde. Bei der Wichtigkeit dieses Motivs teile ich diese nach Hs. Leipzig, Univ.-Bibl. 445 (s. XV), Bl. 13va mit:

In arte nigromancie cuius titulus 'Mors anime' scribitur duo iuvenes studiosi sicut didici leccione, non relacione apud civitatem Tholetum studebant, discipuli hactenus et iam proficientes in magistros. Accidit ut unus illorum usque ad mortem infirmaretur, et iam tempus instabat et hora ut moreretur. Desperatus a medicis et spem in Deum non habuit, sed et illam 5 sine qua nemo salvatur voluntatem amiserat ecclesie celestis. Sic moritur, vitam hanc amittens nec admissus ad illam. Positus in extremis ad mortem tendit, vitam non sentit et socius in eo temptat primum quod nigromancia promittit, nam statum mortuorum scire volentibus ipsa pollicetur. Ait enim

10 nigromantice ut die septima redeat et se revelet sibi, locum tempusque designat Moritur ille corpore, sed et titulo artis sue, nisi quod titulus in eo completus est prius, nam antea fuit in anima quam in corpore mortuus. Venit dies designatus et ad locum designatum ut refert inquisitor alibi socius, spectans et ipse, cuccurrit ille, an sit ipse socius eius cum admiracione per-
15 quirit. 'Ego sum' inquid 'nec me alium suspiceris'. 'Quomodo' ait 'circa te agitur'? 'Male' inquit 'nec aliter quam ars michi promittit'. Et ille: 'Ubi habitas?' 'In inferno'; inquit 'etsi hic videar, infernus michi tamen nusquam deest cui nunquam et nusquam bene est. Id de me senti: ubicumque sum, torqueor et crucior in hac flamma.' 'Qua?' inquit. 'In qua dives ille torque-
20 batur. Ut clibanus ardeo et ab igne non deseror; ignis enim et massa ego sum'. 'Quomodo' ait 'est illud, cum ego id non video?' Erat autem indutus cappa nigra que scripta erat per totum intus et foris. Et mortuus: 'Vis videre incendium meum quo ego crucior?' 'Libenter' inquit. Iactansque oram cappe levavit abante: inde scintilla resiliens viventis manum tetigit et
25 voravit atque perforavit. Dolet, clamat, ipse ferre non sustinens. Cui socius: 'Si tam durum tibi est ferre scintillam, quid sentire me putas qui totus sic ardeo? Et miserius [est] hoc quod non levior sit michi pena nec finis in pena.' Exclamat ille: 'Heu quod nascimur, quod intramus vitam istam, sed [quid] si transimus ad illam post vitam?' At ille: 'Qui vita beate utuntur
30 et recte, et melius et beacius vivunt, nam vita data est hominibus, ut in ea vite melioris beatitudinem mereantur; sed qui negligunt ipsius indultum, similes mei erunt et sicut ego semper ardeo, ita et ipsi semper ardebunt nec cessabunt.' Horror invadit iuvenem; ut fornacem ferrarii desub cappa videt illum fumigantem atque flammantem et querit ab illo: 'Quid hec scriptura
35 significat in cappa,' nam intus et foris videbatur scripta 'quid cappa ipsa qua indueris nigra et sordida?' 'Cappa' inquid 'totum me capiens totam vitam meam significat qua in seculo male vixi et sordide, quod et color eius exponit. Scriptura eius exterior exteriores actus meos et hominibus manifestos significat, interior vero archana mea significat, prava utique que nunc
40 luo omnia et reddo usque ad novissimum quadrantem.' Ad quem socius cum longo suspirio: 'Ego' inquit 'novi te intus et in cute similiter et te ampliora commisi. Quid ergo erit michi?' 'Eadem' inquit 'pacieris que et ego pacior. Si sustinueris ad hoc, potes ad meliora converti, donec spacium habes et copiam promerendi. Hic quamdiu viges sensu et libero arbitrio
45 uteris, merendi locus est. Post exitum anime iam non est meritum, sed meritis frui.' 'Quo ergo me vertam?' ait alter. 'Converti volo, renunciare seculo et vacare Deo, sed in quo ordine nescio.' Ad hec mortuus: 'Que Dei sunt, iam michi scire non licebit, quia cum licuerit, non curavi.' Cui ille: 'Vel que in inferno sunt nosti?' 'Novi' ait 'et bene novi ipsaque noticia pena
50 quam maxima est michi.' 'Estne' inquit 'ibi cognicio personarum, distinccio graduum, distinccio professionum?' 'Est,' ait 'sunt ibi ordines sine ordine cum turbine et confusione penarum eos involvente, cognicione tamen singulorum vel de merito integro permanente.' 'Quorum' inquit 'ordinum animas plus vel minus habet infernus?' 'Nullus' ait 'ordo, nulla professio immunis
55 est hinc, sed monachorum quos griseos vocant minus habet. Hos pastorum suorum cura conservat, nam alii maxime rectorum negliencia pereunt. Iam ad locum unde veni revertar, manere ultra non licet.' 'Unum' ait socius 'dic michi: an iuvari possis?' 'Non possum,' inquit 'perditus sum et pro me orare non licet.' Quo dicto mox evanuit ab oculis eius. Ille vero monachus
60 fit in ordine nostro, manum habens hodie quoque perforatam, si vivit, vivens ita de cetero ut mortem evaderet anime et evadendi aliis exempla preberet.

Nr. XIV ist wie Anhang Nr. 1, S. 208 ff. in der Meisterschen Ausgabe der Libri mir. des Caes. eine Verstümmelung der bekannten *Visio s. Pauli* (hg. von H. Brandes, Halle 1885). Reinholdt hat S. 111, Anm. mit Recht auf die Lücke in Meisters Text hingewiesen, wo es heißt: ab eo (dracone)

procedunt omnes serpentes et omnia genera vermium | et mali ministratores = dt.: unde von syme stanke kommen alle vor giftige slangen unde worme. In synen munt werden geworffin alle fogede, czolnere, czysenseczer rechtsprechir unde kreter. Dies entspricht bei Brandes (Fassung I, S. 65, 17): Ab eo procedunt copie ranarum et omnia genera vermium. In ore eius mittuntur satrape omnes, qui iniquitatem faciunt in terra cum principibus. — Zu Nr. XXIII ist keine Parallele angegeben; vgl. Ward, *Cat. of romances*, vol. II, S. 668. Die Geschichte findet sich auch in der Hs. Leipzig, Univ.-Bibl. 445, Bl. 264va (De heretico et monacho). — Nr. XXVIII mit der Bekehrung des Wucherers kann nicht auf Caes. dial. mir. II 32 zurückgehen, sondern auf eine Erzählung verwandten Inhalts in derselben Leipziger Hs., deren Schluß übrigens dasselbe unbußfertige Verhalten des Wucherers aufweist wie in der Predigt des Bruders Berthold (Germ. III, S. 407 ff.). Auch diese Fassung sei hier abgedruckt:

Beatus Petrus, primum monachus nostri ordinis, post abbas, postremum episcopus Tharentinus fuit, pluris tamen habens monachatum quam episcopatum, cucullam quam infulam. Monachus sibi, plebi episcopus prefuit, perfectus in utroque, duo hec officia competenter implevit. Hic sanctus dum mira faceret, vera predicaret, magna promitteret, venit vir ad eum qui non 5 posuit Deum adiutorem suum, sed speravit in multitudine diviciarum suarum et prevaluit in vanitate sua. 'Heu tu,' inquit, 'vir bone, bona multa sunt michi, que tamen non bene acquisivi, lucris et usuris congesta sunt. Scire velim quid velit Deus super hiis fieri.' Ad quem sanctus: 'Si queris' ait 'consilium, bene consulo: Frumentum habes ex fenore?' 'Eciam' inquit 'et 10 multum'. Item episcopus: 'Voca viduam pauperem et da illi modios duos, datos ab ea redime et in scrinio seorsum pone.' Letus ille quasi pro redemptore anime sue abiit et fecit sic, iussus ab eo scrinium claudere et sequenti mane contemplari. Et factum est ita. Aperuit et ecce reptilia quorum non erat numerus, serpentes et rane quas bufones vocant, sed et omne 15 genus horridum visu, pavendum auditu; versa in hec fuit elemosina illa. Tot erant bestie quot grana frumenti, que omnia versa in sibilos capita protendebant et inclusorem suum devorare gestiebant. Exanimis ille claudit denuo, currit et irruit ad episcopum, refert factum, querit consilium. Et sanctus: 'En' inquit 'ostendit tibi Deus quid lucra tua mereantur et in qualem ma- 20 teriam post hanc vitam convertantur. Si vis modo acquiescere michi, consilium capies et in brevi eternos illos vermes et morsus eorum infinitos ipse non finiendos evades.' 'O quam libenter' exclamat ille, non facturus tamen quod consuleret episcopus 'Vade' inquit 'et in medio illorum te proice, securus et certus quod in crastinum illesus exibis et vulnus aut macula non erit in 25 te.' Reclamat miser in fide deficiens, iussa non faciens: 'O episcope, si vidisses horrorem, si audisses sibilos eorum et stridorem, linguarum attendisses extensionem, caudarum comminacionem, non me velles eorum cohabitatorem. Iube aliud quod vis; in hoc non acquiesco tibi.' Cui episcopus: 'Si una nocte cum hiis esse ita durum, quos tamen crastino sanus evaderes, 30 quid facies in extremum mansurus cum eis et rodendus ab eis?' — Sic vani filii hominum et sibi de vanitate mencientes et se in idipsum decipientes, dum presencia quam futura pluris estimant, appetunt suavia, dura refugiunt, volunt hic divites fieri et incidere in temptacionem et laqueum dyaboli de quo non facilis copia sit denuo exeundi. Ita factum est et huic qui meritum 35 suum in episcopi virtute cognovit, non tamen ad salutem, quia bonum audire noluit consulem.

Zu Nr. XXX vgl. Klapper a. a. O. S. 325 (vgl. Odo de Ceritona).

Greifswald. Alfons Hilka.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXVI, 7/8 Dezember—Januar 1919 [F. Dörr, W. Viëtor †. Zum Gedächtnis. — K. Eckermann, Die Umformung als Hilfsmittel für Vertiefung des Sprachunterrichtes. — L. Spitzer, Über syntaktische Methoden auf romanischem Gebiet. — Anna Brunnemann, Baudelaire und sein Übersetzer Stefan George. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVI, 9/10 Februar—März 1919 [A. Schröer, Wilhelm Viëtors sprachwissenschaftl. Bedeutung. — Th. Speidel, Zur Phonetik der Vokale. — Gertrud Jahrmann, 'Syr Gawayne and the Grene Knyght' und Stuckens 'Gawân'. — M. Kuttner, Pro domo. — K. Richter, Wie treibt man in der Schule praktische Literaturgeschichte? — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVII, 1/2 April—Mai 1919 [W. Küchler, Ernest Renans Jugendwerk 'L'Avenir de la Science'. — M. Freund, Die Nationalhymnen der Irländer. — Th. Schöningh, Zum Kampfe gegen den neusprachlichen Unterricht. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVII, 3/4 Juni—Juli 1919 [H. Mutschmann, Sarah Austin und die deutsche Literatur. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax (XII). — Eug. Lerch, Die zwei Arten des französischen Konjunktivs. — Vermischtes. — Anzeiger].

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von E. Höpffner. XXXIX, 6. 1919 [A. Stimming, Über Haplologie im Französischen. — E. Höpffner, Die Berner und die Oxforder 'Folie Tristan' (Schluß). — F. Settegast, Über einige Fälle von Wortmischung im Romanischen. — Vermischtes: H. Schuchardt, Mallork. *aguinar* 'wiehern', sp. *escolimoso, escolimado* 'störrisch', 'kränklich' usw., katal. *cubi* 'hohl', katal. *poll* 'Laus', katal. *blastomar*. — G. Baist, Zu den Kasseler Glossen. — W. Meyer-Lübke, Frz. Bas-Rhin, Seine-Inférieure. — M. L. Wagner, Südital. *súdda*, sard. *assudda*, ital. *sulla*, span. *sulla, zulla*, napol. *rente, renza*. — E. Richter, Das Scheinsubjekt 'es' in den romanischen Sprachen. — K. v. Ettmayer, Zur Rolle der Musik in der Metrik der afrz. und aprov. Lyrik. — Besprechungen].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller, XVIII, 1; ausgegeben im Mai 1919 [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, XII. Band, hg. von Chr. Caminada und Maria Decurtins].

Archivum Romanicum, hg. von G. Bertoni. Vol. II No. 1, Gennaio—Marzo 1918 [P. de Labriolle, Pompa diaboli. — J. Vising, La représentation française des groupes initiaux *sl, sm, sn*. — G. Bertoni, Notizie sugli amanuensi degli Estensi nel quattrocento. — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Quattro discussioni etimologiche. — Note etimologiche e lessicali provenzali e franco-provenzali. — Tre voci giuridiche in antico friulano. — Nuove ricerche su Matteo Maria Boiardo e sulle sue relazioni con i Signori di Ferrara. — Una 'putina de legno' di Lucrezia Borgia. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica]. — No. 2, Aprile—Giugno [E. Platz, Recherches sur la formation du genre et la superposition verbale d'après l'Atlas linguistique de la France. — L. Frati, Giunte agli 'Inizii di antiche poesie italiane religiose e morali' a cura di A. Tenneroni (continua). — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni. Etimologie varie. — Ant. lomb. 'frasata' e tergest. 'belisis'. — R. Gatti, Appunti di toponomastica iesina. — T. Sorbelli, Imi-

tazioni e traduzioni in latino della canzone 'Chiare, fresche e dolci acque' del Petrarca. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica]. — No. 3, Luglio—Settembre [Camilla Conigliani, L'amore e l'avventura nei 'Lais' di Maria di Francia. — A. Jeanroy et A. Långfors, Chansons inédites tirées du manuscrit français 846 de la Bibliothèque nationale (à suivre). — L. Frati, Iiunte agli 'Inizii di antiche poesie religiose e morali' a cura di A. Tenneroni (continua). — G. Bertoni, Un nuovo giuoco di società alla corte estense nell' età del Rinascimento. — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Etimologie. — J. Niquille, Anc. franç. 'conrei' nourriture, repas. — L. Clédat, Les pronoms italiens *ne, vi, ci, ce*. — G. Bertoni, Un nuovo poeta italiano delle origini]. — No. 4, Ottobre—Dicembre [Varietà e Aneddoti: Blanche Sutorius, Le doctrinal de Raimon de Castelnou (Reproduction diplomatique du ms. Libri 105). — T. Sorbelli, Fantasmi poetici nella canzone: 'Chiare, fresche e dolci acque'. — Ambrosina Rini, Noterelle di morfologia bormina. — G. Bertoni, Una lettera di Guido Postumo Silvestri a Lodovico Ariosto. — Nuovi canti di uccelli in dialetti alto-italiani. — Bibliografia]. — Vol. III, No. 1, Gennaio—Marzo 1919 [A. Jeanroy et A. Långfors, Chansons inédites tirées du maniscrit français 846 de la Bibliothèque nationale (à suivre). — C. Fabre, Un poème inédit de Peire Cardinal. — G. Bertoni, Nota alto studio precedente. — G. Bertoni, Le tenzoni del frammento francese di Berna A. 95. — L. Frati, Giunte agli 'Inizii di antiche poesie religiose a cura di A. Tenneroni' (fine). — Varietà e Aneddoti: M. Mörner, Le 'terminus a quo' du Chevalier au lion. — G. Bertoni, Etimologie italiane, francesi e franco-provenzali. — Bibliografia].

v. Wartburg, W., Zur Benennung des Schafs in den romanischen Sprachen. Ein Beitrag zur Frage der provinziellen Differenzierung des späteren Lateins. Mit zwei Karten. Aus den 'Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften', Jahrgang 1918. Phil.-hist. Kl. Nr. 10. Berlin 1918. 36 S. [Gründlicher und lehrreicher Aufsatz, der zwischen lat. ovis, aries, vervex und den vielen romanischen Bezeichnungen im ganzen mit Erfolg die historische Verbindung herstellt. Besonders anziehend ist der Abschnitt über *vervex* und die Bedeutungsverschiebung, die es in Nordfrankreich erfahren hat. Was S. 17 unten gesagt wird, bedurfte zum mindesten einer Quellenangabe. Daß *subsannare* nur im Spanischen fortlebe (S. 7), kann trotz der Herleitung von afrz. *seoner* durch Jud nicht als sicher gelten, vgl. REW. Nr. 8392.]

Ettmayer, Karl Ritter v., Vademecum für Studierende der romanischen Philologie. Heidelberg, C. Winter, 1919. VIII, 187 S. 4,80 M. [Vielleicht sind noch nie höhere Ansprüche an zum 'Mitgehn' eingeladene Studierende gestellt worden, als es hier geschieht; ein Titel 'Gespräche mit Fachgenossen' wäre dem Inhalte entsprechender, und das gilt auch von der syntaktischen Analyse der Straßburger Eide und der literarhistorischen Interpretation des Ritmo Cassinese. Am ehesten faßlich für den Studierenden wird noch das über die Ausgaben der literarhistorischen Forschung Vorgetragene sein. Recht eigenartig ist die Sicherheit, mit der Methoden-, Definitions-, Einteilungs- und Abgrenzungsfragen behandelt werden, als ob da nicht vieles teils an sich problematisch, teils eine andere Auffassung zulassend, teils überhaupt mangels Vorarbeiten ungeklärt wäre, z. B. wenn die gesamte Dialektkunde in das Gebiet der Stilistik verwiesen und der Dialekt als Stilgattung bezeichnet wird. Auch sonst fehlt es nicht an neuartigen Aufstellungen und Behauptungen, die Bedenken erregen und zum Widerspruch herausfordern, so das über den altfranzösischen Stil gegenüber dem neufranzösischen Geäußerte, so wenn der 'Aucassin' als ein Versuch dargestellt wird, 'dem Siegeslauf, den die Artuslegende seit Crestien in der höfischen Literatur durchschritten hatte, ein Paroli zu bieten', oder wenn der nordfranzösischen Lyrik von Anfang an selbständige Züge zuerkannt werden.

Aber daneben steht glücklicherweise auch viel mit berechtigter Originalität Geschautes, mancherlei sorgsam Durchdachtes und fein Abgewogenes, das sehr anregend wirkt und zum Teil als wirklicher Gewinn gebucht werden kann. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort, doch kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß schon wegen des folgenden Konjunktivs nicht begreiflich ist, wie das *com* in der Eulalia 19 temporale Bedeutung haben sollte (S. 70), daß die Deutung des *altresi* in den Eiden gewiß nicht das Richtige trifft (S. 71) und daß die Behauptung, wir hätten, 'Gott sei Dank, so inhaltsreiche, so geistvolle, so wohlgeordnete Literaturgeschichten ...' (S. 138), ungemein überrascht.]

Barwick, K., Die sogenannte Appendix Probi. S.-A. aus 'Hermes' 54. Bd. 1919. S. 409—22. [Es wird der Nachweis unternommen, daß die Appendix Probi, deren maßgebende Hs. (Vind. 17) unmittelbar auf die Instituta artium folgt, ein Rest aus den verlorenen und in den Instituta artium zitierten Teilen eines grammatischen Werkes ist.]

Richter, Elise, Fremdwortkunde. Aus Natur und Geisteswelt Nr. 570. Leipzig und Berlin, Teubner, 1919. 138 S. [Ein lehrreiches, klar und anziehend geschriebenes Buch, das den Romanisten nicht weniger als den Germanisten interessieren muß. In guter Stoffanordnung behandelt die gelehrte Verfasserin zuerst die Abwanderung der Wörter mit den Unterabteilungen Teilkultur, Allgemeine Kultur, Politische Verhältnisse, dann die Aufnahme der Wörter (1. Warum werden die Wörter aufgenommen? 2. Was wird aufgenommen? 3. Wie wird aufgenommen?), weiterhin die internationalen Bildungen sowie die Wanderwörter und schließlich den Kampf wider das Fremdwort (1. Die Entwöhnung vom Fremdwort; 2. Der Ersatz des Fremdwortes). In manchen Punkten kann und muß man widersprechen, so wenn es heißt, daß 'das deutsche Wort nicht gleich zur Hand war'. Der Grund für letzteres liegt trotz allem S. 52 Vorgebrachten doch letzten Endes in der Auslandverehrung des Deutschen, seinem Mangel an völkischem Sinn, der ihm von Anbeginn eigen ist und keineswegs erst im 18. Jahrhundert erwacht, wie S. 47 behauptet wird, während es S. 60 wieder richtig heißt, daß die Franzosen es immer als etwas Selbstverständliches angesehen haben, ohne deutsche Wörter auszukommen. Zu S. 89—91, wo man übrigens die sonstige Klarheit der Darstellung bzw. Anschauung vermißt, ist zu bemerken, daß Deutschland im 16. Jahrhundert kulturell nicht weniger entwickelt war als Frankreich. Der Satz 'Die weltbürgerliche Gesinnung, der Schönheitstraum früherer Zeiten, wird politisch geforderte Wahrheit der nächsten Zukunft' (S. 103) muß mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden, und wenn es weiterhin heißt, daß 'weltbürgerliche und weltmännische Vorurteilslosigkeit weit entfernt ist von läppischer Auslanddienerei, daß da eine scharfe Scheidung not tut', so ist dagegen einzuwenden, daß eine solche Scheidung wohl ein hochentwickeltes Individuum vornehmen kann, aber nicht ein Volk, am allerwenigsten das deutsche. Ist es richtig, daß der Kampf wider das Fremdwort gar keine rein sprachliche Frage ist, sondern eine völkische (S. 136)? Vielleicht wird man sich nur auf den Wunsch beschränken müssen, daß dem so wäre. — Gern hätte man es gesehen, wenn Verf. mehr Beispiele von gut zu verdeutschenden Wörtern gegeben hätte, z. B. 'konsequent' = 'folgerichtig', wobei denn etwas gegen die 'Verdeutschungswörterbücher' gesagt werden konnte — ich denke z. B. an das von Fr. Düsel (1915) —, die eigentlich nur Fremdwörterbücher sind, da sie für ein Wort vielfach eine große Zahl von Ausdrücken bringen, von denen kein einziger einen Ersatz darstellt. Auch würde es sich empfohlen haben, Wörter wie 'perfide' und 'borniert' als Fälle für Unersetzbarkeit anzuführen, weil sich unser 'treulos' und 'beschränkt' weder dem Umfang noch dem Stärkegrade nach damit decken. 'Anschrift' für 'Adresse' wird sich übrigens trotz des an sich nicht unberechtigten Einspruches der Verfasserin, wie es scheint, doch durchsetzen. — Die

S. 21 ff. gebotene Zusammenstellung germanischer Etyma ist dankenswert, bedarf aber etwelcher Überprüfung. Es fehlt z. B. afrz. *espoit* < ahd. *speht* (wie auch bei Meyer-Lübke, REW.), prov. *esclau* neben afrz. *esclou*. *Alérion* < *adalaro* ist doch recht fraglich. Ein fränk. *hestr* bedarf zum wenigsten eines Sternchens. S. 21 muß es anstatt prov. *hiaume* heißen: prov. *elm*, afrz. *hiaume*. S. 62 wird frz. *Arnaud* als Gattungsname 'Feigling' aufgeführt, aber Sachs, Suppl. verzeichnet nur *arnau* aus der Gaunersprache. Daß *-ittus* germanischer Herkunft sein soll (S. 61), beruht wohl nur auf einem Versehen; *Ezz(elino)* gehört nicht in den dortigen Zusammenhang. *Nehmena* und *gebena* (S. 135—36) sind mit Rücksicht auf das kurz vorher Bemerkte nicht verständlich.]

Lerch, Eug., Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens. Gekrönte Preisarbeit der Samson-Stiftung bei der Bayr. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Reisland, 1919. VIII, 427 S. [Nur selten wird einer sprachlichen Erscheinung eine so gründliche Untersuchung zuteil, wie es hier geschehen ist. Auf eine übersichtlich gehaltene Einleitung, die die vorhandene Literatur kritisch beleuchtet, folgt ein systematischer Teil, dessen Ergebnis, daß 'sowohl die kategorische wie die suggestive Gebrauchsweise des Futurums aus der rein prophetischen bezw. potentialen, auf alle Fälle aber rein ansagenden oder rein indikativischen Gebrauchsweise entspringen', man als gesichert ansehen kann. Es fehlt nicht an geistvollen und feinsinnigen Einzelbemerkungen, und groß ist die Belesenheit des Autors. Sie tut sich in langen Reihen von Belegstellen dar, unter denen die französischen durchaus im Mittelpunkte stehen. Die Häufung der Beispiele erklärt sich wohl daraus, daß L. hat zeigen wollen, wie verhältnismäßig gering an Zahl dagegen die deutschen und englischen Stellen sind, die er gleichfalls vorführt (s. auch S. 424—26), und daß das Heischefuturum für das Französische besonders charakteristisch sei; ja, in dem 'Historischen Teil', in dem es sich nur um das Französische handelt, wird letzteres sogar als Tatsache hingestellt ('das Heischefuturum ist etwas spezifisch Französisches'). Dieser Nachweis kann nicht ohne weiteres als erbracht gelten, denn einmal fragt es sich doch, ob L. dem Deutschen und Englischen die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt haben kann (im gesprochenen Deutsch begegnet es jedenfalls gar nicht so selten), und dann muß die Erklärung aus der 'Impulsivität' der Franzosen als einigermaßen problematisch erscheinen. Letzteres scheint L. denn auch gefühlt zu haben, denn er schwächt gleich seine These dahin ab, daß er sagt: 'es *scheint* im Französischen vergleichsweise häufiger zu sein'. Wenn aber nur dies das Ergebnis sein soll, wozu dann eine so lange Betrachtung wie die von S. 286 bis S. 321? Die zweite These des Historischen Teils 'Das Heischefuturum ist im Französischen vermutlich kein Latinismus' ist vielleicht richtig, indessen etwas wohlfeil gegenüber der Tatsache, daß es im Lateinischen doch schon existiert hat. Dagegen kann man wieder den Ausführungen zur 3. und 4. These zustimmen ('Das H.-F. ist populär' und 'Die kategorische Form des H.-F. ist eine Ausdrucksweise des Affekts'), nur ist wohl nicht genug berücksichtigt, daß es, abgesehen vom Temperament, beim Gebildeten doch nicht wenig darauf ankommt, zu wem er spricht und sprechen muß, also auf die äußeren Bedingungen. — Was als historischer Teil bezeichnet wird, wäre besser psychologischer genannt worden, und die historische Übersicht (S. 347 ff.) durfte um so mehr dem 1. Teil angeschlossen werden, als man ja aus den im letzteren gebotenen Beispielen schon einigermaßen auf die chronologische Verteilung schließen konnte. — Noch einige Bemerkungen im einzelnen: Was Engländer in seiner Dissertation vorträgt, trifft im ganzen das Richtige (S. 25); für ursprünglich fragendes *oz* spricht u. a. das häufige *aus tu* in den ältesten provenzalischen Urkunden, vgl. auch Romania XXXI, 131. Übrigens wird irrtümlich behauptet, daß Meyer-Lübke, Gr. II § 151,

welche Stelle überdies in falschem Zusammenhang aufgeführt ist, als *audi* erklärt. An der S. 85 aus R. de Vaqueiras angeführten Stelle liegt sicher suggestives Futurum vor. Das S. 140 genannte provenzalische Gedicht ist nicht nur ziemlich, sondern (wegen der vielen Anspielungen) sehr unklar, s. Archiv 138, 282. *Mar* + Futurum kann nicht als kategorisch gelten (S. 88), vielmehr ist die gleich im folgenden vorgenommene Deutung als konditionell gewiß richtig; ein Etymon *malo augurio* verbietet sich schon wegen des prov. *mala*. Die Erklärung von *mar* + Konj. kann nicht befriedigen; die Anmerkung zu meinen zwei altfrz. Dichtungen II, 235—37 scheint L. entgangen zu sein. Das im ersten Abschnitt von S. 91 Vorgetragene ist sehr unwahrscheinlich; streiche auf S. 92 das *mar ferez*. Rol. 1709 kann füglich nur als konditional aufgefaßt werden (S. 195). Schon in Mme Bovary heißt es: *quoiqu'il lui faudra pourtant suivre les autres* (zu S. 229 unten). Daß man den Dichtern höfischer Romane einen gewissen Anteil an der Entwicklung milderer Sitten zuzuerkennen habe (S. 372), ist doch nur eine Hypothese, ingleichen daß zwischen *vilain* und Herrn das Gefühl der Sympathie geherrscht habe (S. 375); wie kommt es denn, daß die allermeisten Dichtungen von Verachtung gegen den *vilain* voll sind? Die Authentizität der Keuschheitsgürtel (S. 373) kann nicht bestritten werden, s. A. Schultz, Höf. Leben I, 595. Erst müßte nachgewiesen werden, daß sich das Pronomen in der 2. Person am frühesten durchgesetzt hat, ehe das S. 397 Anm. Gesagte halbwegs auf Richtigkeit Anspruch machen kann. Was S. 399—400 steht, wäre besser fortgeblieben, da hier die Zuständigkeit des Autors fraglich erscheinen muß. Irrtum vorbehaltlich, sind die Stellen nicht näher ins Auge gefaßt, an denen Imperativ und Futurum sich unmittelbar nebeneinander finden, so z. B. Folque de Candie 4919, 7271, 7810, so auch in den Makkabäern, vgl. Lerch S. 125. — Hier und da trifft man auf Spuren der Eile: S. 3 Anm. 1 fehlt die Stellenangabe bei Diez [Gr. III, 282 Anm.]. Streiche im Beispiel aus Racine das erste *vous* (S. 121). *Pourrait* ist gesperrt zu drucken, nicht *serait* (S. 229). S. 232 l. Doon de Maience p. 197 statt 195 und schreibe *mousterrai*. Ein Fablel unter dem Titel 'la male dame' steht nicht in der Sammlung von Montaiglon-Raynaud (S. 387); etwas weiter ist der Text ganz in Unordnung geraten. Schreibe M.-R. III, 158 statt 74, I, 111 statt 6 (S. 388); auch steht nicht *battez-leur* im Text. — Das Anführen von Stellen aus Voßlers Buch, dem es bekanntlich an Subjektivität nicht fehlt, überschreitet in den letzten Abschnitten denn doch jedes Maß. Wenn in einem 'Nachwort' von Toblers und Voßlers Schule geredet wird, so muß gegen diese Gegenüberstellung Einspruch erhoben werden. Auch Toblers Untersuchungen gebricht es nicht an der psychologischen Note, nur freilich, daß er sehr vorsichtig zu Werke geht und so geartete Deutungen nur bei ganz sicheren Unterlagen vornimmt.]

Pauli, J., 'Enfant', 'garçon', 'fille' dans les langues romanes. Lund, Lindstedt, 1919. 426 S.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLV, 4 und 5 [Abhandlungen: K. Glaser, Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dritter Teil. — K. von Ettmayer, Satzobjekte und Objektoïde im Französischen. — E. Gamillscheg, Beiträge zur französischen Lautgeschichte. I. Zur *u-ü*-Frage. — W. Meyer-Lübke, Zur *u-ü*-Frage. — L. Spitzer, Frz. *habiller* — prov. *avol* — frz. *billet* — span. *dibujar* 'zeichnen' — frz. *deboissier*. — Referate und Rezensionen: A. Schulze, Zwei altfranzösische Dichtungen, hg. von O. Schultz-Gora (3. Aufl.). — H. Heiß, P. Martino, Le roman réaliste sous le second empire. — W. Martini, Aug. Dupuy, France et Allemagne. Littératures comparées. — W. Martini, P. Soblik, Werther und René].

Voßler, K., Französische Philologie, in 'Wissenschaftliche Forschungsgebiete', hg. von K. Hönn. I. Gotha, Perthes, 1919. 68 S. M. 4.

Sneyders de Vogel, K., Syntaxe historique du français, in der 'Neophilologischen Bibliothek'. Groningue, la Haye, 1919. VIII, 389 S.

Seifert, Eva, Zur Entwicklung der Proparoxytona auf 'ite, 'ita, 'itu im Galloromanischen. Berliner Diss., 1919. 121 S.

Fuchs, Ph., Das altfranzösische Verbum *errer* mit seinen Stammesverwandten und das Aussterben dieses Wortes. Münchener Diss., 1919. 61 S.

Repetitorien zum Studium altfranzösischer Literaturdenkmäler, hg. von K. v. Ettmayer. Nr. 2: E. Winkler, Das Rolandslied. Heidelberg, C. Winter, 1919. 40 S. [Praktische und den Bedürfnissen wohlangepaßte Zusammenstellung des Wichtigsten. Die Elision des *i* im Singular des männlichen Artikels ist kein Alterskriterium (S. 28); wenn Meyer-Lübke, Gr. II, 126 sagt, daß *li* sein i nur in der älteren Zeit verliere, so ist das unrichtig, s. Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 98. Der Deutung von *terre d'Ebire* durch Tavernier (so Tavernier und Stengel für *terre de Bire*) auf Epirus, sowie von *Imphe* auf Urfa, Irfa (= Orfa = Edessa) gegenüber (S. 29) wäre ein viel lebhafterer Zweifel am Platze gewesen. Es kann sich nicht 'fragen, ob überhaupt ein Satzgefüge vorliegt, oder bloß nebengeordnete Hauptsätze' (S. 12); wir haben es wirklich mit parataktischen Hauptsätzen zu tun.]

Schultz-Gora, O., Zwei altfranzösische Dichtungen. Neu herausgegeben mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar. Vierte Auflage. Halle, Niemeyer, 1919. XIV, 226 S. M. 4,50.

Krämer, Ph., Das Meer in der altfranzösischen Literatur. Gießener Diss., 1919. 95 S.

Leitzmann, A., Die Kitzinger Bruchstücke der Schlacht von Alischanz. S.-A. aus 'Zeitschrift für deutsche Philologie' Bd. 48.

Winkler, E., Französische Dichter des Mittelalters II. Marie de France. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl., 188. Bd., 3. Abt. Wien, Hölder, 1918. 130 S.

Lerch, Eug., Die Bedeutung der Modi im Französischen. Leipzig, Reisland, 1919. VIII, 111 S.

Platz, E., Les noms français à double genre. Luxemburg, Worré-Mertens, 1919. 62 S. [Der Titel des nicht unnützlichen Büchleins entspricht nicht recht dem Inhalte. Es handelt sich um eine Zusammenstellung nur einer Anzahl von Substantiven, und dann sind es nicht nur solche, deren Geschlecht heute schwankt, sondern deren Geschlecht früher schwankte. *Labour* ist ein Verbalsubstantiv zu *labourer*. *Doute* ist im Altfranzösischen nicht ausschließlich weiblichen Geschlechts (vgl. das prov. *dopte*). *Amour* m. ist gewiß auf Personifikation zurückzuführen. Afrz. *gens* 'etwas' kommt natürlich nicht von *gentes*, sondern von *genus*.]

Deutsch-französisches Satzlexikon für Praxis und Unterricht. Nach Sammlungen von Charles Rieffel ergänzt und umgearbeitet von H. Rabe. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1919. 661 S. M. 26,40.

C. Cury, O. Boerner, Histoire de la littérature française. Troisième édition revue par J. Vernay. Leipzig et Berlin, Teubner, 1918. XIII, 381 S. Geb. M. 6.

Busse, B., Das Drama I. Von der Antike bis zum französischen Klassizismus. Zweite Aufl., hg. von Niedlich, Imelmann und Glaser (Aus 'Natur und Geisteswelt' Nr. 287). Leipzig und Berlin, Teubner, 1918. 132 S. Geb. M. 1,90. — II. Von Voltaire zu Lessing. Zweite Aufl., hg. von Ludwig und Glaser (Nr. 288). 115 S. Geb. M. 1,90.

Weddigen, E., Volkstümliche Rede und Lebensweisheit bei Molière. Marburger Diss., 1918. 70 S.

Wechßler, E., Der Neuphilologe zu Felde. Marburg, Elwert, 1918. 22 S.

Curtius, E. R., Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Potsdam, Kiepenheuer. 275 S. M. 16,50.

Küchler, W., Romain Rolland, Henri Barbusse, Fritz von Unruh. Vier Vorträge. Würzburg, Verlagsdruckerei, 1919. 86 S.

Zünd-Burguet, A., Exercices pratiques et méthodiques de prononciation française. Deuxième édition revue et corrigée par H. Wengler. Marburg, Elwert, 1919. IV, 127 S. M. 3,50. [Die Bezeichnung einer zweiten Auflage ist nicht gerechtfertigt, denn was hier vorliegt, ist etwas anderes als das im Jahre 1901 unter dem Titel 'Praktische Übungen zur Aussprache des Französischen in methodischer Anordnung' erschienene Buch. Der Grundcharakter (Einübung zahlloser Wörter und Sätze) ist zwar der gleiche, aber Anordnung und Inhalt sind ganz verschieden. Viel besser hätte Z.-B. daran getan, seine längst vergriffene Schrift 'Méthode pratique, physiologique et comparée de prononciation française, accompagnée d'un livret d'illustrations', Paris 1902, neu auflegen zu lassen (vgl. meine Anzeige davon im Archiv, Bd. 111, S. 465 f.), denn diese ist wirklich theoretisch wie praktisch sehr brauchbar und besonders wertvoll durch die vorzüglichen Lippenbilder einer die verschiedenen Laute artikulierenden Pariserin.]

Engelke, K., Französisch-deutsche Wörtersammlung, geordnet nach Bildern aus Natur und Menschenleben. Zweite Auflage. Gotha, Perthes, 1919. 61 S.

Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Prosateurs français:

212, B. Fabre, J.-H., Souvenirs entomologiques, hg. von W. Violet. 130 S. M. 1,20.

213, B. Mme J. Malassez, Jacques et Juliette. hg. von Fr. Faßbinder. 83 S. M. 1,20.

Francillon, C., Französisch-deutsches Gesprächsbüchlein. Zweite Aufl. Berlin und Leipzig, Göschen, 1919. Sammlung Göschen. 145 S. M. 1,80.

Krebs, E., Praktische Anleitung zum englischen und französischen Lautkursus. Paderborn, Schöningh, 1919. 29 S. M. 1,20.

Gebhardt, J., Fremdsprachliches Unterrichtswerk zum Schulgebrauch und Selbstunterricht. II. Teil: Der Franzose II von K. Seiler. Leipzig, Liebisch, 1913. Geb. M. 2,40.

Strohmeyer: Französisches Unterrichtswerk. F. Strohmeyer, Franz. Schulgrammatik. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1919. VII, 254 S.

Strohmeyer, Franz. Unterrichtswerk B 2: Elementarbuch 2, hg. von H. Strohmeyer und Fr. Strohmeyer. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1919. IX, 269 S.

Provenzalisch.

Kolsen, A., Zwei provenzalische Sirventese nebst einer Anzahl Einzelstrophen. Halle, Niemeyer, 1919. 31 S. [Die beiden Sirventese sind Gr. 335, 33 (P. Cardinal) und 641, 61 anonym). Nur ein paar Bemerkungen hierzu wie zu den folgenden Einzelstrophen: Die Schreibung von Appel bei B. von Vendatorn 33, 18 kann trotz des S. 4 Anm. Vorgeschlagenen bestehen bleiben. Auch *hi, i* von JM (I, 33) war zu belassen, denn der Aussagesatz ist ja ein Nachsatz, und *i* und *en* können diesen ebenso beginnen wie ein tonloses Pronomen, wenn es auch solcher Beispiele nicht viele gibt. In 4, 3 ist *en Blacatz* keine Anrede, und Soltau wird mit Unrecht getadelt. 11, 9—10 war bei den Hss. zu bleiben; die rechte Deutung gibt Zenker zu F. de Romans Nr. VII; die Strophe ist nämlich keine *cobla esparsa*, sondern Str. 4 des Gedichtes *Quan cug chantar* des F. de Romans, das Bartsch, Gr. zweimal als 156, 11 und 156, 13 aufgeführt hat. In 12, 6 ist das in der Anmerkung Vorgetragene unannehmbar; übrigens sind die Worte *a zo qe·s dc[s]* unübersetzt. Die

letzte Zeile von Nr. 17 gehört nicht zu der betreffenden Strophe und gibt ja auch im Hinblick auf den Zusammenhang gar keinen Sinn, vielmehr ist sie der Anfangsvers des bekannten Gedichtes von F. de Marselha *Si tot mi sui a tart aperceubutz* (Gr. 461, 21), der durch ein Versehen des Kopisten an diese Stelle geraten ist; wir haben es also nur mit einer achtzeiligen Strophe zu tun, und der Vers ist mitsamt dem eingeführten *fort* zu streichen. Für Nr. 22 s. dieses Archivheft, 'Ein provenzalisches Sprichwort'.

Italienisch.

Schürr, Fr., Romagnolische Dialektstudien I: Lautlehre alter Texte. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Kl. 187. Bd., 4. Abt. Wien, Hölder, 1918. 150 S.

Vangensten, Ove C. L., Leonardo da Vinci's Sprog. En stilistisk-sproglig Undersøgelse. Christiania, Dybwads forlag, 1917. XI, 238 S.

Spitzer, L., Ital. *lazzaretto* — ital. *ghetto*. S.-A. aus 'Wörter und Sachen' Bd. VI, Heft 2. [Die Herleitung von *lazzaretto* ist geistvoll und überzeugend.] — Ders., Zu Römisch '*buggero*' termine generico come '*coso*', '*negozio*'. S.-A. aus 'Wörter und Sachen' Bd. VI, Heft 2.

Spörri, T., Il dialetto della Valsesia. Berner Diss. Milano, Hoepli, 1918. Estratto del 'Reale istituto lombardo di scienze e lettere', vol. I, 1, S. 391—409 und 683—752.

Spanisch.

Boletin de la Biblioteca Menendez y Pelayo. Enero-Febrero 1919. Santander. 56 S.

Spanische Bücherei, hg. von A. Haas und E. D. Rodiño. Erster Band: Pio Baroja, Der Majoratsherr von Labraz. München, G. Müller, 1918. 301 S. M. 9. — Zweiter Band: Jacinto Benavente, Der tugendhafte Glücksritter — Die frohe Stadt des Leichtsinns — Das letzte Menuett. München, G. Müller, 1919. 314 S. M. 9.

Spitzer, L., Katalanische Etymologien. S.-A. aus dem 'Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten'. 6. Beiheft. Bd. XXXV. 1917. Hamburg 1918. 35 S. [Wertvolle kleine Studien zur Herkunft und Bedeutung einer größeren Zahl von katalanischen Wörtern und Wendungen. Die Herleitung von *solcir* ist nicht einleuchtend; ein Hinweis auf Diez, EW S. 682 und 776 hätt immerhin nicht geschadet.]

Portugiesisch.

Eilers, G., Lições portuguezas, Kurze praktische Anleitung zum raschen Erlernen der portugiesischen Sprache. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1919. VI, 196 S.

Varia.

Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften, hg. von S. Freud. V. Jahrgang, Heft 4. Leipzig und Wien, 1919.

Seidel, A., Türkische Chrestomathie. Wien u. Leipzig, Hartleben. 190 S. Geb. M. 2,40.

Hassan, Oghlu Bei, Türkisch-deutsche Gespräche. Wien u. Leipzig, Hartleben. 190 S. Geb. M. 2,40.

Philipp, K., Wörterbuch der deutschen und türkischen Sprache. Wien u. Leipzig, Hartleben. 309 S. Geb. 2,40.

Peroch, S., Grammatica tedesca per lo studio autodidattico. Terza edizione. Wien u. Leipzig, Hartleben. 182 S. M. 2,40.

Stockinger, J., Ungarische Sprichwörter in deutscher Sprache. Wien u. Leipzig, Hartleben. 36 S. M. 1,20.

Birnbaum, S., Praktische Grammatik der Jiddischen Sprache. Wien u. Leipzig, Hartleben. 188 S. Geb. M. 2,40.

Graf, A., Los vom Philologismus. Nürnberg, Burgverlag, 1919. 69 S.

Samter, E., Kulturunterricht. Erfahrungen und Vorschläge. Berlin, Weidmann, 1918. 204 S. Geb. M. 7.

Horn, Ew., Das höhere Mädchenschulwesen in Deutschland. Eine vergleichende Übersicht mit besonderer Berücksichtigung der Stundenpläne. Berlin, Weidmann, 1919. 156 S. M. 7.

Hirzel, R., Der Name. Ein Beitrag zu seiner Geschichte im Altertum und besonders bei den Griechen. Abhandl. der philol.-hist. Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften XXXVI, Nr. 2. Leipzig, Teubner, 1918. 108 S. M. 4,80. [Der Personenname Paris kommt von Patricius und hat nichts mit dem Namen der Stadt Paris zu tun (S. 59).]

Otto, E., Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1919. VII, 153 S.

Fulda, Fr. W., Zum Beruf geboren. Grundsätzliches zur Berufsfrage. Jena, Diederichs, 1919. 44 S. Tat-Flugschriften 33.

Mockrauer, Fr., Grundlagen des Moralunterrichts. Praktische Vorschläge für unsere Schulen. Jena, Diederichs, 1919. 62 S. Tat-Flugschriften 34.

Pokorny, J., Die Stellung des Tocharischen im Kreise der indogermanischen Sprachen. S.-A. aus den Berichten des Forschungs-Institutes für Osten und Orient in Wien III, 1—30. 1919.

Braun, A., Zeitungs-Fremdwörter und politische Schlagwörter, verdeutscht und erläutert. Sechste Auflage. Berlin, Buchhandlung Vorwärts, 1919. 68 S.





